Ebeling, Friedrich Wilhelm

Zur Geschichte und Literatur

Berlin [1867]

Zur

# Geschichte und Literatur.

Von

**Friedrich W. Ebeling,**

Doctor der Philosophie, Herzogl. Sachsen-Meiningenschem Archivrath, Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. &c.

**Berlin.**

J. Jolowicz.

1867

Dem

Hochsinnigen Förderer

Vaterländischer Ehre Einheit Und Macht

Heimischer Kunst Und Wissenschaft

Dem Herzog

# GEORG

Von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen

Hoheit.

# Inhalt.

Unfreiwillige Muße des vergangenen Jahres reifte in mir das Vorhaben, aus der Reihe der in einer mehr als zwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit theils in verschiedenen Journalen veröffentlichten, theils im Pulte verschlossen gehaltenen kleinen Arbeiten das zu einem Ganzen auszuwählen, was allenfalls der Mühe werth wäre, der Vergessenheit entzogen zu werden. Weniger war jene Muße eine Folge der ewig denkwürdigen, in das Leben jedes Einzelnen tief eingreifenden Ereignisse, deren unvergleichliche Gunst, doch wohlbegründet in der ungemeinen Energie und politischen Weisheit des großen nationalen Geburtshelfers Bismarck-Schönhausen, wie in der Thatkraft des preu-

ßischen Volkes, nur von den Donquixoten der Demokratie und den Fanatikern fortschrittlicher Romantik ernstlich bestritten werden kann, — als durch Umstände aufgedrungen, deren Erörterung, obschon von allgemeinerem Interesse, hier nicht am passenden Orte. Einige stattliche Bände würden jene Erzeugnisse gefüllt haben. Wenn ich aber von den bereits hinausgetretenen gleichwol nur vier, davon drei (II—IV) so gut wie unverändert, von den unveröffentlichten blos ein einziges selbstständig vorführe, so möchte ich damit nicht gerade eine Consequenz auf die zurückgehaltenen gemacht sehen, vielmehr mich in rechter Selbststrenge von der massenhaft repräsentirten und nicht genug gerügten Eitelkeit oder Schnellfertigkeit, welche jedwede auf Papier verrichtete literarische Nothdurft durch inmittelst geläufigere oder gehobene Autorschaft verschönt wähnt, ausgeschlossen haben, ausgeschlossen, wo der verführerischste Drang der täglichen Existenz Selbststrenge unendlich erschwerte, wol gar aus der Noth eine Tugend machen heischte.

Ueber die Wiener Journalistik (V.) hatte ich bereits 1850 in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift“ einen Artikel geliefert. Aber er war das Werk von kaum mehr als einer Stunde, und mir bald weder nach Inhalt noch Darstellung genügend, so daß ich

ein Jahr darnach an einem andern Orte ergänzend auf denselben Gegenstand zurückkam. Doch auch er behagte mir späterhin nicht völlig, da er gleich dem ersten noch unter Auffassungen und Eindrücken geschrieben worden, welche ich nachmals als unreife und übereilte und nicht länger als die meinigen erkannte. Unterschätzung des Gegenstandes wäre es indeß gewesen, wenn ich nicht Zeit und Gelegenheit zu ihrer Umarbeitung gewünscht hätte. Hier bot sich mir Beides dar. Ineinander verschmolzen und geläutert, ingleichen bereichert durch einige Mittheilungen, die in einem hinterlassenen Fragment von Tuvora und einem auf Autopsie basirten Aufsatz über das Wiener Vereinswesen im Jahre 48 zur Hand waren, denke ich meinen Stoff in einen Guß versetzt zu haben, daß ich ihn meinerseits nunmehr als abgethan betrachten kann.

Zum erstenmal hingegen erscheint die Abhandlung über „die Kirchenversammlung zu Trient“ (I.), und zwar fast genau so, wie ich sie vor länger als zehn Jahren geschrieben und zu einem besondern Capitel des dritten Theiles meiner „sieben Bücher französischer Geschichte“ bestimmt hatte. Weil ich aber heute noch nicht zu sagen vermag, wann ich diesen dritten Theil vollenden werde, inzwischen auch von dem Vorsatze, das fragliche Thema dort so ausführlich zu behandeln, aus

theoretischen Gründen abgegangen bin, die Abhandlung gleichwol für sich bestehen und von den lichtvollen und glänzenden Beurtheilungen, unter welche die fünf ersten Bücher jenes Werkes von einem Christian Baur und Macaulay versetzt worden, vielleicht ein wenig streifen lassen darf, dünkte mich deren gänzliche Unterdrückung nicht geboten. Außer den Depeschen des päpstlichen Nuntius St. Croce, den Episteln Languet's und einem ungedruckten Briefe du Moulin's haben vornehmlich die einschlägigen Werke von Amelot, Brodeau, Brulart, Chifflet, Pasquier, le Plat, de Thou, Pallavicini, Sarpi, Navarete, Isthuanfy, Weiß und Wessenberg dabei gedient.

Weder aber zu den schon einmal veröffentlichten, noch früher gefertigten und blosem Schlummer übergebenen Arbeiten gehört der letzte Abschnitt dieses Buchs. Er ist jüngsten Datums. Erweiterung einer flüchtigen Bekanntschaft mit der Wittwe des ältesten Sohnes des Dichters Gottfried August Bürger leitete selbstverständlich die Rede auf dessen dritte Ehe. Briefe im Besitze der genannten Matrone, von Elise Hahn an Emil Bürger gerichtet, stellten mir deren Charakter in einem ganz andern Lichte dar, als sie ausnahmslos, auch von mir selbst noch kurz vorher (in meiner „Geschichte der komischen Literatur" III. 258) betrachtet worden. Münd-

liche Mittheilungen befestigten vollends meine Muthmaßung, daß man das Unglück jener Verbindung gar zu einseitig der Schwäbin aufgebürdet haben dürfte, und der Vollzug eines Actes der Gerechtigkeit, wenn noch durch anderweitige Belegstücke unterstützt, schien mir in diesem Falle eben so nothwendig als Theilnahme erweckend und verdienstlich. Im Nachgehen der frühern Verhältnisse jener Frau bekam ich über Erwarten ausreichendes Material, also daß ich, zwar schlechterdings keinen um- und vollständigen Lebenslauf, jedoch eine Vertheidigung derselben unternehmen durfte, vielleicht ausgiebiger, als mir dessen Verwendung gelungen: Briefe von Elise Bürger und an sie; verschiedene Blätter zusammenhangsloser Aufzeichnungen ihrer Hand, möglicherweise in der wiederkehrenden, doch meines Wissens beständig aufgegebenen Absicht einer Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichte erfolgt; Briefe von G. A. Bürger; von der Schriftstellerin Marianne Ehrmann, und glaubwürdige Mittheilungen von Personen, welche die Arggeschmähte persönlich gekannt. Zu besonderer Erkenntlichkeit fühle ich mich auch der Generaldirection des königlichen Hoftheaters zu Dresden, und insonderheit dem Hoftheater-Registrator Herrn Ferdinand Liebscher verbunden, welcher sich mit vieler Mühe der Durchsicht der leider unvollständigen Acten des ehemaligen deutschen

Theaters in Dresden von 1764 bis 1815 unterzogen. So außer allem Verhältniß das Resultat dieser Mühe zu meinen Wünschen, war ich doch in der Lage es unverkümmert verwenden zu können. Uebrigens gestatteten der verschiedenartige Inhalt und mancherlei Beziehungen jener Papiere sammt den beschränkenden Bedingungen ihrer meinem Unterfangen bereitwillig entgegengekommenen Eigenthümern kaum andere Benutzung als die vorliegende. Manches ist mir aus allzugroßer Rücksicht und theilweise unbegreiflicher Discretion vorenthalten und untersagt worden. Indeß darf ich es wol kaum bedauern; denn andernfalls wäre die betreffende Darstellung, welche nothwendig auch schon Bekanntes in sich aufnehmen musste, zu einem Umfange gediehen, den mir dieses Buch und anderweitige Ansprüche an meine Zeit platterdings verboten.

Von dem was über diesen Gegenstand zeither geschrieben und gedruckt worden, ist mir, mit Ausnahme eines einzigen Buches, schwerlich etwas Erhebliches entgangen. Dies Buch ist: „G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte, Hamb. und Berl. 1812.“ Ich habe es vergebens auf mehreren Bibliotheken gesucht, vergebens auf antiquarischem Wege. Nach mehrwöchigen Bemühungen musste ich mich an vorhandene Excerpte halten, meine aber, daß sie der gestellten Aufgabe hinreichend

entsprechen. Ich fürchte nicht, die unerlangte Partie könne mein Plaidoyer über den Haufen stoßen.

Endlich noch eine Bemerkung in dieser Angelegenheit. In einem Capitel meiner bereits erwähnten „Geschichte der komischen Literatur" (I. 210—397) habe ich Klotz gegen Lessing in Schutz genommen. Wie das ganze Werk, so weit es vorliegt, mir allgemein zur Ehre angerechnet worden, hat man, wenn auch unbekehrt, an diesem Capitel ungemeinen Scharfsinn gerühmt. Ich bin nicht von so heuchlerischer Bescheidenheit, dies Compliment ganz abzuweisen. Nur ein einziger Mensch, dessen zu gedenken tief unter meiner Würde wäre, hätten ihm nicht die Spalten eines großen Organes (der „Kölnischen Zeitung") offen gestanden und damit eine gewisse Folie verliehen, ist über jene Schirmung in Epilepsie gerathen. Er hat mir den Beruf zu einer solchen Geschichte abgesprochen, mich einen verdienstlosen Schriftsteller genannt, und gemeint, um einen so schlechten Kerl wie Klotz zu vertheidigen müsse man selber von niedriger Gesinnung sein. Obschon es nun sehr gleichgiltig, ob dieser oder jener Peter Meffert eines Mannes Verdienst anerkenne oder ableugne; die Bubenhaftigkeit, sich zur Herabsetzung eines Geistesproducts gleichzeitig auf den Menschen zu werfen, bereits von Lessing und Börne für alle Zeiten ge-

züchtigt worden ist; die ganze Art jenes anonymen Gebelfers, durch den kläglichsten Mangel an richtigem Denkvermögen um so verächtlicher, einen jener Schreiber verräth, die zu nichts Besserem taugen, als Feuilletons zu beklecken und Leihbibliotheksfutter zu fabriciren, also einen aus der Plebs der Literatur; so müsste ich dennoch die Ansteckungskraft der Fäulniß, dringe sie auch blos als kleinste Eiterbeule hervor, unterschätzen, wenn ich jetzt, wo eine als grundschlecht verschrieene Frau ihren Anwalt gefunden, mit einer Verwahrung meines persönlichen Charakters hinterm Berge halten wollte. Und ich sage daher, wer sich zum Oeftern gleich mir über das Wesen der Frauen im Allgemeinen ausgesprochen und selbst die trübsten Erfahrungen einer grenzenlos unglücklichen Ehe durchrungen hat, der kann wahrlich einzig und allein aus moralisch zwingendstem und achtbarsten Motive für ein so radical geächtetes Weib als Elise Bürger in die Schranken treten. Bis zu welcher Barriere, das zu erkennen möge sich nun der Leser selbst bemühen.

Leipzig, am grünen Donnerstage
1867.

**Friedrich W. Ebeling.**

# I.

# Die Kirchenversammlung zu Trient

in den

Jahren 1562 und 1563

vornehmlich vom

Gesichtspunkte der religiös-politischen Zustände Frankreichs.

Wer die Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich, vornehmlich in der Dauer des Scheinkönigthums Karl IX. im Zusammenhange verfolgen will, darf sich von dem Gange des Concils zu Trient nicht fern halten — denn Frankreich war zuletzt seine Spannader —, so wenig deshalb die Nöthigung obliegt, ihm Schritt vor Schritt und nach allen Seiten hin zu folgen.

Ich versuche die Darstellung desselben zu solchem Zwecke und innerhalb solcher Eingrenzung.

Pius IV. hatte die Zusammenberufungsbulle zwar am 29. November 1560 bekannt gemacht, die mannigfachsten Hindernisse aber verschoben die feierliche Eröffnung jener Synode bis 18. Januar 1562.

Außer den Legaten Hercules von Gonzaga, Cardinal von Mantua, Cardinal Seripando, Stanislaus Hosius, Cardinal und Bischof von Ermland [1], Cardinal Simonetta [2] und Cardinal von Hohenems [3], dem Bischofe von Trient Cardinal Madruzzi, stellten sich zu der Solennität 102 Prälaten, 4 Ordensgenerale, 4 Aebte und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Doctoren; Vertreter der weltlichen Mächte keiner. Allgemach indessen kamen die Gesandten des deutschen Kaisers, von Frankreich,

Spanien, Portugal, Böhmen, Ungarn, Polen, Venedig, Toskana, Savoyen, Baiern, der sieben katholischen Schweizercantone und anderer Fürsten. Die Zahl der Bischöfe stieg in der Folge auf 270. Die Protestanten blieben aus. Sie betrachteten diese Kirchenversammlung als unfrei, vom Papst abhängig, und als blose Fortsetzung derjenigen, die über sie als Ketzer bereits die Verdammung ausgesprochen.

Des Papstes Verhalten zum Concil durfte wenigstens die französische Regierung nicht überraschen. Seine Politik, in Voraus ruchbar geworden [4], bestätigte sich gleich anfänglich. Nach der Eröffnungspredigt des Erzbischofs von Reggio, der die Autorität der Kirche in gleiche Linie mit dem geoffenbarten Worte Gottes brachte und zum Eifer gegen die Protestanten anreizte, wurden die Versammelten befragt: Ihr Väter, gefällt Euch, daß vom heutigen Tage an das allgemeine Concil zu Trient mit Aufhebung jeder Unterbrechung celebrirt, und verhandelt werde, was auf Vorschlag der Legaten und Vorsitzenden zur Erledigung der Religionsstreitigkeiten, Abstellung von Mißbräuchen und Wiedergewinnung des Friedens in der christlichen Kirche der Synode für gut und dienlich deucht? Placet erscholl es hierauf. Wahrung der Initiative also war des Papstes erstes und in der That gewichtiges Streben. Nur Peter Guerrero, Erzbischof von Granada, und Franciscus Blancus, Bischof von Orense, protestirten gegen die Einschaltung: proponentibus legatis ac praesidentibus. Andreas della Cuesta, Bischof zu Leon, und Antonio Colormero, Bischof zu Almeria, widersetzten sich nicht geradezu, doch sie vo-

tirten: dummodo legati proponant, quae visa fuerint Concilio digna proponi. Selbst Philipp II. demonstrirte gegen diese gefährliche Neuerung, und er vornehmlich. Sie blieb aber ihrem Wortlaute wie ihrem Wesen nach in Kraft. Erst zum Schlusse des Concils, nachdem sich der Streit darüber anderthalb Jahre hingezogen und Pius seinen Zweck erreicht hatte, fügte man den Acten die Erklärung bei, jener Passus habe die Geschäftsordnung des Concils keineswegs beengen sollen.

Die ersten Vorlagen der Legaten betrafen Maßregeln gegen ketzerische Schriften. Eine Commission zum Entwurf des Index ward niedergesetzt, auch die Vertheidigung der betreffenden Autoren als zulässig beschlossen. Mitglied dieser Commission war der gelehrte Erzbischof von Prag, Anton Müglitz [5], der als kaiserlicher Abgesandter mit Sigmund von Thun und dem Bischof von Fünfkirchen, Georg Drascowich [6], kaiserlichen Gesandten für Ungarn, im Februar angelangt, darauf antrug, das gegenwärtige Concil in keiner Weise eine Fortsetzung des früheren zu nennen, woran die Protestanten Anstoß nehmen müßten, ferner letzteren freies Geleit zur Synode zu ertheilen, und ihre Bekenntnißschriften bis auf Weiteres nicht zu verdammen. Wirklich versprachen die Legaten Vermeidung jeder Erinnerung an ein fortgesetztes Concil und sagten, vorläufig wäre ihnen um Condemnation des Augsburgischen Bekenntnisses nicht zu thun. In Betreff des überflüssigen Begehrens eines im weitesten Umfange ausgestellten Sicherheitsbriefes wollten die Väter nichts unterlassen, die verirrten Schafe der allgemeinen Heerde zurück zu gewinnen, und verfertigten ihn in der

Congregation vom 4. März für die irrenden Seelen aller Länder. Eine besondere Einladung der deutschen Protestanten ward abgelehnt, weil sie zufolge der Kritik der Bulla celebrationis völlig resultatlos sein würde.

Am 11. März präsentirten die Legaten zur weitern Berathung zwölf Artikel über die Kirchenzucht, von denen der erste, ihr bedeutendster, die heftigsten Debatten hervorrief. Er lautete, wie die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und alle übrigen Geistlichen zur Residenzpflicht anzuhalten, und sich ihr nur aus gerechten, ehrbaren, nöthigenden, der Kirche ersprießlichen Gründen entziehen dürften.

Anton Helius, Patriarch zu Jerusalem, rückerinnerte, daß schon in der ersten Convocation auf die Versäumung dieser Pflicht eine Geldbuße im Betrage der halben Jahreseinkünfte gesetzt worden wäre. Härtere Strafe, wie etwa Absetzung, könne von Niemand denn vom Papst selbst exequirt werden, weil nach altem Kirchenbrauch das Erkenntniß in Sachen der Bischöfe dem päpstlichen Stuhle reservirt sei. Nur um Beseitigung der Pflichtverhinderungen könne es sich jetzt handeln.

Guerrero hingegen stellte den ebenfalls unter Paul III. zur Sprache gekommenen Grundsatz auf: die Residenzpflicht sei de jure divino, der, zum Beschluß erhoben, jede Umgehung derselben abwenden würde. Viele stimmten ihm bei, Andere sprachen dagegen: über für und wider entstanden stürmische Scenen.

Der Bischof von Nocera, Paul Jovius, maß der Residenzpflicht keinen entscheidenden Werth bei. Seit hundert Jahren hätten die Päpste zu Rom residirt; doch gewahre man keine bessere Beschaffenheit des Kirchen-

wesens daselbst denn anderwärts. Die großen Städte, denen es an der Gegenwart der Prälaten nie gemangelt, wären gemeinhin große Herbergen von Verderbtheiten und Lastern. Just in kleinen Gemeinden, die seit einem Seculum keinen Bischof gesehen, träfe man oft gerade das Gegentheil. Eitle Hoffnung sei die Erwartung wesentlicher Kirchenbesserung von der Residenzpflicht. Wie jetzt Mittel behufs Erzwingung dieser Pflicht gesucht würden, so gewiß die Nachkommen Mittel den daraus entspringenden Inconvenienzen vorzubeugen. Das jus divinum aber könne sogar Vorwand zum Nichterscheinen auf Vorladungen werden, ungetreue Seelsorger dürften sich leicht damit der persönlichen Rechenschaft entziehen, die Pfarrer den Bischöfen, diese dem Papst den Gehorsam verweigern. Ja, das jus divinum möchte am Ende die ganze Hierarchie über den Haufen werfen.

Johannes Baptista Bernhard, Bischof von Ajaccio, stimmte zwar mit Guerrero grundsatzweise überein, meinte indeß, man brauche blos das Einmischen der Bischöfe in weltliche Functionen und ihren Aufenthalt an Fürstenhöfen mit Strafen zu belegen, so würden sie die Residenzpflicht von selbst beobachten.

Dies fuhr dem Bischof von Fünfkirchen gewaltig in die Krone. Seit achthundert Jahren hätten die Fürsten die Geistlichen mit weltlichen Aemtern betraut, ihre Cabinette mit Prälaten vervollständigt, und gerade dadurch sei die Kirche zu so hoher Macht gediehen. Schlösse man die Geistlichen von weltlichen Bedienungen aus, möchte der Adel wol nicht mehr in den Priesterstand treten, dann

dieser sich aus lauter geringen Leuten recrutiren, und endlich die Kirche alles Ansehen verlieren.

Auch die Legaten entzweiten sich. Gonzaga und Seripando sprachen wie Guerrero: die Residenzpflicht ist de jure divino; Simonetta und Hohenems: sie ist de jure positivo — eine Meinungsverschiedenheit, die Pius so mißfiel, daß er schon an Abberufung der Legaten dachte. Insbesondere machte er dem Cardinal von Mantua Vorwürfe, daß er die Prinzipienfrage nicht zurück zu drängen verstanden. Gonzaga nahm dies übel, reichte seine Dimission ein, ließ sich aber wieder begütigen. Bei Abstimmung über die Frage, ob die Residenzpflicht göttlichen Rechtes sei, antworteten bei 70 Placet, Einige Non Placet, Etliche: Placet, consulto prius Sanctissimo Domino nostro, Andere: Non Placet, nisi prius Sanctissimo Domino nostro. Nun war zweifelhaft, welches Votum die Majorität beanspruchen dürfe, und deswegen brach ein so verabscheuungswürdiger Lärm aus, daß der Vorsitzende sich nicht anders helfen konnte, als die Versammlung aufzuheben. In Gemäßheit des ausdrücklichen Willens Sr. Heiligkeit ward der streitige Punct auf unbestimmte Zeit verschoben.

Unter solcher und anderweitiger Erregung der Gemüther nahte der 26. Mai heran, und mit ihm die Einführung der französischen Gesandten Ludwig von St. Gelais, Herrn von Lansac, Arnold du Ferrier und Gui du Faur, Herrn von Pibrac. Ihre Instructionen lauteten, sich in gutem Vernehmen mit den kaiserlichen Geschäftsträgern zu erhalten, jedem etwaigen Bündnisse wider die Protestanten entgegen zu arbeiten, eine Reihe von Reform=

anträgen vorzubringen, auf stete Einigkeit der französischen Bischöfe zu achten und hinzuwirken, und selbst in rein äußerlichen Dingen der Würde der französischen Krone nicht das Mindeste zu vergeben.

Im Geiste ihrer Mandanten sprach denn auch Pibrac die Einführungsworte. Die Gesammtheit der Christen, sagte er, richte ihre größten Hoffnungen auf eine allgemeine Kirchenversammlung; von ihr erwarte sie Ausmerzung alles dessen, was sich durch menschliche Schwäche, Nachlässigkeit oder Absichtlichkeit Verderbliches in die Kirche eingedrängt. Der böse Geist des Menschengeschlechts werde zwar die Väter vom rechten Pfade abzulenken suchen, indem er ihnen die persönlichen Nachtheile von Reformen vorspiegele; allein an ihnen sei zu beweisen, daß ihnen das Wohl Aller das Höchste, daß sie die Concile nicht in totalen Mißcredit gerathen lassen wollten. Die meisten Kirchenversammlungen hätten bisher wenig oder nichts gefruchtet, weil sie unfrei, abhängig gewesen. Die Väter möchten, in der heiligsten Angelegenheit zu Richtern berufen, nicht den Mantel nach dem Winde hängen, wie vormals geschehen; sie möchten der Welt beweisen, daß sie, in Unterdrückung unreiner Leidenschaften und Gelüste, entschlossen wären, Treue und Glauben zu fördern, und unbekümmert um Beifall und Mißfallen der Fürsten lediglich der Eingebung des Geistes folgten, der die Synode wahrhaft heilige, eines Geistes, der vom Himmel, und nicht anderswoher stamme. Zu dieser allen Köder verschmähenden, das Feuer der Prüfung bestehenden Freiheit und Rücksichtslosigkeit der Berathungen mit zu wirken, sei ihres Königs

Entschluß. Nicht länger dürfe die Christenheit in Spaltungen leben und in Gefahr ewig neuen Heimfalles an die Waffengewalt; sie müsse endlich in Friede und Freude geeinigt werden.

Auf eine solche Antrittsrede war der Vorstand des Concils nicht gefasst. Er hatte lediglich die allgemeinen Begrüßungsformen erwartet, und der Promotor blieb daher die Antwort bis zur Session vom 4. Juni schuldig. Man müsse diesen Zungendrescher, meinte der Cardinal von Hohenems, der bisher blos mit Plebejern verkehrt zu haben scheine, mit seinem hochfahrenden Gewäsch abfertigen. Dennoch fiel die Antwort, obgleich widerhaarig, glimpflicher aus, als sie der Vorige entworfen. Die Concile, hieß es, wären stets frei gewesen und von allen gottseligen Leuten für recht und gut erkannt worden. Auch das gegenwärtige werde sich weder durch gemeine Volksgunst noch durch die Wünsche der Fürsten beirren lassen. Die Erinnerung daran sei ganz überflüssig gewesen, doch wolle man sie nicht mißdeuten, vielmehr aus wohlmeinendem Sinn entsprossen betrachten. Die Synode werde thatsächlich beweisen, daß ihr die eigene Ehre und Autorität mehr gelte, denn eines Andern Wunsch, Wille und Gewalt, wer er immer sei.

Tags hernach, als am 27. Mai, verfügten sich die Gesandten zu den Legaten, das Ausbleiben der meisten französischen Prälaten durch die Empörungen daheim entschuldigend. Sie zeigten ferner an, mündlich wie schriftlich, daß die Hugenotten die dermalige Convocation, als eines fortgesetzten Concils, für verdächtig hielten, und ein Neues begehrten. Ihr Monarch hätte deshalb mit dem

Kaiser verhandelt, der sich wegen der Bekenner der augsburg'schen Confession ebenfalls für ein Neues Concil ausgesprochen. Nun sage der Pabst, er stelle die Erklärung, ob das gegenwärtige Concil sich als fortgesetztes oder neues zu gebahren, diesem selbst anheim. So möchten denn die Legaten es ausdrücklich als letzteres bezeichnen, doch nicht mit der Phrase: Indicendo continuamus et continuando indicimus, einer Zweideutigkeit, die weder schicklich noch beruhigend wäre.

Die Legaten negirten die Befugniß zu der verlangten Erklärung. Ihnen obläge einzig und allein das Präsidium der Synode nach dem Willen derselben und dem Inhalt der päpstlichen Bulle: — eine Ausflucht, über welche sich namentlich der Erzbischof von Granada höchlich moquirte. Kurz darauf schickte Pius den Befehl das Concil unumwunden ein continuirtes zu nennen. Bestürzt über diese Weisung, welche die kaiserlichen und französischen Gesandten verscheuchen konnte, beschloß der Vorstand Gegenvorstellungen. Doch schneller noch hatte sich der Papst besonnen und am 3. Juni den Legaten geschrieben, über Indiction oder Continuation nach eigenem Ermessen zu verfahren.

In der Sitzung vom 4. wurde die nächste feierliche Congregation zum 16. Juli verlegt, am 6. aber eine allgemeine Versammlung abgehalten, um die Beschlüsse der künftigen Session zu verabreden. In Vorschlag kam der Artikel von der Communion: ob alle Gläubigen benöthigt und kraft göttlichen Gebots schuldig wären, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen; ob die Kirche rechtmäßige Ursache zu der Anordnung besessen, daß die

Laien allein das Brod empfingen, oder ob sie darin gefehlt; ob der ganze Christus sowohl unter einer, wie beiderlei Gestalt dargereicht werde, und ob die Gründe zum einseitigen Abendmahlsgenuß noch aufrecht zu erhalten wären; letztlich ob die Communion kleinen Kindern vonnöthen.

Die französischen Gesandten machten zum zweiten Mal ohne Wirkung geltend, daß Berathung von Lehrstücken füglich nicht vor erlangter Gewißheit des Eintreffens oder Ausbleibens der Protestanten gepflogen werden könne. Etliche Prälaten äußerten, man brauche sich über die Communion nur kurz zu resolviren, weil diese Materie schon früher verhandelt, und solle die Residenzfrage um so gründlicher entscheiden. Simonetta hingegen wendete vor, die Gemüther seien dieses Punctes wegen noch immer aufgeregt: schwerlich dürften die Prälaten jetzt ein genügendes und ruhiges Judicat darüber fällen. Allein das gelassene Blut, das der Legat bedingte, verstanden die Erzbischöfe von Rosana und Solmona ihm zum Aergerniß zu interpretiren. In heftigen und spöttelnden Reden über ihn Beschwerde führend riefen sie einen Sturm hervor, den der Cardinal von Mantua nur durch Verheißung baldigster Erledigung der Frage beschwichtigte.

Am andern Tage überreichten die kaiserlichen Gesandten, welche schon vordem die Nothwendigkeit durchgreifender Kirchenverbesserung hervorgehoben, den Legaten zwanzig Reformationsartikel, als: Veranlassung des Papstes zu einer Reformation seiner selbst und seines Hofes; Reduction der Cardinäle auf die Zahl 24, wenn nicht an der Hälfte zur Genüge; Vermeidung aller anstößigen

Dispensationen; Unterwerfung der Klöster unter die bischöfliche Gewalt und Widerrufung aller Executionen gegen das gemeine Recht; Aufhebung der Cumulation der Beneficien, Errichtung von Schulen an den Dom- und Collegiat-Kirchen, persönliche Residenz und jährliche Visitationen und Bisthumssynoden; unentgeldliche Verrichtung kirchlicher Handlungen und Verbesserung der Pfarreien unzulänglichen Einkommens; Bestrafung des Handels und Wuchers mit geistlichen Aemtern; Verminderung der Kirchensatzungen und keine Gleichachtung derselben mit göttlichen Vorschriften; Beschränkung des Kirchenbannes auf Todsünden und offenbare Unverbesserlichkeit; Pflege des Gottesdienstes in der Landessprache; Revision der Meß-, Gesangbücher, Legenden, Breviere und Abkürzung der Psalmodie; Einschaltungen in deutscher Sprache zur Erbauung des Volks beim Gottesdienst und der Spendung der Sacramente; Reform des Mönchswesens und nützliche Anwendung des Klostervermögens; Nachlassung in der Fastenstrenge, Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe; Abschaffung der ungleichen Postillen über die Evangelien und Verfassung einer neuen allgemeinen Agende; Remotion aller untauglichen Geistlichen und Einrichtungen zur Heranbildung tüchtiger Theologen; Vermehrung der Bisthümer in einigen Landschaften, wozu reiche Klöster zu verwenden; größerer Bedacht auf Wiedergewinnung der Protestanten für den katholischen Glauben als auf Rückgabe der in ihren Händen befindlichen Kirchengüter.

Aus der vorläufigen Antwort der Legaten war zu entnehmen, wie unbequem ihnen diese Propositionen, an welche sich die des Herzogs Albrecht von Baiern schlossen,

und daß sie keineswegs gewillt, sie dem Concil zu unterbreiten.

Pius aber gerieth in Zorn darüber. Er fürchtete nicht weniger, als daß man darauf ausginge, ihn zu Grunde zu richten. Und er rüstete sich dagegen, nicht blos mit geistlichen, nein auch mit weltlichen Waffen, indem er 3000 Deutsche und 4000 Schweizer warb, und sich um das Zustandekommen einer Liga der katholischen Fürsten gegen die vermeintlichen Anschläge der Protestanten bemühte. Zu seinem äußersten Verdruß richtete er nichts aus. Jeder Fürst hatte Gründe seinem Plane auszuweichen, oder, wie sie allzumal sprachen, keine Ursache zur Verhinderung des Concils zu geben, womit Sr. Heiligkeit am Meisten gedient worden wäre. Er saß in der ärgsten Verlegenheit sein bedrohtes Ansehen zu wahren. Er schimpfte auf alle Gesandte; keiner war ihm recht. Lansac nannte er Hugenotten-Botschafter. Die Legaten verschonte er ebenfalls nicht. Von Hosius und Seripando sagte er: sie seien des Cardinalshutes unwerth. Alle Welt, behauptete er, hätte sich gegen ihn verschworen; allein er wolle sie schon wieder auf seine Seite bringen, am Ende bedürften doch Alle seiner.

Obschon nun durch die Legaten und seine erkauften Prälaten von Jeglichem unterrichtet, was zu Trient offen und insgeheim vorging und nicht vorging, mit Berichten von Thatsachen und erfundenen Dingen reichlich versehen, erachtete er dennoch in solcher Lage Karl von Visconti, Bischof zu Vintimiglia, einen verschlagenen Kopf, nach Trient zu schicken nöthig, damit er Simonetta, dem der Pontifex das meiste Vertrauen schenkte, unterstütze, die

andern Legaten überwache, unter den Bischöfen spionire und sie bearbeite, des päpstlichen Stuhles Interesse fördere und von Allem umständliche Relation erstatte. Insbesondere und vorerst sollte er der Residenzfrage entgegen wirken, damit sie wenigstens so lange als irgend möglich verschoben würde. Er trug auch ein Verzeichniß der Creaturen der römischen Curie in der Tasche, um jede einzelne derselben durch Drohungen, Verheißungen, Belohnungen, je nach dem, in Ergebenheit zu erhalten.

Dem Cardinal von Mantua drückte Pius seine höchste Unzufriedenheit aus: er stelle zu viele Reformen in Aussicht, und bezeige den kaiserlichen Gesandten eine verdächtige Geneigtheit. So verlangte denn Gonzaga abermals seine Abberufung. Da indeß traf Marino, Erzbischof zu Lanciano, von Trient in Rom ein, und präsentirte dem Papst eine von dreißig und etlichen Bischöfen unterzeichnete Adresse, in welcher sie bedauerten, daß das Fragestück von der Residenz seinen Unwillen erregt, daß sie, obgleich für das jus divinum, weit davon entfernt wären, etwas gegen die päpstliche Autorität zu unternehmen, vielmehr diese gegen jeden Angriff vertheidigen und deren Integrität schützen wollten. Mündlich rechtfertigte Marino Gonzaga's bisheriges Benehmen, und rühmte die Geschicklichkeit, mit welcher er zeither des Kaisers Reformanträge inhibirt habe.

Diese Zuschrift sammt dem mündlichen Referat Marino's befriedigten den Papst außerordentlich. Er befahl dem Erzbischof zu erwidern, daß er des Concils Freiheit wolle, daß ein Jeder nach seinem Gewissen rede, und die Residenzfrage zur Erledigung komme, sobald die

Gemüther die erforderliche Ruhe und Unbefangenheit erlangt. Er wäre ja gar nicht böse darüber, daß man die Residenzpflicht göttlichen Rechts nenne, im Gegentheil blos aufgebracht über die Praktiken und den Zwang, die zur Erzielung der Stimmenmehrheit gehandhabt worden. Der Oberste der geistlichen Schelme wollte nicht leiden, daß sich noch Andere seiner Kunststückchen und Fuchsschwänzereien bedienten. Und die Zornkruste seines Herzens schmolz wieder und er wurde voll Güte, wie das Maul des Fuchses in der Fabel voll Lobes ward, als er den Raben um seinen Käse zu betrügen gedachte und betrog. Auch die böse Luft von den Zänkereien und dem rohen Tumult der Väter, die von Trient gen Rom wehte, hatte sein Inneres mit widrigem Frost erfüllt. Und mit Recht verwies er ihnen ein Betragen, das den simpelsten Verkündigern der Religion Jesu Christi nicht ziemte, geschweige Kirchen-Fürsten. Freilich, Petrus hatte ja ein Schwert geführt und Malchus ein Ohr abgehauen, sollte man davon nicht profitiren? Natürlich versicherte Pius jetzt Gonzaga seiner besondern Affection, ihm den baldigen Schluß des Concils, wo möglich bis zum September, empfehlend. Nichtsdestoweniger blieb Simonetta sein Specialvertrauter, und das gespannte Verhältniß beider Cardinäle dauerte fort.

Die Hoffnung etwelcher Prälaten, in der feierlichen Congregation vom 16. Juli das Capitel von der Residenz aufgenommen zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Dieses sammt dem zehnten und elften Reform-Puncte der Legaten, die geheimen Ehen betreffend, wurden noch ausgesetzt. In der Abendmahlsangelegenheit beschloß die Synode,

daß Laien und Geistlichen, die nicht consecriren, das Abendmahl blos unter einerlei Gestalt zu ihrer Seligkeit vonnöthen sei, und daß der ganze Christus unter der einen wie andern Gestalt empfangen werde. Ohne zu verdammen, daß an einigen Orten alten Brauchs auch den Kindern das Abendmahl gereicht würde, seien sie doch zum Genuß desselben keineswegs verbunden. Daran reihten sich vier Anatheme.

Mittlerweile bestürmten die französischen Gesandten ihren Hof, daß er seine Prälaten absende; die Italiener beherrschten das Concil und drehten alles zu Gunsten des Papstes. Nichts gelangt zum Vortrag, beschwerte sich Lansac, was den Legaten (die unterdessen wieder ausgesöhnt waren) mißfällt, und diese stehen unter Roms Botmäßigkeit. Bischöfe, die für die Reformation eifriger sprechen, als jenen angenehm ist, werden sofort unterbrochen, mit Grobheiten und Drohungen zurück gewiesen. Freimüthige Aeußerungen gerathen in Verdacht ketzerischer oder schismatischer Denkungsweise [7]. Sie hätten noch keinen einzigen Reformartikel übergeben, weil sie alle Unterstützung entbehrten. Was dem Nutzen und der Gewalt des römischen Hofs im Entferntesten präjudicirlich, wollten die Legaten gar nicht hören. Die Spanier, anfänglich ernsten Reformen zugethan, seien nunmehr auf Abmahnen ihres Königs lau geworden, zum Theil irre geleitet. Kein einziger Gesandter habe dermalen eine rechtschaffene Besserung der Kirchendisciplin durchgesetzt.

Am 10. August protestirten sie abermals gegen die weitere Berathung von Lehrstücken vor Ankunft ihrer Bischöfe. Die Legaten entgegneten, sie warteten bereits

sechs Monate auf sie, und Vieles wäre ihretwegen verzögert. Längere Beanstandung der Hauptsachen verbiete die Ungewißheit ihres endlichen Erscheinens.

Hierauf verlangten die Gesandten, daß sie dem Concile ihres Königs Reformanträge mittheilten. Die Legaten versetzten, ihnen wie den kaiserlichen Mandatarien wäre angezeigt, daß sie ihre Propositionen dem Präsidium des Concils und nicht diesem selbst vorzulegen hätten.

Die Franzosen wurden wüthend. Sie sprachen sich vornehmlich gegen die spanische Oppositionspartei aus: wir sind nicht zu den Legaten, sondern zum Concil gekommen. Jene sind nichts weiter als Botschafter, soweit der Papst Regent ist; sofern er aber der erste Bischof ist, sind sie seine Procuratoren. Wir wollen die Verordnung sehen, auf die sie sich berufen, welche sie berechtigt uns den unmittelbaren Verkehr mit dem Concil abzuschneiden; wer hat sie gemacht? Sie selbst? Das wäre eine Anmaßung; die Väter? Dann wollen wir wissen, wie und wann! Wenn das Concil nichts selbstständig vernimmt, sondern Alles durch den Mund der Legaten, erträgt es die unwürdigste Knechtschaft, und jede von den Monarchen erstrebte wahrhafte Kirchenverbesserung wird ein Ding der Unmöglichkeit!

De l'Isle, der französische Botschafter zu Rom, erneuerte obige Klage, gleichzeitig Vertagung jeder wichtigen Verhandlung bis Ende September begehrend. Pius erwiederte: Er stelle dies dem Ermessen seiner Legaten anheim. Lansac rief: das ist eine saubere Geschichte, würdig der Aufzeichnung zum ewigen Gedächtniß! Die Legaten weisen uns an den Papst, der Papst an die Legaten, die

Legaten wollen aber von der Synode abhängen, und der Synode ist nicht gestattet, unsere Anträge anders als durch ihre Vormünder zu vernehmen! Das nenne ich den König und die ganze Welt an der Nase herumziehen!

Einigermaßen beunruhigte diese Sprache die Cardinäle, denen Kundschafter jede laute Aeußerung hinterbrachten. Um dieselbe Zeit unterschlugen sie etliche Briefe du Faur's an L'Hopital, in denen nichts für sie Schmeichelhaftes geschrieben, und bald hernach reiste er selbst in die Heimat, was ihre argwöhnischen Gedanken bestärkte. Sie fürchteten unangenehme Folgen von dessen persönlichen Vorstellungen in Frankreich. Als Lansac am 3. September Prorogation der nächsten feierlichen Sitzung auf fünf Wochen ansuchte, durfte er mehr denn vormals auf günstigen Entschluß der Legaten rechnen. Allein noch an demselben Tage ward ihnen eine Depesche des Cardinals von Ferrara behändigt, des Inhalts, daß die französischen Prälaten sicher und in großer Zahl eintreffen würden. Gleichzeitig kamen Briefe an verschiedene Bischöfe, in denen verlautete, der Cardinal von Lothringen beziele mit Hülfe der Spanier Beschränkung der päpstlichen Autorität zur Erweiterung der bischöflichen.

Bei solcher Bewandtniß beschlossen die Legaten mehr denn je mit den Arbeiten zu eilen. Und Lansac beschieden sie: das Concil sei allerdings hauptsächlich Frankreichs wegen einberufen; sie könnten aber die versammelten Väter nicht ohne Nachtheil für die Kirche und den Protestanten gegenüber in Unthätigkeit versetzen oder Decrete hinhalten.

Alle meine Wünsche, versetzte Lansac unwillig, werden in den Wind geschlagen. Statt meinem Könige im Geringsten zu willfahren, jagt man nach dem Ende des Concils. Ich messe den Legaten keine Schuld bei, dagegen Rom, das ihnen Befehle ertheilt, und in meinen Landsleuten böswillige und unruhige Geister wittert. Mich ewig abfertigen zu lassen, das habe ich satt. Ich werde nun auf wirksamere Mittel denken, Frankreich Achtung zu verschaffen.

Man steckte die Köpfe über diese Worte zusammen, man raunte sich schon zu, das Concil würde gesprengt werden, was den Einen wie den Andern lieb gewesen wäre: den Einen, weil ihnen die Kirchenversammlung von vornherein unbequem, den Andern, weil wesentliche Reformen gar nicht ernst vorgenommen wurden. Die Päpstlinge hingegen zitterten, daß eine Sprengung des Concils auch St. Peters Stuhl erschüttern möchte. Frankreich habe sich stets Eingriffe in die Rechte des Statthalters Christi erlaubt. Den Spaniern merke man ab, daß sie mit ähnlichen Absichten schwanger gingen, und selbst unter den Italienern fände man Neuerungssüchtige, mißgünstig gegen Rom gestimmt.

So schlecht sollte die Constellation für den Papst noch sein, als am 17. September die zwei und zwanzigste feierliche Session erfolgte. In derselben ward die in neun Abschnitten enthaltene und mit eben so viel Anathemen verknüpfte Lehre vom Meßopfer publicirt, ingleichen mehrere Beschlüsse die Sittenbesserung und Bildung der Geistlichkeit betreffend; die ausnahmsweise Ver-

willigung des Kelches an die Laien hingegen, eine viel debattirte Sache, der Weisheit des Papstes überwiesen.

Den kaiserlichen Gesandten war Letzteres willkommen, weil sie glaubten, ihr Gebieter werde von Rom mehr erreichen als von Trient. Anders er selber, der die Völker in Deutschland beruhigen wollte, und ihnen von dieser Einen Verwilligung Hoffnung auf weitere zu eröffnen gedachte, um zuletzt alle in der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu erblicken.

Sehr zufrieden war begreiflich der Papst mit der Verweisung an seinen Stuhl. Er erwartete dasselbe von der Residenzfrage, welche die Legaten gänzlich wegzufüchseln wähnten. Die spanischen Bischöfe ließen aber nicht locker, bei Philipp II. triftige Beschwerde über Pius, seine und seiner Miethlinge Intriguen führend. Pius inzwischen mahnte die Legaten fortwährend das odiöse Stück auf die lange Bank zu schieben, oder, mache sich dies unthunlich, mit Hilfe der Freunde möglichst fein und schlau abzuspinnen, jedenfalls dann vor Ankunft der Franzosen und dem Beginn des deutschen Reichstags, damit die Protestanten den Kaiser dem Concil nicht auf den Hals hetzten. Sie möchten dann die Residenzpflicht anerkennen, deren Versäumung mit Strafen bedrohen, und nur die Beifügung de jure divino verhüten. Und um sich des Hauptzankapfels noch sicherer zu bemächtigen, mobilisirte er alle Bischöfe Italiens, selbst bloße Titular-Prälaten und Renuntianten, daß sie schleunigst nach Trient marschirten, die Diäten aus seiner Tasche nehmend. Belohnungen und Beförderungen, Titel, Ehren und fette Pfründen sollten sie bei ihrer Rückkehr empfangen. Eben-

so müsse der Punct von der Einsetzung der Bischöfe seiner Entscheidung überlassen werden. Um jeden Preis möchten die Legaten die Erklärung verhindern, das Bisthum sei göttlicher Einsetzung.

In Wahrheit, dieser Ausspruch hätte eine totale Umwälzung des gesammten Kirchenregiments hervorgerufen. In diesem Falle stand das Concil über dem Papst, die Macht der Bischöfe kam der päpstlichen fast gleich, die Präventionen und Reservationen wären abgethan gewesen, die Verleihung der Pfründen den Bischöfen attribuirt, die Gewalt des römischen Hofes gebrochen, und die Residenzpflicht von selbst de jure divino.

Männer, wie der Erzbischof von Granada, Bartholomäus de Martyribus, Erzbischof zu Braga [8], beinahe die Hälfte der Prälaten stimmten in obigen Satz, und die Legaten geriethen in die größte Verlegenheit, wie sie im Interesse des Papstes einen Ausweg entdecken sollten.

Im Bunde mit Visconti und dem gelehrten Dominicaner Peter Soto bearbeiteten sie die Väter unter der Hand. Ihre höchste Zuversicht indessen setzten sie auf den Jesuitengeneral Jacob Lainez, seit dem 14. August anwesend, und richteten es so ein, daß er in einer besondern Versammlung seinen Vortrag über das entscheidende Kapitel hielt.

Letzterer versuchte in zweistündiger Rede den Beweis, daß die bischöfliche Jurisdiction ihren Ursprung in der päpstlichen, und das Concil Autorität und Kraft lediglich durch Verleihung und Bestätigung des römischen Stuhles habe, durch dessen Approbation der Beschlüsse erst es eine Wirksamkeit durch den heiligen Geist sich

vindiciren dürfe. Mit blendendem Aufwande biblischer Sophistik, verfälschten historischen Citaten und corrumpirter Anwendung geschichtlicher Belege, bestritt er alle Gegenbehauptungen, welche die Hierarchie in Oligarchie oder vielmehr Anarchie auflöseten.

Seine Oration erregte ein Aufsehen wie keine vorher. Die Einen waren verblüfft, die Andern erbittert. Die Einen nannten seine Rede vortrefflich, gelehrt, scharfsinnig, insuperabel; die Andern fuchsschwänzerisch, ja ketzerisch. Man nahm sich vor, ihm ehestens wieder eins einzuschenken und ihm seine Unwissenheit und Gewissenlosigkeit unter die Nase zu reiben. Eustach du Bellay, Bischof von Paris, seit dem April in Trient, dermalen an sein Krankenlager gekettet, erklärte, er werde in der nächsten Versammlung frei heraus sagen, daß des Jesuiten Lehre vor fünfzig Jahren von Cajetan ertiftelt [9], um sich den Cardinalshut zu verschaffen, und von der Sorbonne verdammt worden sei; statt des Himmelreichs, wie die Kirche genannt werde, eine weltliche Tyrannei aufbaue, der Kirche den Titel Braut Christi raube und zur Dienstmagd Eines Menschen herabwürdige. Er warne Jedermann vor dieser neugebackenen, doch von der Pariser Universität schon richtig beurtelten Gesellschaft [10], die weder Fisch noch Fleisch, weder recht secularis noch regularis.

Die von Lainez heraufbeschworenen Bewegungen erfüllten die Legaten mit neuen Besorgnissen, und sie verboten den von ihm beabsichteten Druck seines Vortrags, den er aber in Abschriften verbreitete.

Zur Mäßigung und Zähmung der spanischen Bischöfe verdächtigte man sie bei Philipp II., daß sie nichts

Geringeres als Beschränkung der Fürstengewalt intendirten. In der That gab ihnen der König sein Mißfallen über ihr Verhalten zu erkennen und warnte sie vor Aufsätzigkeit gegen den Papst. Indeß belehrten sie ihn durch einen besondern Botschafter eines Bessern und klagten neuerdings über die Unfreiheit des Concils und die verschmitzte Taktik der Legaten.

Außer Stande jedoch dem sonder Ermüden wiederholten Andringen Frankreichs um Vertagung der nächsten feierlichen Congregation bis zur Ankunft seiner Prälaten auszuweichen, willigte Pius endlich, da alle Schein-Gegengründe erschöpft, in eine Prorogation bis Ende Novembers. Er wiederrief sie zwar, allein zu spät.

Am 13. des eben erwähnten Monats hielt der Cardinal von Lothringen mit einer Anzahl französischer Bischöfe, Aebte und Theologen seinen feierlichen Einzug zu Trient: der Einen Hoffnung, der Andern Befürchtung. Karl von Grassi, Bischof zu Monte-Fiascone. hatte sie angemeldet. Madruzzi und viele Väter waren ihnen eine Meile Wegs entgegen gezogen. Die Legaten bewillkommneten sie am Thore und begleiteten Lothringen in sein Losament. Noch an demselben Abend besuchte er Gonzaga. Tags darauf hatte er nebst Lansac und du Ferrier bei den Legaten in pleno Audienz. Er überreichte ein königliches Schreiben, und offerirte seine Dienste dem apostolischen Stuhle in allen Stücken. Den Gesandten habe er neue Instructionen mitgebracht, und werde er nach der ersten Ansprache in der Congregation blos in seiner Eigenschaft als Erzbischof reden.

Die Legaten stutzten, denn Lansac und du Ferrier hatten sich vor wenigen Tagen geäußert, sie würden nun von ihrer Mission entbunden. Diesem Widerspruch sollte eine Arglist im Hintergrunde wohnen, oder doch Etwas, das scharf in's Auge gefaßt werden müsse. Außerdem kam Simonetta zu Ohren, die Franzosen wollten mit den Spanischen und Deutschen gemeinsame Sache machen, hätten auch privatim gesagt, man dürfe die Zeit nicht mit Discussionen über subtile Fragen vergeuden, sondern müsse gleich auf den Kern der Reformation rücken und damit beginnen, wie die Cumulation der Beneficien zu beseitigen (worin ihr Cardinal guten Beispiels voranzugehen gedenke), daß die Dispensationen gratis geschähen, die Annaten und Präventionen aufgehoben, überhaupt die Christenheit völlig befriedigt würde: sie wären entschlossen nicht eher von Trient zu weichen. Scheiterten aber alle ihre Versuche zu einer ernsten Kirchenverbesserung, dann würden sie wenig Umstände machen, nach Hause gehen und Jeder an seinem Theile selbst reformiren. Gleichzeitig erfuhren die Legaten, Lothringen stehe in gutem Einvernehmen und Correspondenz mit dem Kaiser, habe sich auch mit Philipp II. wegen der im Concil anzubringenden Motionen berathen.

Diese und ähnliche Zeitungen beunruhigten sie, und schickten damit einen geheimen Courier an Se. Heiligkeit ab. Und weil der beständige außergewöhnliche Postenlauf zwischen Trient und Rom den Prälaten gerechte Ursache zu Nachforschungen, herben Redensarten und Turbationen gegeben, trafen sie die Anordnung, daß die Boten auf der letzten Station abstiegen, Pferde und Gepäck zurück

ließen, und per pedes die Briefschaften nach Trient brachten.

Gleich Anfangs fühlten sich die Franzosen durch ein Banket verletzt, das der Erzbischof von Otranto am 19. November veranstaltete, zu welchem er sie nicht einlud, die andern Gäste dagegen mit dem Bemerken, ihr Erscheinen wäre eine dem Papst erwiesene Gefälligkeit. Wirklich wurden bei Tafel Gespräche geführt, die ersteren nicht angenehm sein konnten. Daher betrachteten sie das Gelage als eine Art Rottirung der Römlinge gegen sie.

Zur Verstärkung seines Anhanges trieb Pius von Neuem Italiener nach Trient, und Lothringen in specie auszuholen, zu leiten und zu beobachten den Bischof von Viterbo Sebastian Gualtieri nebst Ludwig Antinori, die früher in Frankreich gewesen, ersterer als Nuntius, und mit dem Cardinal und mehreren französischen Prälaten bekannt waren. Der Zweck ihrer Sendung blieb aber weder Lothringen noch den Gesandten verborgen. Gualtieri beobachtete den Erzbischof von Rheims, dieser den Bischof von Viterbo, und Lansac und du Ferrier nicht minder den Cardinal.

Am 22. entschloß sich dieser, nächsten Tags die Väter zum Erstenmal öffentlich zu begrüßen. Er meldete es den Legaten mit der Ankündigung, daß auch du Ferrier zu der Versammlung reden werde. Das wollten sie nicht gestatten, da sonst sämmtliche Gesandten diese Licenz beanspruchten. Unter Paul und Julius sei den Botschaftern blos an ihren ersten Präsentationstagen Ansprache an die Väter erlaubt worden. Der wahre Grund der Weigerung war inzwischen die Furcht vor Reformationsanträgen.

Lothringen entgegnete, der Empfang neuer Instructionen stempele du Ferrier zu einem neuen Gesandten. Nach vielem Hin- und Widerreden fügten sich die Legaten endlich.

Vorerst wurde am 23. Karl IX. Epistel an „die heiligsten und hochwürdigen Väter zu Trient" verlesen. Nachdem es Gott gefallen — hieß es darin — ihn zum Thron zu berufen, habe er ihn auch gleich anfänglich mit den Prüfungen des Kriegs heimgesucht. Und obwol noch jung an Jahren, sehe er doch so viel ein, daß Verschiedenheit religiöser Bekenntnisse die Hauptursache innerer Zerrüttungen sei. Darum habe er vom ersten Tage seiner Regierung an ein Concil, wie es gegenwärtig tage, für das beste Mittel zur Steuer alles Unheils erachtet und auf das Zustandekommen desselben gestrebt. Er bedaure die inzwischen gerechtfertigte Verspätung seiner Prälaten. Nun wäre der Cardinal von Lothringen von ihm entsendet worden, weil er der Oberste der gallicanischen Geistlichkeit, zum andern sein geheimer Rath, in Sachen der Krone oft gebraucht, und mit des Reiches Nothdurft sehr wohl vertraut. Er würde zum Frieden Frankreichs solche Vorkehrungen bei dem Concil suchen, wie sie von der Weisheit und Geneigtheit der Väter zu erwarten stünden. Er, der König, bitte Alles aufrichtig und ernstlich zu behandeln, damit es zu wahrhafter Reformation gedeihe, der alte Glanz der katholischen Kirche von Neuem leuchte, und die ganze Christenheit zu Einem Bekenntniß schwüre.

Darnach sprach Lothringen. Er malte Frankreichs elenden Zustand aus, daß die Tempel zerstört, die Geistlichen haufenweise gemordet, die Sacramente geschändet,

Bibliotheken, Bilder und Reliquien in Flammen aufgegangen, die Gräber der Könige, Fürsten und Bischöfe durchwühlt, ihre Gebeine verschleudert, und die guten Hirten vertrieben worden. Der Thron wäre entwürdigt, die Gesetze mit Füßen getreten, das Volk in Rebellion. Ursache aller dieser Greuel seien die eingeschlichenen Mißbräuche im Cultus, die gesunkene Kirchenzucht, die Schläfrigkeit in Ausrottung der Ketzereien und Vernachlässigung der von Gott selbst dagegen verordneten Mittel. Die Fürsten möchten an Frankreich ein warnendes Exempel nehmen. Stürze Frankreich, träfe die Erschütterung auch die benachbarten Staaten. Indessen noch sei Rath vorhanden: man dürfe auf den König und die Königin-Mutter bauen, ingleichen auf die andern Fürsten und Großen, welche Leben und Vermögen für die gerechte Sache in die Schanze schlügen. Die Hauptsache müsse man aber vom Concil erwarten. Und zu dem Ende begehre sein Herr Fortsetzung des großen Werkes der Kirchenverbesserung in Einigkeit und Enthaltung aller unnützen Fragen, daß die Fürsten und Stände die Waffen abthäten, damit die Protestanten nicht wähnten, die Synode bezwecke Verschwörungen und Bündnisse zum Kriege gegen sie. Uebrigens nannte sich Lothringen einen demüthigen Knecht Pius IV. und versprach Alles zur Erhaltung und Vermehrung der Würde des apostolischen Stuhles beizutragen.

Der Cardinal von Mantua, im Namen des Präsidiums, und der Erzbischof von Zara, im Namen der Synode, antworteten in allgemeinen Phrasen, wobei letzterer Lothringen wacker heraus strich.

Du Ferrier empfahl die französischen Bischöfe dem Concil und bemerkte: der König könne binnen drei Tagen allen Aufruhr stillen, wenn er nur sein eigenes Interesse verfolge und nicht auch das der katholischen Kirche und des Papstes. Karl verlange von den Vätern nicht mehr als die ganze Welt fordere: eine Reform auf Grund der heiligen Urkunden, der alten Concilien und Kirchensatzungen. Schließlich ließ er es nicht an gewissen anzüglichen Reden fehlen, die man aus Klugheit oder Furcht verschluckte.

Wegen der Jurisdiction der Bischöfe arrangirte Lothringen eine Separatversammlung seiner Landsleute. Fast einstimmig bejahten sie den Satz de jure divino. In allen andern Stücken ebenfalls hielt der Cardinal, zur höchsten Unzufriedenheit der Legaten, wegen des Beispiels, das er den Spaniern gab und aus Besorgniß einer Trennung wie weiland im Concil zu Ephesus, dergleichen Zusammenkünfte. Doch legten die Franzosen auf das „göttliche Recht" keinen solchen Accent wie die Spanier. Der Bischof von Nismes nannte jede fernere Discussion über diesen Punct Zeittödtung und spornte zum Angriff wichtigerer Dinge an. Doch umsonst; am 1. Dezember forderte man sich wegen dieser Frage noch immer heraus. Der Bischof von Guadix wandt in der Versammlung dieses Tages ein, es wäre widersprüchlich blos die vom Papst berufenen Bischöfe rechte und ordentliche Bischöfe zu heißen: der Erzbischof von Salzburg habe vier Weihbischöfe gewählt und bestätigt, die keine päpstliche Confirmation brauchten. Simonetta unterbrach ihn aber sogleich und rief: Was der Erzbischof von Salzburg

und andere Primaten vermögen, das vermögen sie lediglich durch die ihnen vom Papst verliehene Gewalt! Einige Bischöfe, darunter Thomas Castello von Cava und der Patriarch von Venedig, sprangen auf und schrieen: Er ist ein Schismatiker! Er ist ein Ketzer! Stoßt ihn hinaus! Auf den Scheiterhaufen mit ihm! Ihr seid die Schismatiker, donnerten die Spanier hinüber, und unter Schimpfen und Trampeln entstand ein grauenvoller Tumult. Und diese Menschen brüsteten sich als Priester der Religion Jesu Christi, diese Menschen wollten Diener einer Allein seligmachenden Kirche sein, diese Menschen sollten die Protestanten gewinnen, die getrennte Christenheit einigen! diese wilde Horde den entschwundenen Gottesfrieden der Erde wiedergeben!

Dazu konnte Lothringen nicht schweigen. Man hat sich eines schmachvollen Benehmens gegen den Bischof von Guadix zu Schulden kommen lassen, sagte er laut, eines Benehmens, das man keinem Franzosen hätte bieten dürfen. Und respectirt man die Redefreiheit nicht streng, so werden ich und die übrigen Bischöfe Frankreichs auf und davon ziehen und daheim ein Nationalconcil constituiren! Auch Gonzaga rügte in der nächsten Zusammenkunft den flegelhaften Fanatismus, und drohte im Wiederholungsfalle mit sofortigem Abgang der Legaten aus dem Local. Lothringen billigte die Erinnerung, stellte aber dem Präsidium vor, daß es sich unter keiner Bedingung entfernen dürfe, vielmehr die Bestrafung derlei Ungezogenheiten und offenbaren Meutereien zu bewirken hätte. Rüden Trotzes erwiederte der Bischof von Cava: Wo keine Ursachen, da keine Wirkungen! Bezogen sich die

Worte des Bischofs von Guadix auf mich, würde ich geschwiegen haben; da sie hingegen die Majestät Christi in der Person seines Vicars beleidigten, durfte ich mit Nichten schweigen!

Einige Tage später las Simonetta dem Bischof von Guadix ob abweichender Meinungen wiederholt den Text sehr scharf, und dieser war muthlos genug, um Entschuldigung zu bitten und seine Entlassung zu begehren, die er natürlich, als Malcontent, empfing. Am 21. Dezember kehrte er heimwärts.

Das Thema von der Einsetzung der Bischöfe entwickelte Lothringen weitläufig am 4. Dezember. Die Jurisdiction wäre der Kirche unmittelbar von Gott gegeben. Er citirte Augustin, um darzulegen, daß Petrus die Schlüssel nicht als einzelne Person, sondern als Repräsentant der kirchlichen Gesammtheit empfangen. Auch den Bischöfen sei ein Theil der Jurisdiction von Gott verliehen. Er erklärte, worin sie bestünde, und daß die Gewalt der Excommunication dazu gehöre. Er interpretirte die betreffende Stelle bei Matthäus, wo Christus die Form brüderlicher Vermahnung und kirchlichen Strafe vorschreibt. Und die gegnerischen Meinungen beleuchtend, drehte und wendete er sich, daß Niemand wußte mit wem er's hielt. Der Autorität der Concile gedenkend, sagte er, sie stamme gleichfalls unmittelbar von Gott, da Christus gesprochen: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Er bewies es durch das Concil der Apostel, durch Aussprüche der öcumenischen Concile, und ihre stete Formel: versammelt im Namen des heiligen Geistes. Gleichwol

setzte er verfänglich hinzu, daß wenn er von Concilien rede, begreife er mit ihnen das Haupt. Und nichts fördere die Einigkeit der Kirche so sehr, als die Befestigung der päpstlichen Autorität. Nimmermehr wolle er etwas schließen helfen, das sie verringere. Zur Schlichtung alles Streits schlug er endlich vor, anstatt zu sagen de jure divino, die Bischöfe wären von Christus eingesetzt. Mit dieser Wendung möchte man die ganze Frage abthun.

Die französischen Prälaten, die nach ihm sprachen, schlichen nicht so um den Brei herum. Sie vertheidigten unumwunden das jus divinum, meinten aber jede weitere Erörterung dieses Punctes sei überflüssig. Das bestritten ihnen die Spanier, waren aber über Lothringens vorgeschlagene Vermittelung weit unzufriedener.

Noch in einem andern Stück wichen Spanier und Franzosen von einander ab. Diese drangen auf einen Beschluß, das Concil stünde über dem Papste, wogegen jene, den Widerstand der Italiener und katholischen Fürsten scheuend, die Unantastbarkeit der Synodal-Dekrete in ihrem Lande mittelst einer pragmatischen Satzung Philipp II. behaupten wollten.

Die Italiener hingegen schäumten: Erst sind wir mit der spanischen Krätze befallen worden, nun haben wir gar die Franzosen bekommen. Ekelhafte Befehdung und gemeines Mißtrauen nahmen stündlich überhand, und waren derer genug, die das Feuer der Zwietracht tapfer unterhielten.

In der Entschlossenheit, die kein Blatt vor den Mund nimmt, bestärkte Lansac seine Landsleute nicht

wenig. So munterte er in Gegenwart vieler Päpstlinge den Bischof von Orange auf: Reden Sie nur dreist heraus und fürchten Sie Niemand; der König ist mächtig genug, Sie zu schützen.

Wirklich brachten die Gesandten zu Wege, daß in der Versammlung vom 7. Dezember kein Legat und kein Prälat die Franzosen unterbrach, als sie sagten: Einsetzung und Jurisdiction der Bischöfe sei de jure divino, und zwischen dem Papste und den Bischöfen kein anderer Unterschied, als daß er der erste, in seiner Autorität durch die Canonen beschränkt, zumal in Frankreich, wo jede päpstliche Verfügung, die dem gallicanischen Kirchengesetz auch nur im Mindesten zuwider, von den Parlamenten für null und nichtig erklärt und deren Bewerkstelligung bei Strafe verboten würde.

Lothringen war in dieser Versammlung nicht erschienen. Er wandte die Nachricht vom Tode des Königs von Navarra vor. In Wahrheit hatten ihn die Gesandten ersucht auszubleiben, und sie selber sich auf eine energische Demonstration vorbereitet, falls man sich eines Benehmens erfreche, wie gegen den Bischof von Guadix, oder ihre Geistlichen in so scandalöser Weise unterbreche, wie kürzlich Simonetta und Hosius den Bischof von Alife, Jacob Noguera.

Während nun die Legaten von Rom neue Verhaltungsmaßregeln behufs Erledigung des ihnen gegen Erwarten und Willen über den Kopf gewachsenen Punctes von der Ordination, Einsetzung und Stellung der Bischöfe ersehnten, stellten sie die Residenzfrage wieder zur Berathung.

Lothringen drehte und wendete sich auch hier in einer Weise, daß Niemand recht errieth, was er eigentlich wollte. Er vertheidigte die Nothwendigkeit der persönlichen Residenz, gestattete aber mannigfache Exceptionen. Insbesondere sollten diejenigen Bischöfe minder streng an die Residenzpflicht gebunden sein, welche Staatsämter bekleideten oder mit politischen Missionen betraut würden, wie namentlich in Frankreich und Spanien, wo das Clericat zugleich eine Reichskörperschaft bilde. Billiger Ursachen willen, welche der Papst zu erwägen, müssten die Bischöfe sich jederzeit absentiren können.

Die Gegner des göttlichen Rechts schlugen jetzt einen andern Weg ein. Sie mühten sich nicht mehr um Argumente ab, daß die Residenz menschlichen Rechtes wäre, sondern suchten durch Folgerungen die Opposition einzuschüchtern. Das jus divinum schmälere des Papstes Autorität, verbiete ihm Bisthümer zu mehren und zu verringern, zu theilen oder mit anderen zu verbinden, zu ändern oder verlegen, zu erledigen und administriren oder Commenden daraus zu machen: sie raube ihm Beschränkung und Entziehung der Absolutionsmacht, alle von ihm ertheilten Dispensationen vernichte es, zukünftige benehme es.

Allein diese keineswegs übertriebenen Consequenzen schüchterten die Widersacher mit Nichten ein, und Pius war des Verdrusses voll. Argen Groll hegte er namentlich gegen die Franzosen. Alle Briefe von Trient turbirten ihn mit deren Dringen auf Reform und eventuelles Nationalconcil. Er befahl Santa Croce den König zu fragen, ob das Gebahren der französischen Prälaten eine Aufkündigung ihres bisher freundschaftlichen Verhältnisses

andeute. Auch die „Unbescheidenheit", das „eitele und nichtige Geschwätz" der übrigen Bischöfe rügte er im Consistorium, und schrieb den Legaten, sie möchten Ernst gebrauchen, wenn Güte nicht helfen wolle; das hieß, mit der Auflösung des Concils drohen. Sonst sprach er sich für Lothringens vermittelnden Passus aus, daß die Bischöfe von Christus eingesetzt: denn Er sei ja dessen Stellvertreter hienieden, und was Er thue, das geschehe von Christo. Belangend die Residenz, schärfte er den Legaten nochmals ein, daß im Decret darüber die Erklärung de jure divino ausgelassen und ihm die Dispensationsmacht wohl gewahrt würde.

Die Legaten schickten hierauf um Weihnachten Visconti nach Rom, damit er Pius überzeuge, daß sie das Concil nicht so regieren könnten wie er glaube, und daß seine letzte Instruction unzureichend.

Inzwischen erscholl die Kunde von der Schlacht bei Dreux. So unentschieden der Sieg der Katholischen, feierte man ihn doch zu Rom wie in Trient mit unangemessener Ostentation. Die Straßen boten das Schauspiel einer solennen Procession, der St. Mariendom das einer Danksagung und Messe dar; Franz Beaucaire von Peguillon, Bischof von Metz, hielt jene vielgerühmte Rede, die sich am Ende des dreißigsten Buches seines Geschichtswerks befindet. Pius selbst war von der Niederlage der Hugenotten wenig erbaut. Er fürchtete den Abschluß eines Friedens, daß der Regierung der Muth wachsen und sie in ihren Reformforderungen noch energischer denn bisher auftreten möchte.

Nicht grundlos. Vierzehn Tage vor der officiellen Bestätigung des Sieges, am 4. Januar 1563 überantwortete Lansac 34 Reformationsartikel, unterzeichnet von Karl IX., der Königin-Mutter Katharina von Medicis, Alexander, Anton von Navarra, Karl von Bourbon de la Rochesur-Yon, Franz von Guise, Michael L'Hopital, dem Connetable, St. André, Franz von Montmorency; berathen und genehmigt in einer Versammlung des Cardinals von Lothringen, des Erzbischofs von Sens, Nicolaus Pellevé[11], und des Bischofs von Orleans, Johann von Morvilliers. Die wichtigsten dieser Artikel sind: Maßregeln zur Beseitigung des unsittlichen Lebenswandels der Geistlichen, genaue Obacht auf entsprechende Bildung und canonisches Alter derselben behufs Erlangung der verschiedenen kirchlichen Würden und Bedienungen; Bewilligung des Laienkelchs; Ausspendung der Sacramente in französischer Sprache; Verkündigung und Auslegung des Evangeliums vor der Messe, Katechisation und Verrichtung der Gebete in französischer Sprache; Einführung der Psalmen in der Landessprache bei der Messe und Vesper, Unterrichtung des Volkes zur Hebung des Aberglaubens und der Cultusmißbräuche; Bewilligung der Priesterehe; Verbindung kirchlicher Verpflichtungen mit der Zutheilung von Pfründen; Auslegung der heil. Schrift in den Klöstern, Errichtung von Klosterschulen und Verpflichtung zur Krankenpflege in den Klöstern; Abschaffung der Pfründencumulation; Abolition aller Expectanzen, Commenden und Resignationen zu Gunsten gewisser Personen und der Pensionen auf Pfründen; Aufhebung aller Befreiungen von der bischöflichen Juris-

diction mit wenigen Ausnahmen; sorgsame Bestimmung der Ehehindernisse und Vermeidung der Dispensationsmißbräuche bei Heiraten, so daß nur Abweichungen für Könige und Fürsten aus Gründen des öffentlichen Wohles statuirt werden; Wiedereinführung der öffentlichen Kirchenbuße für schwere Sünden; Beschränkung des Bannes auf große und unverbesserliche Missethäter; endlich: alljährlich soll eine Diöcesan-, alle drei Jahre eine Provinzial-, und wenn irgend möglich alle zehn Jahre eine General-Synode stattfinden.

Durchaus nicht alle Prälaten waren mit diesen im Geiste des Kanzlers L'Hopital und des Bischofs von Valence verfaßten, den Anträgen des Kaisers meisthin conformen Artikeln einverstanden. Und als die Widersacher erfuhren, daß sie die Legaten dem Papst übermittelt hatten, beredeten sie sich insgeheim mit den Römlingen, eine Minderung gewisser, dem Pontifex mißliebiger Propositionen herbeizuführen. Lansac hörte davon und ertheilte ihnen eine ernste Zurechtweisung, daß sie es so wenig redlich mit der Kirchenverbesserung meinten und des Königs Willen zu bemäkeln oder gar zu paralysiren sich heraus nähmen.

L'Hopital gleichfalls beschwerte sich über die Trägheit der französischen Prälaten zum guten Werke der Reformation. Sie werfen alles Unglück auf den Papst, sagte er, und doch hat es seinen hauptsächlichen Ursprung in ihrer eigenen und des Volkes Schlechtheit. Der dritte Theil sämmtlicher Pfründen, versicherte er dem Nuntius Santa Croce, ist gegenwärtig mittelst totalen Mißbrauchs vergeben. Es ist so weit gekommen, daß sogar verhei-

rathete Männer die Königin um Abteien bitten und erhalten. Irgend ein armer Geistlicher, den sie in ihrem Hause ernähren und mit einem Thaler monatlich besolden, muß seinen Namen dazu borgen, und sie verzehren auf diese Weise reiche Einkünfte von Kirchengütern. Ich habe die Königin auf diesen Unfug schon aufmerksam gemacht, aber sie ist eine Frau, die dem nicht abzuhelfen weiß.

Mir ist sehr wohl bekannt, schreibt der Nuntius, daß die Geistlichen sich nicht reformiren wollen. Sie haben eine Reihe Artikel hieher und nach Rom geschickt, von denen ich versichern kann, deren Sanction würde die unzufriedensten Menschen aus ihnen machen. Sie suchen Frankreich von ihrem Ernst zur Kirchenverbesserung zu überreden, und behaupten das Gegentheil, das sich doch auf sie selbst bezieht, vom Papst[12].

Pius gerieth über die französischen Zumuthungen außer sich. Man will die Datarie, die Rota, die Signaturen, die ganze apostolische Gewalt vernichten, rief er. Der Ueberbringer, Gualtieri, schilderte sie minder gefährlich. Die Bischöfe selbst wären darüber uneins, etliche wollten sie sogar hintertreiben, und Lothringen habe ihm gesagt, man verlange sehr viel, um sich mit Wenigem zu begnügen: Bewilligung des Laienkelchs, Landessprache beim Gottesdienst und Priesterehe thäten der päpstlichen Autorität keinen Schaden. Da beruhigte sich Se. Heiligkeit wieder. Der Cardinal von Ferrara musste der französischen Regierung anzeigen, daß er die Annahme ihrer Propositionen von Herzen wünsche, bis auf einige, welche die königliche Machtvollkommenheit schmälern würden, wie denn z. B. die Befugniß der Krone,

Abteien zu vergeben, aufhören solle, was doch ein Mittel zur Belohnung treuer Diener sei. In früheren Zeiten wären die Päpste von den Königen angegangen worden, den Anmaßungen der Bischöfe Einhalt zu thun. Die fraglichen Artikel machten dies für die Zukunft unmöglich. Den Legaten befahl er, sie auf die lange Bank zu schieben. Zur Behandlung der Residenz und Stellung der Bischöfe verordnete er anderweitige Formeln, die neue tumultuarische Berathungen veranlassten.

Diese und das Bekanntwerden von Intriguen italienischer Prälaten, in denen namentlich Anton von Capua Erzbischof von Otranto, unermüdliche Virtuosität entwickelte, trieben Lothringen zu lauten Klagen, daß man eine Sprengung des Concils beabsichte, und forderte die Gesandten zu ermahnen, daß ihre Fürsten die bisherigen Ungebührlichkeiten dem Papste ernstlich vorstellten. Sonst werde man in Frankreich einen Vertrag aufrichten, wonach Jedermann bis auf ein wahrhaft freies Concil, was das jetzige nicht sei, seines Gefallens lebe. Dermalen könne nur berathen und beschlossen werden was den Legaten behage, und diese handelten einzig nach des Papstes Laune. Bis zur nächsten Session wolle er sich noch gedulden. Fände dann keine Aenderung statt, zöge er mit seinen Bischöfen und den Gesandten fort, um in Frankreich ein National-Concil zu bewirken, dem sich wahrscheinlich Deutschland anschlösse. Aehnliche Drohungen sprachen die französischen Agenten in Rom aus.

Allein dieser Trumpf war schon oft ausgespielt worden: er hatte nachgerade seine Wirkung verloren, er imponirte dem Papst nicht mehr. Mit Redensarten, sagte

er, schreckt man mich nicht. Ich weiß wie gut katholisch die französischen Bischöfe, und wie weit entfernt die Deutschen vom Anschlusse an ein französisches Concil sind. Die Trienter Synode soll unfrei sein! Mir ist sie gar zu frei! An den Praktiken meiner italienischen Bischöfe habe ich keinen Theil; sie entstehen aber ganz natürlich durch die Absicht der ultramontanen Partei, meine Autorität mit Füßen zu treten. Wäre Sprengung des Concils mein Wille, hätte ich nicht bis heute zu warten brauchen: die Gelegenheit bot sich oft genug dar. Im Gegentheil will ich die Continuation der Kirchenversammlung und hoffe zu Gott, er werde seine Kirche schirmen und alle bösen Anschläge wider sie auf die Köpfe ihrer Ersinner zurückschleudern!

Den Cardinal von Lothringen auch der Aufhetzerei bei dem Kaiser bezichtigend, entschuldigten sich die Legaten schleunigst, daß sie zur Zeit noch außer Stande wären, sein Reformpetitum der Beschlußfassung zu unterbreiten, und baten ihn in Betreff der Reformation des Papstes und der Curie lieber zu Rom als zu Trient verhandeln zu lassen, gewisse andere Puncte dagegen in seinem eigenen Interesse gänzlich aufzugeben. Die bei dem Concil accreditirten Gesandten ersuchten sie um ihren Rath zur Ueberwindung der vorhandenen Schwierigkeiten. Die Französischen antworteten wie vor mehreren Tagen: arbeitet den offenkundigen, scandalösen Ränkemachereien entgegen, beschneidet die Redefreiheit nicht, so werdet ihr alle Hindernisse besiegen. Uebrigens wiesen sie auf die Unredlichkeit der Actenführung hin: die Majorität erschiene als Minorität, oder die Abstimmungen würden unentschieden dar-

gestellt, damit kein Beschluß reife; künftig müßten zwei Secretaire, nicht blos einer, die Vota protocolliren. Denselben Unfug tadelten die kaiserlichen Gesandten. Versöhnung der Gemüther forderten alle.

Bei solchem Unwesen kam Visconti am 29. Januar zurück. Für die Legaten hatte er frische Instructionen in der Tasche, für etliche getreue Prälaten Aemter und Beneficien, für andere leckere Aussichten. Dem Cardinal von Lothringen machte er im Namen Sr. Heiligkeit große Hofirungen, meldend, der heilige Vater vertraue zur schnellen und glücklichen Beendigung des Concils ihm am Meisten. Die Legaten hingegen betrachteten es schon als vergebliches Bemühen, die Franzosen für sich zu gewinnen. Neue Versuche bei dem Cardinal mißglückten vollständig.

Hinsichtlich der Stellung und Residenz der Bischöfe war man am 3. Februar noch zu keiner der Mehrheit genügenden Fassung gediehen, und unter vielen Zänkereien und trotz heftigen Widerwillens der Spanier und Franzosen ward die nächste feierliche Congregation abermals, und zwar zum 22. April vertagt.

Lothringen, anscheinend bon gré mal gré in die Prorogation willigend, sah sie doch sehr gern. Erstlich speculirte er auf des Papstes wankende Gesundheit; zweitens gedachte er in dieser Frist aus seiner letzterem gegenüber zweideutigen Situation hervor zu gehen und entweder für oder gegen ihn entschieden Front zu kehren, je nachdem sich Pius Mühe gäbe, seinen durch die vorenthaltene Legatenwürde verletzten Ehrgeiz zu heilen und ihn auf seine Seite zu ziehen; drittens mit dem spanischen

Könige des Weiteren einig zu werden; endlich um auch Zeit zur Regelung seines Gebahrens nach der fernerweitigen religiös-politischen Constellation Frankreichs zu finden.

Lansac und du Ferrier verlangten Tags hernach unverzügliche Berathung ihrer 34 Artikel, wurden jedoch ziemlich grob abgefertigt, als, sie hätten dem Concile nichts vorzuschreiben, sie möchten sich hübsch den Anordnungen des Präsidiums fügen, und mit Hülfe Lothringens zur Geduld verwiesen.

Um diese Zeit kam der Bischof von Rennes, Bernhard Bochetel, in Aufträgen der Königin-Mutter gen Trient, um dem Cardinal die Genehmigung zu einer von ihm selbst gewünschten und in öffentlichen Kreisen angekündigten Reise nach dem kaiserlichen Hoflager zu Insbruck zu überbringen. Kein Geheimniß war, daß es sich dort um noch nähere Verständigung zu gemeinsamem Verhalten des Kaisers, Frankreichs und Spaniens handele. Der spanische Gesandte, Ferdinand von Quinones, Graf von Luna sollte bereits am 8. Januar Depeschen empfangen haben sich in Sachen des Concils den beiden genannten Mächten eng anzuschließen. Nebenbei projectirte der Cardinal eine Vermählung seiner Nichte, Maria Stuart, mit dem Erzherzog Ferdinand. Mit welchen Plänen aber der Kaiser sich trug, daß er bei der Pflichtversäumung des Papstes und Concils des letztern Geschäftsleitung in die Hand nehmen wollte und somit gründliche Kirchenverbesserung erzielen, hatte der von Simonetta und Lainez nach Insbruck beorderte Jesuit Hieronymus Natalis auskundschaftet.

Die Verstimmung der Päpstlichen, ohnehin im Gipfelschwung, erhielt noch neue Nahrung, als du Ferrier am Tage vor Lothringens Abreise, am 11. Februar die königliche Botschaft von dem Siege über die Hugenotten bei Dreux den Vätern eröffnete, einen längern Vortrag daran knüpfte, und im Rückblick auf die den Legaten überlieferten 34 Artikel sagte: Frankreich will also nichts, was nicht zugleich die gesammte Christenheit trifft. Vermisst aber Jemand nothwendige Puncte, so sei er versichert, daß man nur bei dem Geringern und Leichtern angefangen, um die Bahn zu Wichtigerem und Schwierigerem zu ebnen, das blos einstweilen in petto ruht. Wenn indessen das Concil den leichtern Uebeln keine Abhilfe verschafft, dann werden die Katholischen schreien und die Widersacher lachen und rufen: Nicht an Wissen, doch an Willen hat es zu Trient gefehlt! Einige neue Gesetze haben sie zwar gemacht, sich selbst inzwischen nicht darein gefügt! ... Dünkt Jemand, daß in unseren Vorschlägen Uebereinstimmung mit ketzerischen Forderungen, so werde ich ihn keiner Entgegnung würdigen. Denen aber, die sie maßlos nennen, denen rufe ich die Worte Cicero's zu: Ungereimt ist Gutes zu mäßigen und zu beschränken, hier gilt: je weiter je besser! Und der heilige Geist spricht: dieweil du weder kalt noch warm bist, will ich dich ausspeien! ... Sie werden mich nicht zu der Erinnerung nöthigen, was die beschränkten Verbesserungen früherer Concile genützt. Und um Ihren Ohren nicht wehe zu thun, will ich ebensowenig die Landschaften, Reiche und Völker nennen, die sich zeither von der Kirche gesondert.

Pius beeilte sich, Lothringen zu schreiben, wie angenehm ihm sein würde, wenn er dem Kaiser versichere, daß er, der Papst, einen allseitig erwünschten Ausgang des Concils erstrebe, und seines persönlichen Vortheils dabei gar nicht achte. Auch entbot er dem Cardinal besten Gruß und volle Gnade.

Den Legaten befahl er, in Erwägung, daß die französischen Propositionen nach du Ferriers eigener Aussage gleichsam nur der Eingang zu noch mißlicheren Forderungen, erstere von einem Termin zum andern zu verschieben. Mantua sollte Lothringen flugs nachreisen und seinen Minen Contre-Minen graben. Dieser lehnte jedoch diese Zumuthung ab. Kränklichkeit fesselte ihn an das Zimmer, und er hatte die Rolle satt, die er gezwungen so oft gegen sein besseres Selbst gespielt. Es erfüllt mich mit Scham, schrieb er Pius, das Concil noch fürder an der Nase herum zu ziehen.

Bald aber erfuhr man zu Rom, daß der Kaiser seinen gefürchteten Plan mit Lothringen gar nicht besprochen, der nichts desto weniger bei seiner Rückkunft (27. Februar) große Rosinen im Talar versteckt führte und außer dem, was Jeder hätte sagen können, ohne in Insbruck gewesen zu sein, geheimnißvoll dummes und widersprüchliches Zeug schwatzte.

Plötzlich zog er gegen Visconti für den Papst sehr milde Saiten auf, und zwar als der Cardinal von Mantua am 2. März nach kurzer Krankheit verschied, und somit eine Vacanz eintrat, von der er zu profitiren gedachte. Fünfzehn Tage später (17. März) starb auch Seripando. Simonetta gab dem Papst zu verstehen, daß ein neuer

Principal-Legat ganz überflüssig, unter gegenwärtigen Umständen sogar hinderlich sei; wolle er ihm des Concils oberste Leitung anvertrauen, dürfe er einen baldigen und passenden Schluß desselben versprechen. Philibert Babou, Cardinal de la Bourdaisiere hingegen empfahl persönlich Lothringen an Mantua's Stelle. Pius erwiederte aber unverhohlen, der Cardinal habe von vornherein die schroffe Stellung eines Parteihauptes eingenommen, und zum Posten eines ersten Legaten gehöre strenge Neutralität; was mithin so viel hieß als erprobte unbedingte Willfährigkeit gegen den apostolischen Stuhl und blindes Handeln in dessen Geiste. Bourdaisiere begann eine Rechtfertigung seines Collegen, doch Pius ging mit ärgerlichen Mienen eiligen Schrittes davon. Auch Simonetta's Wunsch blieb unerfüllt. Für Gonzaga trat der Cardinal Johannes Morone [13] ein, der im Rufe eines gewandten Diplomaten stand: für Seripando der ebenso beredte als gelehrte Cardinal Bernhard Navagero [14].

Lothringens abermals verletzte Ehrsucht machte sich nun in bittern Ausdrücken Luft; er stimmte das alte Lamento von der Unfreiheit des Concils an, und drohte mit der Zusammenberufung eines andern. In derselben Zeit empfing er die Trauerbotschaft von dem Attentat gegen seinen Bruder den Herzog von Guise. Und auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß Eitelkeit und Ehrsucht seine sonstigen Empfindungen und Triebe überwogen. Er verfasste an seine Mutter einen Trostbrief, der, gespickt mit Citaten und auserlesenen Sentenzen, sich bereits in zahlreichen Copien in der Stadt umhertrieb und den Le-

gaten fast aufgedrungen wurde, bevor er an seine Adresse gelangte.

Zur Erholung von so ungeheurem Schmerze unternahm er eine Reise nach Venedig. Visconti erhielt von Pius Ordre, ihm nachzureisen und seine Stimmung zu besänftigen. Als Bewerb diente ein Condolenzschreiben Borromeo's.

In Padua traf ihn der Bischof. Im Verlaufe des Zwiegespräches nun meine Visconti gewissermaßen en passant, daß mit der Verlegung des Concils nach Bologna fördersame Beendigung desselben verhofft werden dürfte, und daß er, der Cardinal, den Kaiser dazu leichtlich bereitwillig machen könne. Lothringen antwortete ausweichend. Als dann der Bischof bestimmter und dringlicher ward, versetzte Karl, Se. Heiligkeit habe stets viel versprochen und wenig erfüllt; allgemeiner Glaube wäre, daß ihm an wirklicher Kirchenverbesserung gar nichts gelegen. Und doch, sagte er weiter, ist deren Vollführung von A bis Z unerläßlich. Jene Bischöfe, die allen heilsamen Resolutionen unaufhörlichen Widerstand leisten, müssen vom Concil entfernt werden. Früher war ich der Ansicht, die gallicanische Kirche sei mit den meisten Mißbräuchen behaftet, jetzt weiß ich, daß es in Italien nicht besser, die Kirche Cardinälen überantwortet ist, die kein anderes Bestreben, als sich zu bereichern haben. Bis zur Stunde bin ich in Geduld und Mäßigung verblieben. Doch nun sehe ich, daß es die höchste Zeit, der Ehre Gottes wegen und meiner eigenen Beruhigung den Mund aufzuthun und mit der Reformation starken Schrittes vorwärts zu

gehen. Nach dem Benehmen der neuen Legaten werde ich des Papstes Gesinnung bemessen.

Jeder Leser vermag diese Sprache zu commentiren.

An demselben Tage, da die erste Zeitung vom Amboiser Frieden nach Trient kam, kehrte auch der Cardinal zurück (20. April), zum Verdruß der Päpstlinge bewillkommnet von den kaiserlichen, polnischen, savoyschen Gesandten und etlichen Prälaten.

Der Eindruck obiger Nachricht war begreiflich kein günstiger. Man ergoß sich in Schmähungen. Einige Kirchenfürsten behaupteten geradezu, der König verdiene Excommunication.

Noch aber fehlte die königliche Botschaft von dem Friedensschlusse. Erst im Mai, nachdem die zum 22. April angesetzte Congregation wieder vertagt, traf der Präsident Renat Birago[15] mit ihr ein. Die Krone rechtfertigte sich und versicherte, daß sie keineswegs gewillt wäre, einer neuen Religion das Bürgerrecht zu verleihen. Sie beabsichtige vielmehr durch gewisse Nachgiebigkeit das Volk um so willfähriger zum Rücktritt in die Kirche zu stimmen. Und das werde gelingen, wenn das Concil seine Schuldigkeit thue.

Doch auch die Ansicht von der Unausführbarkeit gründlicher Reformation ohne Betheiligung der Protestanten aller Nationen am Concil adoptirte die Regierung. Daher hatte Birago den Auftrag von Trient zum Kaiser, Yves d'Alegre nach Rom und d'Oisel nach Madrid zu gehen, um Verlegung des Concils nach Kostnitz, Worms, Augsburg, Speier, oder an einen den Protestanten überhaupt genehmen Ort zu bewirken. Käme

keine durchgreifende Reform zu Stande, würde sich Frankreich durch ein National-Concil zu helfen wissen.

Pius fühlte sich schmählich betrogen. Er hatte doch sein gutes Geld zum Kriege gegen die Hugenotten beigesteuert, und nun war ohne sein Vorwissen Friede mit ihnen geschlossen! Philipp II., der ebenfalls Geld und Menschen hergegeben, zeigte sich noch aufgebrachter. Namentlich fürchtete er Bestärkung des rebellischen Geistes der Niederlande. Ganz entschieden erklärte er sich gegen Ortsveränderung des Concils. Die Freiheit der Synode, schrieb er an Luna, ist unabhängig von dem Orte, wo sie tagt.

Lothringen, den Katharina ersuchte, der Verlegung beim Kaiser das Wort zu reden, rieth Birago, er möchte die Angelegenheit als einen frommen Wunsch darstellen, dessentwegen man sich nicht zu beeifern brauche.

Die Königin stieß überall auf Widerstand. Ebenso scheiterte ihr Project einer Religionseinigung im Wege persönlicher Zusammenkunft des Kaisers, des römischen, französischen, spanischen Königs und des Papstes.

Mittlerweile hatte Lothringen, der Mann, der durch seine Geburt, den Einfluß seines Hauses, durch seine geistliche Stellung und Macht dem Papste gefährlich sein konnte wie kein Zweiter, einen neuen Beweis eigenthümlicher, doch verächtlicher Characterwandlung geliefert, die man zweifelsohne nach dem letzten tête à tête mit Visconti am wenigsten erwartet, die indessen seine Unersättlichkeit in Ehren, Würden und Pfründen, wie sein unruhiges Temperament erklärlich machten. Sein Secretair war in Rom eingetroffen, und präsentirte Sr. Heiligkeit

eine schriftliche Vertheidigung des Cardinals gegen den Vorwurf, Haupt einer dem Papste feindseligen Partei zu sein. Letzterer stellte sich, als ob er der Autoapologie vollen Glauben schenke. Aus Simonetta's kühler Zurückhaltung hingegen schloß er, daß Rom immerfort Mißtrauen hege und dessen briefliche Confidenz pure Heuchelei sei. Hiezu kamen Morone's Beschuldigungen beim Kaiser, Lothringen vorzugsweise und die französischen Gesandten bereiteten dem Concile Schwierigkeiten und Hindernisse, gerade ihnen müßten alle Klagen über Unfreiheit desselben zur Last fallen.

So nahm denn der Cardinal keinen Anstand neuerdings über Pius und seine Helfershelfer zu zetern. In der Congregation vom 14. Mai, bei Berathung über die Wahl der Bischöfe, schimpfte er über Alles: über das Concordat Leo X. mit Franz I., über den Amboiser Friedenspact, der ohne sein Befragen vollzogen, über den gegenwärtigen römischen Hof. Brunnquell aller erdenklichen Mißbräuche schalt er diesen. Kein Cardinal existire, der nicht ein oder etliche Bisthümer besäße, obgleich vielen die Bischofsweihe mangele. Die Erfindung der Commenden, der Vereinbarung der Pfründen auf Lebenszeit, der Administration, mittelst welcher Eine Person gegen allen Fug mehrere Beneficien verliehen würden, während es schiene als ob sie nur eins genösse, nannte er eine Corruption, durch welche Gott im Himmel verspottet werde. Er wetterte gegen die Dispensationen, die jegliches Gesetz aufhüben, er rügte eine Destruction nach der andern in den schreiendsten Farben. Simonetta sagte, er führe Reden wie ein Lutheraner

und poussire sie wol heimlich; weswegen er abermals in Harnisch gerieth und Se. Heiligkeit bestürmte.

Andererseits beschwerte sich Pius über ihn bei der Königin-Mutter, und Santa Croce ward beauftragt, Lothringens Abberufung zu ermöglichen. Der Nuntius indeß erwiederte, Katharina wie der Connetable und L'Hopital wären sehr froh ihn außerhalb Frankreichs zu wissen, und dächten an nichts weniger als seine Zurückberufung. Ihn dünke das Beste, man gewinne den Cardinal, so weit es die Discretion erlaube; und rieth eine Einladung desselben nach Rom an[16].

In der That beliebte Pius Mittel gütlicher Annäherung, zumal auch der Cardinal schon wieder Geneigtheit zu friedlicher Einlenkung kund that. Der Bischof von Viterbo unternahm die Reconciliation, indem er einen Vorschlag du Ferrier's benutzte, der in Betracht der fortwährenden Uneinigkeit der Väter und ihrer Ueberdrüssigkeit der Reformarbeiten die Fortsetzung des Concils derweise anregte, daß die Bischöfe jeder Nation daheim unter dem Vorsitze eines vom Papst bestätigten Legaten die Religions-Interessen ihres Landes beriethen. Wie du Ferrier sich dabei die Function eines königlichen Bevollmächtigten auserkor, offerirte man dem Cardinal die Legatenwürde für Frankreich auf Lebenszeit.

Freilich stand Frankreichs Genehmigung noch in Zweifel. Pius war aber selbst gar nicht gewillt, diese Abänderung gut zu heißen, die sehr leicht in Nationalsynoden umschlagen konnte: es handelte sich blos um ein bequemes und plausibles Mittel, den Cardinal zu umgarnen; und das Wort: lebenslängliche Legatenwürde,

bethätigte seine magische Kraft. Natürlich setzte Gualtieri alle Winde in Strömung, damit Lothringens Steuer auf St. Peters Stuhl keinen andern Cours einbiege.

Ein Umstand nach dem andern begünstigte und vestigte die unlautern Absichten der Römlinge bezüglich der Kirchenverbesserung, selbst die scheinbar unwesentlichen Rangstreitigkeiten der weltlichen Mächte, vorzüglich zwischen Spanien und Frankreich, deren Mangel an Uebereinstimmung und consequenter Verbindung den Papisten von vornherein das Spiel und alle trügerischen Kunstgriffe erleichterte.

Spaniens früherer Botschafter, der Marchese von Pescara, vermied Collisionen mit den übrigen Gesandten. Als jedoch sein Nachfolger, der Graf von Luna, auftrat, forderte Philipp die äußere Parität seines und der französischen Gesandten. Die Legaten wiesen ihm einen Platz außer der gewöhnlichen Reiheordnung an. Philipp begnügte sich damit nicht; er verlangte Auszeichnung seines Repräsentanten vor den andern in den allgemeinen Versammlungen wie sogenannten Sessionen, widrigenfalls er ihn abberufe. Pius, gehorsam, befahl deshalb den Legaten den Grafen von Luna auch in den feierlichen Congregationen abgesondert zu placiren, und ihm beim öffentlichen Gottesdienst Räucherung und Friedenskuß mit den französischen Botschaftern zusammen darreichen zu lassen. Und damit man sich dieser Anordnung nicht vor der Zeit widersetze, sollte sie bis zum Tage der Anwendung geheim bleiben.

Am 29. Juni versammeln sich die Cardinäle, Gesandten und Väter zum Feste St. Peter's und Paul's im

Mariendom; und kaum beginnt die Messe, wird aus der Sacristei ein brauner Sammetsessel herbeigetragen und zwischen den letzten Cardinal und ersten Patriarchen gestellt, auf welchem Graf von Luna Platz nimmt. Augenblicklich entsteht unter sämmtlichen Prälaten und Botschaftern geräuschvolles Aufsehen. Lothringen wie Lansac und du Ferrier drücken ihr Mißfallen über diese plötzliche Demonstration aus, und fragen die Legaten, wie man die Ceremonie der Veräucherung und des Friedenskusses einrichten werde. Morone erwiedert, man wolle zwei Rauchfässer und zwei Paces gebrauchen, und die Ceremonie bei den Botschaftern beider Mächte gleichzeitig verrichten. Mit Nichten sind wir damit einverstanden, riefen die Beleidigten; die Gesandten von Frankreich haben seit uralten Zeiten den Vortritt vor den spanischen gehabt; wir werden auf der Stelle abreisen, so man gegen unser gutes altes Recht verstößt. Man lief im Disputiren hin und her, und vollführte einen Lärm, der die Meßfeierlichkeiten unterbrach. Wie nun der Prediger die Kanzel besteigt, begeben sich die Legaten und Cardinäle mit den kaiserlichen Gesandten und du Ferrier in die Sacristei, um sich wo möglich zu einigen. Es danerte lange. Das Credo ward schon gesungen, als das Gebot des Stillschweigens erscholl. Der Cardinal Madruzzi, der Bischof Drascowich und der polnische Gesandte nähern sich dem Grafen Luna, und bitten ihn im Namen der Legaten zur Vermeidung weiteren Aergernisses von der Ceremonie der Veräucherung und des Friedenskusses für heute Abstand zu nehmen. Eine Weile widerstrebend fügte er sich endlich. So wie jedoch das

Ite missa est gesprochen, erhebt sich Luna, und verlässt zuerst die Kirche, gefolgt von einem Theile der spanischen, mailändischen und neapolitanischen Bischöfe, während er sonst der Letzte war.

Die Legaten konnten nicht umhin, sich mit den Weisungen Roms zu entschuldigen. Du Ferrier erklärte öffentlich, daß ihn nur der Gottesdienst verhindert hätte, denjenigen Protest zu verlautbaren, zu dem er für den Fall widriger Bestimmungen ermächtigt wäre. Versuche man aber dergleichen noch einmal, würde er nicht gegen die Legaten, nicht gegen Spanien und dessen Gesandten Verwahrung einlegen, vielmehr die Rechtmäßigkeit der Wahl Pius IV. verwerfen, der laut authentischer Zeugnisse durch Simonie auf den päpstlichen Stuhl gelangt, und mit seinen Landsleuten heimreisen. Frankreich würde sich dann vom Papste lossagen und seine Religionsbedürfnisse mittelst eines Nationalconcils ordnen. Wer das jus pontificium und die Geschichte der römischen Kirche kenne, dem seien auch die Prärogativen der französischen Könige unverborgen: und wer die Volumina der Concilien durchblättere, der werde finden, daß die französischen Gesandten vor den spanischen gesessen. Pius IV. streue Uneinigkeit aus, damit er, den Frieden zwischen den Monarchen störend, im Trüben fische. Er ändere gewaltsam alte Rechte um seine Superiorität darzuthun. Er werde dennoch weder die Einigkeit der Fürsten zerreißen, noch die Beschlüsse von Constanz und Basel umstoßen, daß die Concile über ihn seien. Pius IV. unterstehe sich dem erstgeborenen Sohn der Kirche, dem König von Frankreich, einen Stein statt

Brodes, für einen Fisch eine Schlange zu reichen, um ihm und der gallicanischen Kirche einen tödtlichen Stich beizubringen. Er frage, ob dies eine That sei, die dem Nachfolger St. Peters und Verwalter Christi gezieme.

Weitläufiger sprach sich du Ferrier in einer Flugschrift aus, die den unterbliebenen Protest vollständig ersetzte und dieselbe Wirkung hatte.

Lothringen schrieb sogleich an den Papst, tadelte das unbillige Verfahren gegen Frankreichs König, war aber doch weit ärgerlicher über die Heimlichkeit, die der heilige Vater und die Legaten in einer Angelegenheit beobachtet, die andernfalls der Cardinal gerade zu seiner Zufriedenheit besorgt hätte. Seiner Vermittelung lediglich verdanke er es, daß der leidige Handel nicht schlimmer abgelaufen. Was er dem Schreiben nicht anvertraute, die Versicherung seiner vollständigen Ergebenheit für den apostolischen Stuhl, und daß Er vorzugsweise der Mann, den er zur schleunigen und erwünschten Beendigung des Concils gebrauchen könne, weswegen sich Pius mit ihm persönlich verständigen wolle, richtete sein Secretair aus.

In der That lud ihn Se. Heiligkeit freundlichst nach Rom ein, wie auch den Legaten übereinstimmendes Handeln mit dem Cardinal anbefohlen ward. Und von da an gehörte er zu des Papstes treuesten Partisanen.

Der Graf von Luna klagte in Hervorhebung seiner eigenen außerordentlichen Geduld und Bescheidenheit über die Prätensionen der Franzosen, und bat die Legaten, beim nächsten Gottesdienst die Messe in der von Rom vorgeschriebenen Weise begehen zu lassen. Er versammelte die spanischen, mailändischen und neapolitanischen Prä-

laten in seiner Behausung, um ihnen zu betheuern, wie sehr er von einer Störung der Messe entfernt gewesen, hinwiederum den Rechten seines Königs nichts vergeben dürfe. Sollte es noch zu der angedrohten Protestation der Franzosen kommen, werde er die Antwort nicht schuldig bleiben. Die Prälaten möchten sich auf jeden möglichen Vorgang gefasst machen.

Die Gesandten der andern Fürsten hingegen drangen in die Legaten dergleichen Störungen zu verhüten. Diese meinten der Ordre des Papstes und Luna's Verlangen folgen zu müssen. Lothringen protestirte: geschähe das, würde er die Kanzel besteigen und mit dem Crucifix in der Hand Misericordia schreien, die Väter und alles Volk vermahnen, die Kirche zu fliehen, damit sie solch greuliches Schisma nicht erblickten; Alle, denen das Heil der Christenheit lieb, würden ihm gehorchen.

In dieser Klemme berichteten die Legaten nach Rom, während man es dahin brachte, daß Luna bis auf weiteren Bescheid von Pius und Philipp sich bequemte, dem Gottesdienste ohne Räucherung und Friedenskuß beizuwohnen, womit freilich diejenigen keineswegs einverstanden waren, die die Präcedenzfehde als Gelegenheit zur längst ersehnten Sprengung des Concils betrachteten.

Pius antwortete: nach dem „Prolapsus" des Amboiser Friedens habe er sich wie ein Vater gefühlt, dem einer seiner Söhne gestorben, und der seine Liebe deshalb verdoppelt dem andern zuwendet. Spanien wäre dermalen seine einzige Stütze, und aus diesem Grunde müsse er seinen Wünschen willfahren. Indessen wolle er den Legaten nicht wehren, die streitige Sache so zu wenden, daß jeder Theil beschwichtigt werde.

Vereint mit Lothringen, Guerrero und dem Bischofe von Segovia bewirkten denn die Legaten eine beiderseitig beruhigende Ausgleichung.

Ungleich wesentlichere Dienste leistete ersterer dem Papste angesichts der immer und immer wieder vertagten 23. Session. Ueber die Einsetzung der Bischöfe, die Autorität des Papstes und die Residenz der Geistlichen war gar viel verhandelt worden, und dennoch schwebte jede dieser Fragen in einem kritischen Stadium der Stimmenverschiedenheit. Endlich mussten doch Beschlüsse formulirt werden, sollte keine neue Prorogation erfolgen. Lothringen machte daher den Vorschlag, die Puncte von der Einsetzung der Bischöfe und Autorität des Papstes vorläufig ganz bei Seite zu lassen, und ebenso die principielle Erwägung der Residenzfrage. Er wollte eine Vergleichung unter seinen Landsleuten und Spaniern bewerkstelligen, die Legaten sollten das Ihrige bei den Italienern thun.

In Wahrheit behaupteten sich des Cardinals Vorschläge und Modificationen, so sehr sich namentlich mehrere Spanier, vornehmlich der Erzbischof von Granada und Bischof von Segovia dagegen sträubten und auf die Erklärung versteiften, die Einsetzung und Residenz der Bischöfe sei de jure divino. Bei der Abstimmung hatten sie eine Majorität von 164 gegen sich: die Frucht von Lothringens Agitation.

So konnte denn am 15. Juli die 23. feierliche Sitzung abgehalten, vier Artikel vom Sacrament der Weihe nebst acht Anathemen, und achtzehn Reformationspuncte verkündigt werden. Von diesen entschied gleich der erste über die Residenz dermaßen, daß jeder Seel-

sorger seine Schäflein kennen, für sie opfern, durch Predigt, Sacrament und gutes Exempel weiden, sich der Armen annehmen, und alle Werke eines guten Hirten verrichten solle. Und weil solche Stücke nicht können erfüllt werden durch die, welche bei ihrer Heerde nicht wachen noch wohnen, so vermahnt der Synodus die Bischöfe ihre Kirche mit Recht und Wahrheit zu regieren, persönlich bei derselben zu residiren, und sich nicht länger als zwei bis drei Monate von ihr zu entfernen, es sei denn, daß die christliche Liebe, äußere Nothwendigkeit, der schuldige Gehorsam und Nutzen der Kirche oder des weltlichen Regiments längere Abwesenheit erheische. Doch soll es zu des Papstes oder Metropolitans Erkenntniß stehen, ob die Ursachen außergewöhnlicher Abwesenheit berechtigte oder blos vorgeschützte, sofern sie keine offenkundige oder plötzliche. Nichtsdestoweniger hat die Provinzial-Synode die erlangte Licenz zu prüfen und zu beurtheilen, damit kein Mißbrauch unterläuft. Die abwesenden Prälaten müssen dafür sorgen, daß die Kirche inzwischen keinen Schaden oder Mangel leide. Namentlich aber sollen sie am Adventssonntag, in der Fastenzeit, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und zum Frohnleichnamsfest bei ihren Kirchen sein. Darwiderhandelnde verfallen in die von Paul III. bestimmte Strafe für Nichtresidenz, sie sind mit einer Todsünde behaftet und ihres Einkommens im Betrage der Dauer der ungerechtfertigten Abwesenheit verlustig. Nach diesem Decret haben sich auch alle anderen Seelsorger zu richten, die, sobald sie mit Bewilligung ihrer Bischöfe sich wegbegeben, einen approbirten Vicar stellen und besolden müssen.

Die Session endete ohne alle Störung und mit allgemeinem Consens. Einmüthig bezeugten die Legaten, daß sie dies einzig und allein der umsichtigen Thätigkeit des Cardinals von Lothringen zu verdanken hätten. Es war ein Sieg, den sie und die Papisten ohne ihn schwerlich errungen, ein Sieg aber auch, über den jeder rechtschaffene und denkende Mensch kopfschüttelte. Die Resultate so vielmonatlicher Berathungen entsprachen nicht im Mindesten den Erwartungen, die man hegen durfte. Selbst der Prinzipialartikel von der Residenz war nicht anders entschieden, als wie es von vornherein Jedermann vermochte: nach fünfzehn Monaten erkannten die Väter darüber, was jeder Laie am ersten Tage sagte, daß es ein schweres Unrecht sei, ohne Grund seine Kirche zu meiden, die Bischöfe jedoch bei reichlich gestatteten Ausnahmen und der ausdrücklich vorbehaltenen Freisprechungskraft des Papstes die Residenzpflicht kaum weiter als auf hohe Feste zu erstrecken brauchten. Die Berge sollten gebären, und eine Maus entwand sich ihrem Schoße, hieß es mit Recht.

Lothringens gutes Einvernehmen mit den Spaniern zerstörte diese Session. Er hatte gelobt in der Residenzfrage treulich bei ihnen aushalten und allen Fleiß darauf wenden zu wollen, daß ihr Votum zum Decret erhoben würde. Er hatte ihnen noch mehr verheißen und nicht gehalten, und darum sprachen sie sonder Bemäntelung, daß er, gelockt von der versprochenen Legatur und andern seinem Ehrgeiz schmeichelnden Dingen, in's päpstliche Lager übergelaufen und nur verrätherischer Weise noch die Feldzeichen der andern Partei trage.

Im Einklange mit den Bestrebungen des Papstes stürmten die Legaten jetzt in Siebenmeilenstiefeln auf das Ende des Concils los. Sie hätten am liebsten alle noch erübrigenden Gegenstände in einer einzigen Sitzung abgethan, zumal von Glaubensartikeln nichts weiter berathen zu werden brauche, als der vom Ablaß, von Anrufung der Heiligen und vom Fegefeuer. Während ein Ausschuß von zehn Theologen sie erörtere, solle man vom Sacrament der Ehe handeln, und dann auch etwas von der Reformation der Fürsten vornehmen.

Dem spanischen Gesandten gefiel diese überstürzende Eile keineswegs, und ihr einen Hemmschuh anzulegen, sagte er den Legaten, nothwendig wäre, daß sie vor dem Schlusse des Concils das Erscheinen der Protestanten veranlaßten, sintemal alle Mühe und Arbeit umsonst gewesen, wenn diese die Decrete der Synode verwürfen. Sie würden sie aber verwerfen, wenn sie bei ihrem Außenbleiben verharrten.

Die Legaten erwiederten, der heilige Vater habe genug zur Besiegung ihrer Halsstarrigkeit aufgeboten. Dem entgegnete Luna, die Protestanten dürften freilich nicht im Namen des Papstes zum Concil gerufen werden: auf diese Manier würde man sie mit Nichten nach Trient bewegen, vielmehr ihren Widerstand bestärken. Die Synode müsse sie einladen, und zu diesem Behufe des Kaisers Verwendung sich erbitten. Im Uebrigen wünsche er, daß die noch zu tractirenden Materien nicht über's Knie gebrochen, sondern gründlich in den allgemeinen Versammlungen discutirt werden möchten. Die Procedur

vor gewissen Commissionen behage ihm so wenig wie die anempfohlene Hast.

Die Legaten verlangten Bedenkzeit, und riethen Pius an Philipp II. zu schreiben, daß Graf von Luna sein Petitum zurücknehme.

Se. Heiligkeit war erstaunt und erzürnt. Die spanischen Gesandten d'Avila und Vargas hatten ihm das Einverständniß ihres Königs mit der baldigen Beendigung des Concils eröffnet, und nun sprach sich Luna im entgegengesetzten Sinne aus. Letztere darob befragend, stellte er ihnen das Unnütze jedes erneuerten Versuchs der Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken vor. Bei gegenwärtigem Stand der Dinge müsse man sich von ihnen gänzlich scheiden. Andernfalls werde namentlich Philipp II. das gelinde Verfahren gegen die Niederlande bereuen. Ohne die Glaubensgerichte in Spanien wäre er Frankreichs Schicksals theilhaftig geworden.

Die Gesandten entschuldigten den Grafen Luna und bestätigten zum andern Male, daß der König in die Schließung des Concils willige, sobald sie dem Papste beliebe. Ersterer wiegelte trotzdem die spanischen Prälaten auf, daß sie gegen Berathungen in Ausschüssen protestirten, und Pius klagte neuerdings in Madrid.

Mittlerweile behändigten die Legaten den Gesandten und dem Cardinal von Lothringen acht und dreißig Reformationsartikel, damit sie deren Meinung darüber vor Ueberantwortung an die Väter erführen. Luna bemerkte: durchaus im Interesse und Sinne des Papstes abgefasst, passten sie wenig für die Bedürfnisse der verschiedenen

Länder; er beantrage deshalb die Wahl von Ausschüssen nach Nationen, welche von ihrer particularen Basis aus die erforderlichen Reformen modelten. Der Cardinal, die kaiserlichen, französischen Gesandten und der portugiesische behaupteten, die Resultate dieses Vorschlags erreiche man auch ohne Bildung völkerschaftlicher Commissionen: man beleidige damit den Papst, der bekanntermaßen von Abstimmungen nach Nationen nichts hören wolle. Und also ohne Unterstützung ging Luna mürrisch hinweg. Merzen wir alle Stücke aus, sagte Lothringen den Legaten, welche heftige Streitigkeiten entzünden können; je größer das Feuer, desto schlimmer der Rauch; je weniger wir den Vätern zu denken geben, desto eher sind wir am Ende.

Hosius glaubte Zeichen und Wunder zu vernehmen. Sie werden irre, sprach der Cardinal, an meinem anscheinend plötzlich geringen Eifer für Reformation. Trieb und Ernst dazu sind wie früher in mir, allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dies Concil nichts Vollkommnes vermag und jeder gute Anfang einen bösen Ausgang nimmt.

Die kaiserlichen Botschafter waren die ersten, welche ihre Bedenken über die 38 Artikel überreichten (31. Juli), und neben mancherlei Abänderungen acht Zusätze vorschlugen, die indeß nicht alles das enthielten, was ihre früheren zwanzig Artikel begehrten. Am 3. August übergaben die Franzosen ihre Erinnerungen und Wünsche, und am 7. Graf Luna sein Memoire, worin er sich gegen Erwarten mit der Vorlage zufrieden zeigte, und außer etlichen Wortverbesserungen einige Bemerkungen einwob, die eher eine Beschränkung als Erweiterung der bischöf=

liben Autorität erzweckten. Doch kam er wieder auf National-Ausschüsse zur Erhärtung der Sonderbedürfnisse zurück, die ihm Morone rund abschlug. Ganz fruchtlos stimmte er dann die abgenutzte Leier von Unfreiheit des Concils und geheimen Betrügereien an.

Allgemeinen Anstoß erregte aber das Capitel von der Reformation der Fürsten, welche dem Ausspruch der Legaten zufolge so nothwendig als die der Geistlichen. Jeder nach Rom Vorgeforderte soll unweigerlich und bei schwerer Strafe daselbst erscheinen; päpstliche Bannbullen müssten ohne vorherige fürstliche Erlaubniß in jedem Lande publicirt werden; kein weltlicher Regent dürfe selbständige Anordnungen in Sachen der Kirche treffen; in allen Dingen geistlicher Gerichtsbarkeit solle das Einmischen weltlicher Richter verboten sein; kein Fürst hätte von der Geistlichkeit Abgaben irgend welcher Art zu erheben, noch in ihren Häusern und Klöstern quartiren oder fouragiren zu lassen, ausgenommen in den Ländertheilen, wo die Geistlichen den Reichtstagen beiwohnen und Steuern mitbewilligen, und diejenigen Gefälle, welche männiglich zum Kriege gegen die Ungläubigen und in dringenden Nothständen entrichtet würden; alle Erlasse und Urtheile der geistlichen Gerichte, zumal des römischen Hofs wären sofort ohne weitere Genehmigung zu vollstrecken; über erledigte Pfründen habe kein Fürst zu schalten; alle immunitätswidrige Verordnungen seien zu annulliren. Es waren im Ganzen dreizehn schwere Puncte.

Stand zu erwarten, daß sich die weltlichen Mächte derlei Bein- und Handschellen anlegen lassen würden? Gewiß nicht. Die Legaten beabsichtigten indessen auch

nur den Reformbestrebungen der Monarchen ein Paroli zu biegen und damit hauptsächlich alle zum schleunigen Schlusse des Concils geneigt zu machen. Die Reformation der Fürsten sollte der Keil sein, der die Synode aus den Fugen treibe, die Krisis, die ihr Ende herbeiführe. Und darum schrieb Pius schon am 8. Mai an die Legaten, daß sie in diesem Stücke unbegrenzte und rücksichtslose Redefreiheit gestatten möchten. Alle bisher dem römischen Hofe ertheilten Schläge möchten verdoppelt auf die Fürsten zurückfallen, ohne ersteren dabei zu compromittiren.

Die französische Regierung meldete ihren Gesandten am 28. August, sie sähe jetzt den vollendeten Schiffbruch aller Hoffnungen auf eine Reform in Haupt und Gliedern. Statt die Geistlichen zu bessern, wolle man ihnen die Nägel wachsen lassen, um sie den weltlichen Machthabern desto mehr zu beschneiden. Darum befehle sie den Botschaftern, den Vätern vorsichtig, bescheiden, doch determinirt zu sagen, daß es zwar jedes Fürsten Schuldigkeit, die Kirchenversammlung zu schützen und zu fördern, doch nur so lange, als sie auf rechten Wegen wandele und sich nicht unterstehe, zur Heilung einer Wunde eine andere zu schlagen. Der Clerus, Ursache des Aergernisses der Trennung der Christenheit, solle gar sich unterfangen, den Fürsten Gewalt und Rechte abzustricken, uralte Gesetze und Bräuche über Bord zu schleudern, die Unterthanen zum Ungehorsam und Aufstand gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln? Nimmermehr. Des Concils Macht erstrecke sich lediglich auf Besserung des geistlichen Standes, nichts gehe sie weltliche Obrigkeit und Jurisdiction an, und man möchte es sich merken, von jeher hätten die Fürsten

geistliche Anmaßungen abgewehrt. Leisteten die Väter auf das fragliche Capitel keinen Verzicht, sollten die Gesandten tapfer protestiren, und ohne der Legaten Antwort abzuwarten nach Venedig reisen. Die Prälaten dagegen könnten bleiben und blos in dem Falle, daß man Beschlüsse gegen die Rechte, Prärogative und Privilegien des Königs fasse, sich entfernen. Ebenso befahl sie Lothringen, Alles zu vermeiden, was zur Ermuthigung der Reformation der Fürsten diene.

Die Gesandten eröffneten den Inhalt der Depesche den Legaten nicht sogleich, sondern unter der Hand erst den Vätern, von denen nichts destoweniger hundert auf Beschränkung der Fürsten zu Gunsten der Kirche drangen. Sie wollten sich, wenn die Legaten eingeschüchtert die betreffenden 13. Artikel zurückzögen, auf nichts mehr einlassen. Auch die Erklärung des Kaisers gegen Morone, daß er in Nichts willige, was wider die Rechte des Reichs und seiner Erbstaaten laufe, bewirkte keine Sinnesänderung in ihnen.

Vorläufig verschoben die Legaten die vier und zwanzigste feierliche Session zum 11. November. Inzwischen hoffte der Papst mit Frankreich und dem Kaiser fertig zu werden, ingleichen mit Lothringen persönlich conferirt zu haben, den Morone deswegen zur Reise nach Rom antrieb. Frankreich verdarb dem heiligen Vater beständig den Magen. Es verlangte von ihm unaufhörlich die Genehmigung des Verkaufs geistlicher Güter im Betrage von 100,000 Thaler Rente, die nachher ohne seine Bewilligung geschah[17]; der Cardinal von Chatillon hatte sein geistliches Habit ausgezogen und sich als Graf von

Beauvais gerirt, dann, von Pius degradirt, den Scharlachmantel wieder umgehangen, der Mündigkeitsproclamation des Königs beigewohnt, und sich im Cardinalsgewande mit Elisabeth von Hauteville vermählt, was Rom für eine Beschimpfung des apostolischen Stuhls erachtete; — das und vieles Andere sammt den endlosen Schmähungen der Hugenotten schmerzte ihn gewaltig. Er sehnte sich recht darnach, sein Herz gegen Lothringen auszuschütten, und eine unauflösliche Allianz mit ihm zu schließen.

Am 18. September reiste dieser in Begleitung der Bischöfe von Evreux, Meaux, Soissons, Dol, Mans und Tulle ab. Eine Trost- und Beruhigungsepistel von seiner Hand eilte vorauf.

Wenige Tage vor des Cardinals Ankunft in Rom traf der Nuntius St. Croce in Aufträgen Katharina's daselbst ein. Zum zweiten Male schlug sie dem Papst eine persönliche Conferenz zwischen ihm, dem Kaiser, König von Spanien und ihrem Sohne vor, zur Förderung des Heils der Christenheit auf friedlichem Wege. Die Idee war im Geschmack des Nuntius und er befürwortete sie. Pius, obgleich die Verwirklichung kaum möglich haltend, wies den Vorschlag doch um so weniger ab, als er seiner Absicht, das Concil baldigst heimzuschicken, nur Vorschub leisten konnte. Visconti musste ihn zu Madrid, der Bischof von Ischia dem Kaiser empfehlen. Doch kam es auch diesmal zu keiner Ausführung des Projects.

Lothringen wurde von Pius mit Ehrenbezeigungen aller Art empfangen. Er richtete ihm ein Losament im Vatican ein, und besuchte ihn selbst. Des Cardinals Hoffartsteufel feierte blendende Triumphe.

Sie besprachen zunächst Katharina's Fürstencongreß und den Verkauf geistlicher Güter. Wenn die Königin-Mutter auf Lothringens Unterstützung rechnete, täuschte sie sich. Er nannte den Gedanken einer Zusammenkunft der vornehmsten Potentaten einen unzeitigen, einen schon darum unthunlichen, weil er die hugenottische Pacification kräftige. Aus Pius' Erklärung aber, daß er die Verwilligung des Güterverkaufs dem Concil heimstellen wolle, folgerte man mit Recht, daß der Cardinal von ihr abgerathen. Das wichtigste Thema indessen war der Schluß der Synode, und zwar ob in Form einer Vertagung oder offenbaren, hinterhaltslosen Auflösung. Der Bundesgenosse meinte, ehrlicher und leichter sei letzteres. Dem Kaiser und römischen König solle er die Verwilligung des Laienkelchs und die Priesterehe in Aussicht stellen, und zur Vermeidung von Verdrüßlichkeiten und Zeitverlust die Fürstenreformation streichen. Wegen des spanischen Gesandten in Trient und etlicher starrköpfiger Prälaten möchte er sich nochmals an Philipp II. wenden, daß er ihm zur Beendigung des Concils förderlich wäre, und die Oppositions- und Verzögerungslust der Spanier dämpfe.

Unterdessen schleuderte du Ferrier in den gestreckten Lauf der Berathungen zu Trient ein oratorisches Donnerwetter. Als nämlich in der Congregation vom 22. September einer der Prälaten in einem langen Sermon behauptete, alle Unordnungen stammten von den Fürsten her, diese bedürften weit mehr denn die Kirche einer Reformation, und er warne vor dem doch vergeblichen Bemühen, die betreffenden Artikel durch Dilation bei Seite

zu schaffen, nahm du Ferrier sturmverkündenden Antlitzes das Wort und sprach: wir sind in der Lage jener jüdischen Abgeordneten, welche die zu Jerusalem versammelten Priester fragten: wie lange sollen wir noch fasten und Leid tragen? Hundert und fünfzig Jahre und darüber sind verstrichen, daß Frankreichs Könige von den Päpsten Reform der Kirchendisciplin begehrten. Um dies Begehren und keine andere Ursache haben sie ihre Botschafter auf die Concile zu Constanz, Basel, des Laterans und Trient geschickt. Die Orationen von Johann Gerson, dieses ausgezeichneten Theologen, auf dem Concile zu Constanz, von Peter Danes, des gelehrten Bischofs von Lavaur, auf der ersten Convocation hieselbst, wie die Sr. Erlaucht des Cardinals von Lothringen und meines Collegen Gui du Faur, wiesen einzig und allein auf ernste Verbesserung des Cultus nnd des Sittenzustandes des Clerus hin. Dennoch müssen wir fasten und Leid tragen, nicht wie jene Juden im fünften und siebenten Monat, sondern bei zweihundert Jahre hintereinander, und Gott helfe, daß es nicht dreihundert und mehr werden! Einige wollen freilich einwenden und uns sagen: seid zufrieden mit den Canonen und Anathemen der letzten vier Sessionen. Wir aber halten für keine Befriedigung des Gläubigers, wenn man ihn durch aufgezwungene Darreichung einer andern Sache statt der schuldigen bezahlen will. Oder glaubt man uns durch die neuesten Reformentwürfe genug zu thun? Se. Majestät haben sie den Prinzen mitgetheilt, den Großen des Reichs, den Staatsräthen und andern erleuchteten Männern, und Alle haben geantwortet, sie fänden Nichts darin, was den Katholicismus bevestige

und seine Gegner versöhne, Vieles hingegen, was der alten Kirchenzucht widerstreite. Diese Reformentwürfe sind nicht das Kataplasm des Jesaias, alte Wunden zu verharrschen, sie sind das falsche Remedium, von dem Ezechiel spricht, es reiße geheilte Wunden wieder auf und mache sie bösartiger denn zuvor.

Trotzdem man nun die eigene Reform nicht zu Stande bringt, schreitet man zur Reform Anderer. Die Vorlage der Legaten enthält Androhungen der Fürsten mit Bannflüchen, die in der ersten Kirche unerhört und vortrefflich geeignet sind der Rebellion Thür und Thor zu öffnen. Ja, das Capitel von der Reformation der Fürsten involvirt nichts Geringeres als Unterdrückung der uralten Freiheit der gallicanischen Kirche, Verletzung der Majestät und Herabwürdigung der Autorität unserer Könige, von denen etliche nach dem Beispiele des großen Constantin, Theodosius, Valentinian, Justinian und anderer Kaiser Kirchengesetze gemacht, deren mehrere von den Päpsten selbst ihren Decretalen einverleibt worden. Karl der Große und Ludwig IX. sind die vornehmsten Urheber solcher Gesetze, und würdig befunden der Beigesellung der Zahl der Heiligen. Mit diesen Gesetzen ist die französische Kirche in guter Verfassung bewahrt worden, nicht blos nach der Zeit der pragmatischen Sanction, wie Mehrere fälschlich glauben, oder nach Errichtung des Concordats zwischen Leo X. und Franz I., im Gegentheil vierhundert Jahre und darüber vor der Existenz des Buchs der Decretalen. Die gallicanische Kirche ist so unglücklich gewesen, jene alten Satzuugen durch die Decretalen verdrängt zu sehen; allein sie hat auch den Trost ihrer

Wiederherstellung durch die Edicte Philipps des Schönen, Philipps von Valois, Karl V., VI. und VII. genossen.

König Karl, mein Gebieter, zur Großjährigkeit gelangt, will die weisen Gesetze seiner Vorfahren wiederum zur Geltung bringen und der gallicanischen Kirche zur Reinheit und ganzen Kraft verhelfen. Denn es ist nichts in jenen Gesetzen und in dieser Selbstständigkeit, was den Doctrinen der katholischen Kirche, den alten Constitutionen der Päpste und den Decreten der Generalconcile zuwider.

Hierauf zog du Ferrier die bisher verkündeten Beschlüsse an, und kritisirte sie mit bitterer Ironie. Er stellte die Rechte der weltlichen Macht in Frankreich den Ansprüchen der geistlichen schroff gegenüber, und verfocht die Appellation an die Staatsbehörden in Sachen geistlicher Mißbräuche und Irrthümer, wie die Befugniß der Krone, da die Könige Begründer und Patrone fast sämmtlicher Kirchen, deren Güter und Einkünfte in hoher und gemeiner Noth ohne Weiteres zu verwenden. Schließlich ermahnte er die Väter im Namen seines Königs, ihre Sinne und Gedanken auf Kirchenverbesserung und Wiedergewinnung der Abtrünnigen zu lenken, darin dem Muster eines Augustin, Ambrosius und Chrysostomus zu folgen, sich keines Vernehmens aber zu erdreisten, das die Freiheit der gallicanischen Kirche, die Gesetze der französischen Könige und die Autorität des gegenwärtigen Souverains antaste. Andernfalls hätten seine Gesandten Befehl, sich in's Mittel zu legen, wie er hiemit thäte; und rief Himmel und Erde zu Zeugen der Billigkeit der Forderungen seines Monarchen und der Rechtmäßigkeit seines Protestes an.

Die Flammenstrahlen dieser Verwahrungsrede entzündeten die ganze Versammlung. Aus zusammengeschnürter Kehle zwang Morone einige Worte hervor, Ferrier zum Abtreten vornehmlich auffordernd, damit er sich mit den Vätern über die ihm zu ertheilende Antwort berathen könne. Doch abgesehen davon, daß dieser erwiederte, er brauche keine Antwort, was er gesprochen sei gesprochen und damit Punctum, so brach auch ein so furchtbarer Tumult los, daß an eine selbst nur mäßig ruhige Berathung nicht gedacht werden konnte. Am meisten in Harnisch gejagt und die wüthendsten Schreier waren die Italiener; von den Franzosen Nicolaus de Pellevé[18], Erzbischof zu Sens, und Hieronymus de Souchiere, Abt von Clervaux, zwei eifrige Partisane des römischen Hofs. Einige bezichtigten den Redner der Ketzerei; Andere sagten, Karl IX. gebahre sich wie ein König von England; Etliche schrieen, es sei auf Sprengung des Concils gemünzt, man rudere aus Leibeskräften auf eine Nationalsynode; Mehrere meinten, du Ferrier habe seine Vollmacht überschritten, und einige blutdürstige Kirchentyrannen heischten ihn der Inquisition zu überliefern; der Erzbischof von Sens bürgte dafür, daß Lothringen solche schimpfliche Ansprache nicht geduldet, und man sie deshalb erst in seiner Abwesenheit gewagt hätte: — kurz, die zornspeienden Väter rasten bunt durcheinander, aus allen Ecken sprühten lichterlohe Funken der Wuth, und in dem allgemeinen Rumor überflutete die Lava des geistlichen Deliriums die Väter unter einander selbst. Die Synode war in einen dialektischen Vesuv metamorphosirt, aber eben nur in einen dialektischen: sie bot einen

blos pyrotechnischen Spectakel dar, viel Geschrei, viel Getöse, himmelhoch aufprasselnde Raketen, entsetzliche Kanonenschläge, der zuschauenden Christenheit und Herrn du Ferrier indeß sehr unschädlich, und wenn gleich ärgerlich doch auch ergötzlich. Fiel etwas, einer Specialität zu gedenken, wie Wasser auf ungelöschten Kalk, so namentlich die Verfechtung, daß die Gewalt der französischen Könige über geistliche Güter und Personen nicht auf der pragmatischen Sanction, den Verträgen und Privilegien der Päpste fuße, vielmehr auf dem natürlichen und göttlichen Rechte des Herrschers, den Satzungen der alten Concile und christlichen Kaiser. Diese Anwendung der Theorie von Gottes Gnaden galt für Usurpation, Schisma, Sacrilegium. Etwelche feine Nasen witterten es flugs heraus, daß die Beifügung der Satzungen der alten Concile und christlichen Kaiser blanke Irrwische.

Nun das Schwert einmal aus der Scheide, parirte der Gesandte jeden gegen ihn geführten Hieb, fertigte auch bald hernach ein im Druck erschienenes Pamphlet kraftvoll ab. Und da die Legaten seinen Vortrag nach dem Gedächtniß aufgesetzt und geflissentlich verunstaltet dem Papst überschickten, publicirte er ihn selber und sendete ihn Lothringen mit der Bitte um Entschuldigung, wenn seine Worte minder scharf gefügt wären, als sie in Folge der letzten königlichen Information sein möchten. Offenbar hieß das des Papstes Compagnon verhöhnen oder einen kleinen Denkzettel geben. Dem König machte die Gesandtschaft am 26. September Meldung vom Geschehenen. Er billigte ihren Protest Zeile für Zeile, und am 8. Oc-

tober gingen die Botschafter nach Venedig, um die Väter nie wieder zu sehen.

Natürlich gerieth Pius außer sich, doch mehr in entmannender Furcht als stählendem Zorn. Lothringen aber verstand ihn zu trösten, zu beruhigen und ermuthigen. Der heillose Protest überrasche ihn nicht weniger, du Ferrier stützte sich dabei auf eine noch bei Lebzeiten des schwachköpfigen Anton von Navarra verfasste Instruction, die von einer übelwollenden, doppelzüngigen Faction durchgesetzt, welcher ersterer angehöre. Mit den Hugenotten unter einer Decke wünschte diese nichts so sehr als Vertreibung des Concils bevor der Verdammungsspruch über die Freigläubigen verhängt worden. Gleichwol trügen die Legaten einen Theil der Schuld des odiösen Vorganges, indem sie gegen alle Verabredung die Fürstenreformation bisher in ihrem ersten Entwurf belassen. Trotzdem solle das Concil erwünschtermaßen ausleben; er werde an den König schreiben und die Rückkehr der Gesandten bewirken. Hinterher erfuhr er, daß Karl seiner Botschafter Handlungsweise genehmige, und vermochte deren Rückkehr nicht. Und als der von diesen angefachte Sturm verrauscht, siehe da traten die Gesandten sammt und sonders der Fürstenreformation in den Weg.

Als Revanche gegen die Hugenotten, welche ihm, wie Lothringen vorgeschwindelt, durch Ferrier so lebensgefährlich an's Pontificat gegangen, forderte Pius am 28. September die Ketzerin Johanna von Albret, Königin von Navarra, Wittwe Anton's von Bourbon auf, binnen sechs Monden vor seinem Stuhle zu erscheinen und sich zu rechtfertigen, bei Vermeidung ihrer Absetzung, des

Güterverlustes, der Ungültigkeitserklärung ihrer Ehe und Beschimpfung ihrer Kinder. Und kurz darauf sprach er über den Cardinal von Chatillon, Johann von St. Romain, Erzbischof von Aix, Johann Montluc, Bischof von Valence, Johann Anton Caraccioli, Bischof von Troyes [19] Johann von Barbancon, Bischof von Pamiers, Karl von Guillart, Bischof von Chartres, St. Gelais, Bischof von Uzes, Regin, Bischof von Oleron, d'Albret, Bischof von Lescars, als notorische und in contumaciam verurtheilte Ketzer den Bannfluch aus.

Die Maßregel gegen die Königin von Navarra hatte Lothringen allerdings widerrathen, allein in einer Weise die, seine geheime Freude darob andeutend, Pius nur anstachelte. De Thou berichtete sogar von einem noch rechtzeitig enthüllten Complot Johanna sammt ihren Kindern aufzufangen und der spanischen Inquisition zu überliefern.

Indignirt über des Papstes keckes und folgenschweres Verfahren mußte d'Oisel eine Protestation des Königs von Frankreich gegen die Ladung einer Königin, Wittwe, nahen Verwandten, Lehnsbesitzerin auf französischem Boden und Schutzgenossin des Reichs übergeben; ihn erinnern, daß er berufen die Leute zur Seligkeit zu bringen, nicht aber Fürsten von Thron und Land zu stoßen, noch über weltliche Güter Maß und Ordnung zu setzen; und außerdem den Widerruf der Verdammung obiger Prälaten fordern.

Nun vernichtete Pius freilich weder die eine noch die andere Bulle, doch ließ er sie dahin gestellt sein [20].

Am 5. November kam der Cardinal von Lothringen wieder nach Trient. Der Papst gehörte ihm und er

diesem; sie waren dermalen zwei Seelen mit einem Gedanken, zwei Herzen mit keinem Schlag für der Christenheit wahrhaftes Wohl. Pius war von seiner Unterwürfigkeit so erquickt, daß er mehrere befreundete Prälaten zu Cardinälen zu creiren versprach, ja sogar Aeußerungen that, als ob er es dahin vermitteln wolle, daß er ihm succedire. Sammt den Legaten mit dem schleunigsten Schlusse des Concils beauftragt stieß er bei diesem auf keinen Widerspruch. Er zeigte sich mit den in der bevorstehenden Session zu verkündenden Beschlüssen sehr zufrieden, „wiewol er weitere Reformen gewünscht hätte". Allein der heilige Vater, den er liebedienerisch herausstrich, würde Mittel und Auskunft finden Mangelhaftes zu vervollkommnen.

So hielt man denn am 11. November die vier und zwanzigste feierliche Sitzung. Abgelesen wurden ein Decret vom Saccrament der Ehe nebst zwölf Anathemen, und zehn Artikel von der Reformation der Ehe sammt Verfügungen über Gewalt und Amtswirksamkeit der Bischöfe, wobei den vereinten Bemühungen Lothringens und des Präsidiums gelungen, die „göttliche Einsetzung" und alle Wendungen zu umgehen, aus denen den römischen Stuhl benachtheiligende Folgerungen hättten gezogen werden können. Auch ertheilte der Vorstand endlich den nichtsnutzigen Bescheid ob der verhängnißvollen Formel: proponentibus legatis.

Unter der Hand einige Hauptstimmführer für die Beendigung der Synode beredend, rückte der Cardinal jetzt mit der Sprache offen heraus, daß man in der nächsten Session einander Valet sagen möchte. Er und die französischen Bischöfe könnten unmöglich länger ver-

weilen; sie müssten zum Weihnachtsfest daheim sein, so weh ihnen der Abschied von einer so herrlichen Versammlung thue. Der Kaiser ebenfalls willigte in die Beendidigung, da er nachgerade überzeugt, daß ein Concil wie dieses noch hundert Jahre tagen könne, ohne den geringsten Nutzen zu stiften. Luna, erst dafür, war jetzt dagegen, da ihm die Zustimmung seines Königs fehle. Doch in der Minderheit, überhörte man seinen Widerspruch.

Morone versammelte am 15. November die Legaten, Cardinäle und fünf und zwanzig aus allen Nationen erlesene Bischöfe um sich, und verlangte, da der Schluß des Concils vom Kaiser, römischen König, allen übrigen Fürsten und dem Cardinal von Lothringen beantragt, zu wissen, ob und wie er schicklichst zu Stande gebracht werden möchte. Der Cardinal legte scheinbar darauf Gewicht, daß es hoch an der Zeit, der Christenheit, insonderheit der katholischen zu vermelden, wie es nun um ihre Religion stünde und das Interim in Deutschland beseitigt würde. Längeres Tagen wäre der katholischen Kirche nachtheilig, ja am Ende bescheere ihnen Frankreich noch ein Nationalconcil, daß hieß, den ewig spukenden Knecht Ruprecht für die ungezogenen Väter. Das Wie betreffend, so reiche Eine Sitzung hin, die unerledigten Reformationspuncte, den Katechismus und das Register verbotener Schriften abzuhandeln. Alles Uebrige dürfte Se. Heiligkeit gern selber absolviren, ihnen auch das Capitel vom Ablaß und der Bilderverehrung abnehmen. Der Anathemen gegen die Ketzer möchte man sich gleicherweise entheben, blos in allgemeiner Rede darüber schließen.

Nur Wenige verweigerten dieser Galopade ihr Ja und mussten sich der Ergebung der Mehrheit beugen. Der Erzbischof von Otranto hingegen, dieser Haupt-Coulissenreißer und Athlet der Trienter Generalkomödie, betrachtete die Anatheme gegen die Ketzer als unerlässliches Haupt- und Effectstück, von oberflächlicher Berührung schlechterdings nichts wissen wollend. Lothringen belehrte ihn, daß man dann die Königin von England, Navarra, den Prinzen Condé, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürsten von Sachsen und andere erzketzerische Potentaten am wenigsten schonen dürfe. Verdamme sie das Concil aber, wäre engere Verbindung und Rache nächste und natürlichste Folge. Klugheit erheische das zu thun, nicht was man vermöge, sondern die Umstände mit sich brächten.

Jetzt fand eine alles Ernstes aufreibende und aufräumende Hetzjagd von Berathungen statt. Die Tag und Nacht arbeitenden Legaten trieben die Väter an ihre Meinungen so kurz wie möglich auszusprechen. Sie bemaßen den Anfang jedes Votums mit einer Aengstlichkeit, als ob ihnen die Lebensfrist so grauenvoll knapp wie den mitternächtigen Geistern einer flandrischen Sage zugemessen wäre, die einmal im Jahre dem Grabe entrissen werden, um in zehn Minuten den tollen Reigen eines ganzen Sonntags bis zum letzten Tact zu verwirbeln. Es half ihnen nichts, den wenigen Spaniern, sich dem Kopfüber Kopfunter entgegen zu stemmen, der große Haufe keuchte über sie hinweg.

Jetzt war es aber auch ein Ehrenpunct für Lothringen, das Concil angesichts der französischen Regierung geschlossen zu sehen. Und so lud er die Gesandten nach

Trient, da der Entwurf von der Reformation der Fürsten bedeutend abgeändert und gemäßigt worden. Du Ferrier antwortete, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs könnten sie Venedig nicht verlassen. Diesem schrieben sie: ihre Rückkehr möchte als Billigung nachtheiliger Beschlüsse gegen seine Rechte und die Freiheiten der gallicanischen Kirche aufgenommen werden. Ihre Abwesenheit erleichtere die Nichtanerkennung aller widrigen Bestimmungen.

So sehr sich Lothringen anstrengte, er bewog die Gesandtschaft nicht zur Rückkehr.

Unterdessen protestirte auch Vargas zu Rom gegen den unreifen Abbruch des Concils. Die ganze Welt sei unwillig darüber. Das Concil hat seine Freiheit, versetzte Pius, ich schreibe ihm Nichts vor. Und was denn nennen Sie die ganze Welt? Spanien! lautete die stolze Entgegnung. Nun, sagte Pius spöttisch weiter, so melden sie Spanien, daß es einen Ptolomäus kaufe, um sich zu unterrichten, wie es mit Nichten die ganze Welt sei.

Auch Luna warnte wiederholt vor der unpassenden Eile.

Da am 1. Dezember um die Abendzeit sprengt ein Courier in die Stadt, Nachricht bringend von schwerer Erkrankung des Papstes, nebst Briefen des Cardinals Borromeo an Lothringen und die Legaten, in denen die Weisung sich durch keinen Widerspruch aufhalten zu lassen, damit den aus der Wahl eines neuen Kirchenoberhaupts während des Concils unvermeidlich entspringenden Inconvenienzen begegnet würde. Der heilige Vater lag indeß keineswegs so schwer darnieder, daß er außer Stande gewesen wäre etliche Zeilen zu postscribiren, in denen er

des Nepoten Rath und Anreizung bekräftigte. Das Unwohlsein kam recht gelegen, die geistlichen Herren zum besinnungslosen Wetteifer anzutreiben. Luna allein widersetzte sich nochmals und bestritt den Ernst der augenblicklichen Situation.

Man beschwichtigte ihn endlich, und so wurde die ursprünglich auf den 9. Dezember anberaumte fünf und zwanzigste und letzte Session bereits am 3. feierlich begangen. Unter den gewöhnlichen Ceremonien zogen die Väter zur Kirche, hörten die Messe, eine die Synode lobhudelnde, aufschneiderische Predigt des Erzbischofs von Nazianz, und vernahmen dann die Beschlüsse über Fegefeuer, Anrufung der Heiligen, Verehrung der Reliquien und rechtmäßigen Gebrauch der Bilder, nebst acht Anathemen, zwei und zwanzig Capitel über Reform der Regularen, und ein und zwanzig allgemeine Reformpuncte. Der neunzehnte davon setzte vest: Alle Fürsten, die das Duell gestatten, sollen excommunicirt werden, und der Herrschaft des Gebiets verlustig sein, wo der Zweikampf vorgefallen. Die Strafe des Bannes, der Güterconfiscation und Ehrlosigkeit trifft ferner die Zweikämpfer und ihre Beistände. Im Duell Getödteten wird Beerdigung an geweihter Stätte versagt, Excommunication aber auch auf die ausgedehnt, die zu einem Zweikampf rathen oder als Zeugen beiwohnen.

Die kürzlich noch auf dem Kothurn einherstolzirende, weltbezwingerische Fürstenreformation war jählings zum bescheidenen Zwerge verkleinert, der auf den Socken des zwanzigsten Paragraphen schleichend zu den weltlichen Machthabern das Vertrauen äußerte, daß sie der Kirche

Gerechtigkeit widerfahren lassen würden, ihre Unterthanen anhalten die Geistlichen zu ehren, und ihre Beamten keinen Eingriff in die Gerechtsame der Kirche zu thun und die geistlichen Personen nicht zu beleidigen, vielmehr den Satzungen des Papstes und der Concile Gehorsam zu leisten. Die Synode ermahnte den Kaiser, die Könige, Fürsten und alle weltlichen Herren in Ehren zu halten was der Kirche sei, und nicht zu erlauben, daß ihre Freiheiten und Privilegien angetastet oder beschädigt würden, damit sie immerdar gebührlich zum Heil des Volkes walten könne.

An die Stelle verhassten Details war eine allgemeine Verwahrung getreten, und die Bannbedrohung der Fürsten in die solcher Unterthanen umgewandelt, welche die Canonen der Generalconcile und andere apostolische Vorschriften zu Gunsten der Geistlichkeit nicht genau beobachten würden. Die alten Streitigkeiten über so häufig collidirende Befugnisse geistlicher und weltlicher Autorität blieben freilich damit auch unerledigt und in's Unberechenbare verschleppt.

Das geringfügige Gute hingegen, was das Concil in so langer Zeit grundsatzweise verrichtet, stellte das ein und zwanzigste Kapitel wiederum in Roms Willkür, indem es alle Decrete von der Reformation, welche die tridentinische Kirchenversammlung unter Paul III., Julius III. und Pius IV. verfertigt, gleichviel in welchen Worten und Clauseln, der Autorität des apostolischen Stuhls subordinirte, der sie keinerlei Eintrag zufügen dürften.

Obschon die Sitzung bis tief in die Nacht hinein dauerte, musste sie nächsten Tags fortgesetzt werden. Die

Kunde von der schleunigen Besserung des Papstes galt für keinen Grund mehr zu einem Aufschuf. Es erübrigte noch das Decret vom Ablaß nebst einem Anathem. Der Index der verbotenen Bücher, obgleich entworfen, wurde sammt dem Katechismus, Missale und Breviarium dem Papst heimgestellt. Es ward auch ein Decret publicirt, daß die den Gesandten eingeräumten Plätze keinem präjudicirlich sein sollten. Endlich bat die Synode alle Fürsten, selbst die Ketzer auf die Beschlüsse dieser heiligen allgemeinen Kirchenversammlung zu verpflichten. In unklaren und streitigen Fällen möchte man sich an den Papst wenden, der in irgend einer Weise zur Beilegung der Difficultäten Rath schaffen werde. Hierauf folgte die Recapitulation aller die Reform und Kirchenzucht betreffenden Decrete der zwei ersten Convocationen. Darnach erhob sich der Secretair der Versammlung mit dem wichtigen Antrage, für alle Beschlüsse der Gesammt-Synode die päpstliche Bestätigung nachzusuchen. Lothringen zuerst und dann alle Anderen sprachen: Placet! Der Erzbischof von Granada war der Einzige, welcher erklärte, er begehre keine päpstliche Confirmation.

Wenn auch die meisten Väter diesen letzten Beschluß nur als leere Formalität betrachteten, und die Befürchtung jedweder Aufhebung wirklicher Autorität des Concils nicht theilten, so entschied er doch die zwei scharf herausgekehrten Fragen, ob der Papst über dem Concil oder umgekehrt, und dieses ein neues oder fortgesetztes.

Letzlich spendete Morone, als erster Präsident, Jedem der Anwesenden vollkommenen Ablaß, segnete das Concil und erlaubte ihm nach geschehener Danksagung sich, weil

beendet, aufzulösen. Verabredetermaßen stand dann der Cardinal von Lothringen von seinem Sitze auf, wünschte Pius IV. langes Leben, Paul und Julius die ewige Seligkeit, Karl V. und den Königen, die das Concil geschützt, immerwährendes Gedächtniß, dem Kaiser Ferdinand, allen regierenden Fürsten und Herren langes Leben, den Legaten und Cardinälen dasselbe nebst großem Dank, den Bischöfen langes Leben und Heil. Er rühmte den Glauben des heiligen allgemeinen Concils, segnete alle Rechtgläubigen und verfluchte alle Ketzer allgemeinhin. Die Versammlung stimmte wortgetreu ein.

Bei Strafe des Bannes aber befahl Morone sämmtlichen Vätern die Decrete eigenhändig zu unterzeichnen. Und so contrasignirten nächsten Tags außer den Legaten 2 Cardinäle, 3 Patriarchen, 25 Erzbischöfe, 168 Bischöfe, 39 Procuratoren abwesender Bischöfe, 7 Aebte und 7 Ordens-Generale, in Summa 255 Personen. Um aus den fehlenden Unterschriften der französischen Gesandten nicht Verwerfung der Beschlüsse zu folgern, und weil der Graf von Luna im Voraus gesagt, daß er den Decreten nur mit Beding und Vorbehalt beistimme, da Philipp II. in den Schluß des Concils noch nicht gewilligt, gestattete man den Botschaftern einzig in abgesonderten Protocollen, nicht in der Haupt-Urkunde, ihren Beitritt zu vermerken.

So endete eine Kirchenversammlung, welche zu ihrer eigenen Schande die Christenheit achtzehn Jahre lang am Narrenseile geleitet und in der Totalität ihrer Verhandlungen und Beschlüsse dem unnatürlichen Umfange der Papstmacht ein gesetzliches Gepräge verliehen; für

Ausgleichung der Spaltungen, Vereinigung der Christenheit dagegen Nichts gethan.

---

Vom Concile zu Trient heimgekehrt, beantragte der Cardinal von Lothringen alsbald im Namen der Väter die Approbation der Beschlüsse für Frankreich. Und auch der Nuntius Santa Croce, der am 10. Januar 1564 nach fünf Monaten die erste Depesche von französischem Boden aus abfertigte, richtete seine Thätigkeit, wie es scheint, vom ersten Tage seiner Rückkehr an, darauf hin [21]. Angeblich zum Zwecke unparteiischer Prüfung wurde denn ein Ausschuß niedergesetzt, gebildet von Mitgliedern des Conseils und Parlaments, denen der berühmte Rechtsgelehrte Karl du Moulin [22] angehörte. Dieser entwickelte im Namen des Ausschusses schriftlich, daß, von welchen Gesichtspunkten man immer ausgegangen, die allgemeine Ansicht und Resolution diese wäre, daß das Concil von Trient nicht angenommen werden dürfe, da die Annahme und Approbation desselben wider Gott streite, wider die Wohlthat Jesu Christi im Evangelium, gegen die frühern Concile, die Majestät des Königs und Rechte der Krone, wider die geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte [23], wider die jüngsten Edicte und die der Antecessoren Karl IX., gegen die Freiheit und Immunität der gallicanischen Kirche, gegen die Autorität der Stände und Parlamentshöfe, und wider die weltliche Gerichtsbarkeit.

Allein die Berathungen dieses Ausschusses waren pure Spiegelfechterei, an oberster Stelle war die Ver-

weigerung der beantragten Approbation schon vorher beschlossen, und Katharina sowol als L'Hopital widerriethen den Mitgliedern des Ausschusses dringlichst das Gegentheil [24]. Man war einzig und allein mit dem Puncte von der Unerläßlichkeit der Residenzpflicht einverstanden.

Lothringen selber konnte sich nun, wie auch schon aus den unten mitgetheilten Depeschen des Nuntius und Briefen Languet's an Mordeisen hervorgeht [25], bei Hofe unmöglich länger wohl fühlen. An seinen Empfang knüpften sich Zeichen geringerer Ehrerbietung und minderen Wohlwollens denn sonst, er hatte verdrüßliche Wortwechsel mit dem Kanzler und dem Connetable, und bald zog er sich bei gänzlich gescheiterter Angelegenheit in sein Erzbisthum zurück.

## Anmerkungen.

[1] Geboren 1504 zu Cracau, gestorben 5. Aug. 1579 unweit Rom.

[2] Ein italienischer Bandit existirte längere Zeit unter der Würde und dem Namen: Cardinal Ludwig Simonetta, dem er auch sehr ähnlich gewesen sein soll; hielt sich ein prächtiges Gefolge von Leuten seines Gelichters, ließ sich Erlaucht tituliren, ertheilte Dispensationen, verstattete Resignation der geistlichen Aemter und Präbenden, hob den Bann auf u. s. w. Er brachte sich nicht blos in Besitz bedeutender Summen, sondern auch in das Ansehen eines wirklichen Kirchenfürsten. Zu seinem Unglück fiel er in die Hände des damaligen Vicelegaten zu Bologna, Donat de Cosia, der ihn als Schwindler entlarvte und den Gerichten übergab, die ihn zum Tode verurtheilten. Man erwürgte ihn mit einem golddurchwirkten Strick, und hing an seinen Hals einen leeren Beutel mit der Aufschrift: dieser ist nicht der Cardinal Simonetta, sondern ein Betrüger Sine Moneta!

[3] 1533—1595, Sohn Wolfgang Dietrichs, Grafen von Hohenems.

[4] S. meine „sieben Bücher französischer Geschichte" II. 1, 45.

[5] Gestorben 1580.

[6] Später Erzbischof von Coloczd, und 1585 Cardinal; lebte 1525—1587.

[7] Aehnlich beklagte sich Pibrac bei L'Hopital in einem Schreiben vom 13. Juni. Am 19. Juli schreibt Lansac wieder: Le Pape est

en tout maître de ce Concile, y ayant la pluspart des voeux à sa dévotion, que beaucoup de ses pensionnaires quelque chose que les ambassadeurs de l'Empereur et nous leur avons remonstré, ils n'en font que ce qu'ils leur plaist etc.

8 Geboren 1514, gestorben 16. Juli 1590. Hinterließ verschiedene Schriften, wie Stimulus pastorum; Compendium spiritualis doctrinae, einen Katechism in portugiesischer Sprache ꝛc. Seine Biographie, von dem berühmten Dominicaner Ludovicus Granatensis (1504—1588) begonnen, fortgesetzt von de Caceras, vollendete Ludwig de Souza und veröffentlichte sie 1619.

9 S. dessen Tractat de potestate papae.

10 S. meine „sieben Bücher französischer Geschichte" II. 1, 88. 89.

11 1518—1594, einer der enragirtesten Anhänger der Ligue und des Guise'schen Hauses. Siehe auch Anmerk. 18.

12 Con l'Occasione che io parlai al Cancelliere, gli dissi ancora del Concilio di Trento, lei mi rispose che haveva vedute tutte le Lettere, che non ne scrivano la minima Parola, del che si maravigliava, e discorrendo mi disse che tutto il Male di questo Regno veniva da loro medesimi, e della Vita de i Pretti, molto Sregolata, i quali non vogliono esser Riformati, e principalmente quelli del Concilio, e poi nelle loro Lettere rejiciunt Culpam in Papam.

Io so che sono loro che non vogliono esser Riformati, e hanno mandati di quà certi Articoli che hanno parimente mandati à Roma, circa gli quali io vi posso dir che se Sua Santita li accordasse, confirmamente alle loro Petitioni, sariano i piu Malcontenti del Mondo, ma no le hanno fatte ad altro Fine che per haver Occasione di mostrar di quà, che il Papa è quello che non vuole, mentre che sono loro che non vogliono quella Riformatione del Clero.

Mi ha parimente detto, nel medemo suo Discorso, che questo Regno non deve cercar, ne voler, che l'Autorita del Papa sia

in Cosa alcuna, diminuta, ma che desidera bene che le Cose della Chiesa vadino per un altro Verso.

Doppo questo venne à dir mi che adesso un Terrzo delli Beneficii della Francia sono in questo Termine, che uno che he Moglia domanda una Abbatia alla Regina, e poi ne piglia Possessione sopra la Testa, ò in Nome di un Prettazzolo, e la nutrice in Casa, e dandoli un Scudo il Mese, tir a lei il resto delle Entrate del Beneficio Ecclesiastico. Se pur fosse per Speranza di darlo ad un Figliolo, sario manco Male; ma che lui ne sa molti che godano i Frutti dell' Abbatie essendo ussorati, senza niun altro Pretesto che di magnar quelli Frutti: e che hoc fit passim: che lui la detto alla Regina, ma che come Donna non ci sa provedere. Depesche St. Croce's, Blois 28. März 1563.

13 Gestorben 1580.

14 Er starb 1565 im 58. Lebensjahr. Der Cardinal von Hohenems war schon früher abberufen worden, ohne ersetzt zu werden.

15 Gestorben 1583 im Alter von 74 Jahren. Heinrich III. verschaffte ihm den Cardinalshut.

16 Ancora che la Regina scriva al Concilio tutto, credo che stara nel Cardinale di Lorreno, il quale con la Morte del suo Frattello haveva manco Spiriti, e credo io che terra piu Conto della Satisfattione di Sua Santita, che di quá. Si tiene che non sia per venire, come che è Huomo molto timido, e per tanto saria bene accarezzarlo, et il saper negotiar con Sua Signoria Illustrissima, in questo Tempo, importara molto. Depesche St. Croce's, Blois 28. März 1563.

Bisogna presuponere, per Massima Infaillibile, che la Regina odia Lorreno quanto huomo che viva: e dicono che ne habbia gran Causa, e fra le altre perche al Tempo del Ré Francesco Secondo, la Regina di Scotia un giorno gli disse che non sarebbe mai altro che Figlia di un Mercante: e questo

si stima che fosse detto à Soggestione di Lorreno. Sua Majesta non si lo quo scordare; ma non ha tanto Animo che si risolva à scuoprirsi del tutto. Certo è che la prima Causa di mandarlo al Concilio di Trento, fu per levar se lo d'inanzi: e hora ve lo tiene piu per la medema Causa, che perche pensi di riceverne Servitio, e per tanto credo io che sara difficile che Sua Majesta lo richiami.

Il Conestabile l'odia al Pari, e ha piu Animo, tal che saria di Opinione che si richiamasse: e di questa medema Opinione è Monsu della la Rocca-Sur-Yon, che l'odia piu ancora delli supradetti.

Il Cancelliere se ben l'ama, non lo vuole di quà; ma io credo che la Regina prevalera nella sua Risolutione, la quale in Somma vuol andar con ogni Quiete, e Dissimulatione, fin che il Re suo Figliolo sia in Eta, come quella ancora che conosce molto bene i Francesi, e sa che ancora che si odino molto, non-dimeno si reunir anno per i loro Interessi Particolari.

Di modo che vedendo questa Strada difficile, ho detto alla Regina che per non interromper in parte la buona Intelligenza ch'è tra Sua Santita e la Majesta Sua, io la supplicavo che di quà tratassimo quel che voleva, perche io lo potesse significar à Sua Santita, laquale auvisaria fin dove volesse giungere il parer suo, con che Sua Majesta saperia il certo, e non potria esser ingannata, e Sua Santita intenderia parimente tutto fidelmente: Sua Majesta mi disse che ci pensaria, e ne parlaria al suo Consilio, e mi daria Risposta.

Questo l'ho fatto perche come Lorreno l'intendera si ammuttinera, e sara facil Cosa che si sdegni affatto, oltre che per questa Via si sapera la Verita del tutto.

Havevo pensato ancora di pregar Sua Majesta di mandarlo à Roma, perche s'intendesse con Sua Santita, et à questo credo che Sua Majesta si risolveria volontieri; ma non l'ho voluto proporre fin che mi habbia datto Risposta circa la

mia altra Domanda. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Voi Signoria Illustrissima potra pensare se, con mandar di quà i Capitoli dati al Concilio di Trentto d'a Francesi, et avisar mi di tutto, o di parte di quel che Sua Santita volesse fare, gli pareria che s'incaminasse questo Negotio, e fosse per seguirne il Fine che si desidera: cioè che Sua Santita intenda la Verita del tutto, et à Lorreno sia diminuta l'Autorita.

Importara molto ancora intender il Negotio tra Sua Signoria Illustrissima e Ferrara, del che si potra regolar di quà, dove non pisogna assicurar si molto che siano per far gran Cose, ne per darne la Speranzia; ma continuar la Pratica il piu che si puo. Par mi che Lorreno, prima che partisse facesse sotto-scrivere, da Sua Majesta, e da tutti questi Signori del Consilio suo, che non l impediriano nelle Cose che trattaria di là, ne vi si me scolariano, il che fa che di quà vamo tantd ritenuti. Chiffrirte Depesche St. Croce's, Paris 27. Juni 1563.

[17] Viene il Signore Cavaliere Scura, mandato da Sua Majesta Christianissima, per supplicar Su Beatitudine di dar Licenza di posser vendere per Cento Mille Scudi di Entrata di Beni Stabili delle Chiese, per agiutarsi in questa Guerra, offerendo Suo Majesta di conservar le Chiese senza Danno, quanto all' Interesse del Frutto. Depesche St. Croce's vom 13. März 156

Quanto alla Alienatione delli Beni delle Chiese, vedo questo Regno in Termine che dificilemente puo far il Necessario senza quella Subventione extraordinaria, essendo senza Denari, e governatosi di Sorte che non trova piu Credito, e gli Popoli cossi Afflitti e Mal-Contenti che non possono farli buoni Offitii ne socorrerlo. Chiffrirte Depesche desselben Tages.

Factum est enim hic decretum, reclamante Pontifice et omnibus Ecclesiasticis, quo permittitur Regi, ut ex bonis

ecclesiasticis, divendat reditus annos centum millium coronatorum. Languetus ad Camerarium Patrem, Lutetiae XIV. Cal. Aug. MDLXIII.

Pour reparer la breche faite par les troubles, et fournir au defroy de la guerre, on fait une autre nouvelle breche. L'on vend, par Edict, du domaine du bien de l'Eglise iusques à trois millions de livres. Pasquier à Monsieur de Fonsomme.

[18] Spottweise le Cardinal Pelé (der kahle Cardinal) genannt. Siehe auch Anmerk. 11.

[19] Seit den Conferenzen zu Poissy der reformirten Lehre öffentlich zugethan; starb 1569.

[20] Ce quit fut executé de manière, qu'elle ne se trouve plus aujourd'hui parmi les Constitutions de Pie IV., schreibt de Thou.

[21] — — e doppo non ho mancato di fare ogni buon Officio intorno à quel che mi fu ricommandato per il Servitio di Sua Santita, schreibt St. Croce am 15. Januar von Paris aus.

[22] Karl du Moulin war zu Ende des Jahres 1500 zu Paris geboren. Seine Familie durfte sich königlichen Geblütes und der Verwandtschaft mit Elisabeth von England rühmen. Wie sein Vater, Johann du Moulin, der Advocatur obgelegen, so studirte auch er die Rechtswissenschaft zu Orleans und Poitiers, und wurde gleich jenem Anwalt bei dem Parlamente zu Paris. Willens ehelos zu bleiben verschenkte er seine Güter an seinen Bruder Friedrich. Da dieser aber seine Schwestern hintansetzte und gewisse der Kirche zugedachte Renten zurückhielt, machte er die Schenkung nichtig und verheirathete sich. Im ruhigen Besitz seines väterlichen Erbtheiles bis 1552 lebend, zog er sich in dieser Zeit durch seine Schrift contra parvas datas et abusus Curiae Romanae den Haß des Papstes dermaßen zu, daß er seine Heimat verlassen musste. Er nahm seine Zuflucht nach Deutschland, und lehrte die Rechte zu Tübingen, Straßburg, Dole und Besançon. Endlich wurde ihm (1557) die Rückkehr nach Paris verstattet. Der Connetable stellte ihn dem

König mit den Worten vor: Voilà cet homme qui a fait par un seul livre ce que Votre Majesté n'a pû faire avec une armée de trente mille hommes, qui a appaisé le Pape Jules, et vous l'a rendu favorable. Wegen Veröffentlichung der Consultation über das Trienter Concil ohne vorherige Erlaubniß des Parlaments wurde er in's Gefängniß gesetzt, indeß auf königlichen Befehl nach vier Monaten wieder freigelassen. Obschon man ihn im Verdacht hatte, dem Calvinismus ergeben zu sein, war er demselben doch nichts weniger als gewogen. Er nennt die Hugenotten Aufrührer und Fanatiker, und erklärt die augsburgische Confession, in der er sich während seines Aufenthalts in Deutschland bekannte, für weit erträglicher als die französisch-reformirte. Manchen Feind erwarb er sich durch seine wahrhaft ungeheure Eitelkeit. Doctor von Frankreich und Deutschland titulirte er sich und behauptete öffentlich, daß wie Keiner es zu einem so hohen Grade der Rechtsgelehrsamkeit gebracht hätte denn er, auch kein Mensch existire, der ihm etwas Neues lehren könne. Er starb in seiner Vaterstadt am 28. September 1566. Seine gedruckten Schriften sind, außer der oben erwähnten: Commentarii in consuetudinem Parisiensem; tractatus commerciorum, contractuum, redituumque pecunia constitutorum et monetarum; sommaire du livre analytique des contracts, usures, rentes constituées, intérêts, et monnoyes; stilus Parlamenti; stilus antiquus curiae Parlamenti Parisiensis; instructiones stili Parlamenti et requestarum; constitutiones regiae antiquae, cum annotationibus; jura et privilegia regni Franciae, cum notis; notae in quaestiones Joannis Galli; formulae arrestorum, et LXXIV arresta senatus Parisiensis cum notis; annotationes in Philippi Decii consilia; annotationes in commentaria Decii ad decretales; annotationes in consilia Alexandri Tartagni; annotationes in commentaria Decii ad titulum digestorum de regulis iuris; commentarius analyticus in regulas Cancellariae Romanae hactenus in iure receptas; commentaire analytique tant sur l'edit des petites dates, que sur un ancient arret de la cour, touchant les reservations, preventions, annates, exactions, usurpations, et abus des Papes; factum pour la justification du traité de Charles du Moulin,

contra parvas datas; annotationes ad ius Pontificium; notae in tractatum Joannis de Selva de beneficio; notae in comm. divi Muxellani in regulas iuris Pontificii; traité de l'origine, progrés, et excellence du Royaume et Monarchie des François; tractatus de origine, progressu et praestantia Monarchiae regnique Francorum; collatia et unio quatuor Evangelistarum cum annotationibus*); *consilia et responsa iuris analytica, quibus accesserunt consiiia duo super facto Concilii Tridentini et super commodis et incommodis novae sectae et factitiae religionis Jesuitarum, et duo alia in materia legitimationis;* tractatus analyticus de dignitatibus, Magistratibus et civibus Romanis; tractatus de eo quod interest, tractatus duo analytici, prior de donationibus factis vel confirmatis in contractu matrimonii, posterior de inofficiosis testamentis; notae solennes ad constitutiones Gallicas, etc. Mehreres hat er pseudonym veröffentlicht. In zwei Briefen von Straßburg an Henzel in Zürich spricht er auch von einer Geschichte der Merovinger, die er eben beendigt, welche sich vielleicht irgendwo handschriftlich vorfindet, von der aber sonst nichts bekannt geworden.

[23] „Régale spirituelle et temporelle." Das erstere hieß auch La régale par excellence.

[24] Mihi dicenti licet — schreibt Molinäus im Rückblick auf obiges Gutachten an Johann Langius in Heidelberg, Churfürst Friedrich III. Rath und Arzt — concilii Tridentini recusationem

*) „Les Eglises seront averties de se donner de garde du Livre de Monsieur Charles du Moulin, intitulé, Unio quatuor Evangelistarum, parce qu'il contient plusieurs erreurs, et entr'autres, touchant les Limbes, le franc arbitre, le péché contre le Saint Esprit et la Cene, et specialement contre la vocation des Ministres de l'Eglise et l'ordre d'icelle, lequel il méprise, et confond entierement. Tous les fidéles seront aussi avertis de ne se trouver point aux exhortations dudit Sieur du Moulin, ni à la participation des Sacremens qu'il entreprend d'administrer contre l'ordre Ecclesiastique de nos Assemblées de pieté." Fünfte Nationalsynode der Hugenotten, Paris 25. Dez. 1565.

actum obedientiae erga Regis Matrem, quae hac de re cum Cancellario plane consentiebat, nobisque quoque satisfactionem fuisse. Quamvis enim consilio declaratum esset, Regem nulla ratione ad Concilii approbationem paratum fore, ei tamen ex libera sententia ab hac receptione et approbatione dissuasimus. (Epistola autogr. Lutet. 24. Jul. 1564.)

La Popeliniere, Castelnau, Jean de Serres, Matthieu, de Thou und Andere verbinden die Ablehnung der tridenter Kirchenschlüsse mit dem Erscheinen einer Gesandtschaft des spanischen Königs, des Papstes und Herzogs von Savoyen, die im Februar bei Hofe eingetroffen wäre, und anderweitigen Umständen, auf deren Unglaubwürdigkeit bereits anderwärts hingewiesen worden. Ihre ganze Darstellung, der die meisten neuern Geschichtschreiber gefolgt sind, entbehrt alle Thatsächlichkeit, und ist lediglich das Erzeugniß von Gerüchten und Vermuthungen.

[25] Sono stati chiamati alcuni Presidenti di questo Parlamento, con l'avocato Generale, et il Procuratore del Ré alla Corte, per trattare sopra l'Osservatione del Concilio di Trento: e ben che andassero resoluti che non se ci dovesse mettere Difficolta alcuna, in approvarlo, essendo stati fin heri in Disputa, hanno determinato il contrario, volendo che adesso non si faccia Risolutione alcuna sopra di cio.

Le Raggioni che hanno allegate, sono state perche fin hora non è comparso qui il Concilio in Forma Authentica, e perche non sanno ancora se Sua Santita l'habbia comprobato, in tutto, o in parte, e questa mi par che sia stata la possissima.

Alcuni hanno detto che non conviene approbar quel Concilio, nel quale, tanto o quanto, sia stato prejudicato, ò voluto prejudicare, alla Precedentia del Ré Christianissimo con il Ré Cattolico.

Altri hanno considerato che il Concilio medemo rimette certi Articoli, come quello della Communione sub utraque Specie, all' arbitrio di Sua Santita, e che per tanto era bene di intender quel che Sua Beatitudine risolvera intorno à cio,

prima che di fare altra Determinatione, con che sono partiti di Corte, e tornati à Parigi.

Monsu Illustrissimo di Lorrena ha fatto tutto quello che ha possuto, per farlo osservare, e ha havute Parole molto alte con il Cancelliere, dicendoli che non sapeva ancora di qual Religione fosse: e che pareva che non havesse altra se non di nuocere, quanto potesse, a Sua Signoria Illustrissima et a quelli di Casa sua, con che lo chiamo Ingrato, e Sconoscente de i Beneficii ricevuti da lui.

Il Cancelliere rispose, à quella ultima Parte, che con il suo Pericula pagaria sempre à sua Signoria Illustrissima l'obligo che gli haveva, ma che non lo voleva pagare alle Spese dell' Honor e Commodo del Ré.

La Regina s'interpose molto per pacifarli, e dicono che Lorrena partira presto per Rheims.

Dominica passata sua Signoria Illustrissima predico alla Sala di Sua Majesta, dove fu, oltra il Ré e la Regina, tutta la Corte, il Principe e la Principessa di Condé, con la Duchessa di Ferrara, e tratto delle Imagini, del Santissimo Sacramento, e del Jejunio molto dottamente e con Pieta.

Ma ha riferito Monsu d'Alegre che la Duchessa di Ferrara disse alla Regina, domandandoli quel che gli ne pareva, che haveva sentito di grande Blasfemie contro il Signore Dio, ma che se la Majesta Sua gli voleva far la Gratia di ascoltare un suo Predicatore, che gli faria sentire d'altre Cose che gli piaceriano, e che Sua Majesta rispose che amaria piu presto morire che di far questo.

Alcuni di questi Signori che sono intervenuti in quella Consulta, m'hanno fatto intender che io non mi alteri per cio; ma che aspetta qualche Aviso di Roma, e poi faccia l'Instantia che Sua Santita mi commandara, e ne sperano bene, tuttavia io non so quelche me ne dire, et aspetto con gran Desiderio Lettere di Voi Signoria Illustrissima, gia che doppo quelle del otto di Genaro non mi sono capitate altre.

Il Signore Dom Francesco d'Alva, ch'è qui in Loco di Monsu di Xantone, Ambasciadore di Sua Mejesta Cattolica, si è offerto di agiutarmi nel Particolare del Concilio di Trento, come sia tornato di Parigi, dove è andato per seguir la Corte, conformamente all' Ordine che ne ha ricevuto: e ha inteso che la Regina si è molto doluta che habbia scritto à Sua Santita, che la Majesta Sua allevava il Ré nella Confessione di Augusta, e ne ha mostrato gran Ressentimento.

Havendo fatto di nuovo Instantia, con Sua Majesta Christianissima, per la Publicatione et Osservatione del Concilio, con significar alla Majesta Sua quel che il Ré Cattolico haveva fatto, sopra di cio, come n'hanno havuto Aviso dal Nuntio di Spagna, e con dolermi in certo Modo che la Majesta Sua si fosse lassata prevenire in un' Opera tanto pia e gloriosa.

Sua Majesta si maraviglio molto di queste Parole, e venne quasi in Sospetto che io non havessi tal Commissione, perche mi disse che questo era ben Contrario à quel che gli haveva referito Villeroi, e scritto Monsu di Villapari suo Ambasciadore, i quali havevano auvisata Sua Majesta come la Santita Sua stava molto ben contenta del Proceder che si faceva di quà.

Agiungendo che haveva detto in Consistorio, che non si maraviglia se non publicavano di quà il Concilio, atteso che haveva stato fatto piu per la Spagna, che per la Francia, e che tardando tanto la Spagna à publicarlo, Sua Santita non trovava stranio se la Francia non si risolveva cossi presto, mostrando di esser sodisfatta della sua buona Voglia.

Di che Sua Majesta mi disse haveva sentito gran Contentamento, e che questo Modo di fare l'obligaria à pensar tanto piu à quello che potesse sodisfare al Voler di Sua Santita, e qui si stese molto in dir che Sua Beatitudine procedeva verso questo Regno con Maniere di molta Sadisfattione, e che l'obligavano à corrispondere, e che cossi voleva fare, il piu presto che havesse possuto.

Sopra di che, se ben io replicai che hormai era Tempo di venirne alla Conclusione, e che la Santita Sua haveva questo Contentamento per la ferma Speranza che io gli havevo data, per Parola di Sua Majesta, che il Concilio si publicaria ben presto, non passo piu oltra che in assicurarmi che cossi si faria, ma che bisognava ancora temporeggiare un poco. Nel Particolare della Residentia de i Prelati, mi disse di haver dato di nuovo Ordine che residano, e che ha fatto sequestra li Frutti di quelli che non obediscono, con che pensava che non saria Persona che non lo facesse.

Ritorno à replicar di una buona Riforma ch'è necessario di fare, della quale si come conosce la Necessita, cossi non sapeva dir il Particolare, per non esser sua Professione, ma che ne pigliaria Aviso da suoi Consiglieri, e ne parlaria con me, perche ne scrivessi à Sua Beatitudine, intendendo che tutto si faccia per la Mano della Santita Sua.

A che fu risposto, che veramente à piu che necessaria una Riforma in questo Regno, atteso che il viver che si usa hoggidi, e la poca Cura che si tiene delle Chiese, scandalisa molti, ma che facendo osservare il Concilio, la Majesta Sua haveria l'Intento.

Io non mancaro, secondo il Commandamento di Voi Signoria Illustrissima, di repigliar questo Proposito della Publicatione del Concilio, una e piu Volte; ma per quel che io credo, non si pigliara, fin al Ritorno di Sua Majesta in Parigi, dove consultare il Parlamento, il quale ha fatto nascere molte Dificolta sopra quella Publicatione. Santa-Croce al Borromeo, di Melun, alli 25. di Febraro 1564.

At Cart. Lotharingico plane contrarium accidit, Roma et Tridento rediit ad nos multo religiosior et modestior, quam videretur cum hinc discessit. Siquidem (ut decuit bonum pastorem) antequam veniret in aulam, profectus est Rhemos, in suum Archiepiscopatum, ibique est aliquoties concionatus. Tandem 29. Januarii venit in Aulam, quae aberat hinc duobus milliaribus, in coenobio Sancti Mauri ad Matronam fluvium. Exceptus est quibem humaniter a Rege et Regina, sed cum

minus ambitiosa benevolentiae significatione, quam existimaremus. ............ Postea eum petiisset nomine Tridentinorum patrum, ut Rex ipsius Concilii decreta approbaret, Regina respondit, si quid in iis boni inesset, Regem id libenter approbaturum, etiamsi a Concilio non esset decretum. Languet an Mordeisen, Paris 3. Febr.

Cum ei se opponeret Cancellarius, et eius dicta confutaret, non potuit se continere, quin in convicia erumperet, quod indignissime tulerunt omnes Proceres, nec tamen id impune tulit, nam Cancellarius respondit, eum velle practicis perficere, quod armis non potuerat. Connestabilis dixit se non disputare de doctrina quam ita laudaret, sed velle tranquillitati Regni consulere, et valde mirari, ipsum agere causam Pontificis Rom. adversus Regem, cuius beneficio et liberalitate possideat annua trecenta aut quadraginta francorum. Languet, Paris 6. März.

II.

# Sechs ungedruckte Briefe

von

## Martin Opitz von Boberfeld.

---

Im Jahre 1853 befand ich mich zu Cöthen, um mit Genehmigung der Regierung im dortigen anhaltinischen Gesammthaus-Archiv Studien über die Einführung der Reformation in die anhaltischen Lande und den dreißigjährigen Krieg zu machen. Leider gelang mir in dem grauenvoll vernachlässigten und haarsträubend geplünderten Urkundengewölbe zu dem angegebenen Zwecke nur höchst winzige Ausbeute; dagegen aber entdeckte ich verschiedene andere geschichtlich werthvolle Documente und Schriftstücke, die dann in die räumlich bessere Verwahrung der Hofbibliothek übergingen. Unter diesen nun auch die Originale nachfolgender Briefe des Vaters der deutschen Kunstpoesie, die zweifelsohne schon ihres Verfassers wegen jedem Freunde deutscher Literatur kostbare Reliquien, deren Geheimhaltung sicher einem Raube an dem geglichen hätte, was leider noch immer der deutschen Nation höchsten oder alleinigen Stolz bildet.

Ihr an und für sich hohes Interesse gewinnt aber noch dadurch, daß sie Opitz in seiner Eigenschaft als Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft“ an die Fürsten Ludwig von Anhalt schrieb, und gerade sein Verhältniß zu diesem in der Geschichte jenes für unsere Sprache

gar wohl bedeutenden Vereines ziemlich ungewiß geblieben, durch die Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft von F. W. Barthold indeß noch problematischer geworden ist. Seit langer Zeit ist mir kein Buch begegnet, das wie dieses mit burschikoser Keckheit völlige Werthlosigkeit verbindet und verbinden musste, wenn man sich dahin, wo die gewichtigsten Materialien zu suchen, erst dann begiebt, nachdem das geschlossene Manuscript bereits unter die Presse gewandert. Zwar hatte Barthold durch einen Anhang Manches gut zu machen gesucht; allein auch dieser Anhang zeugt dem, der die inzwischen unter meiner Mitwirkung veröffentlichten Briefe, Devisen und andern Schriftstücke des ältesten Erzschreines jener Gesellschaft kennt, von der fast beispiellosen, unverzeihlichen Leichtfertigkeit, mit welcher das ganze Buch zusammengearbeitet worden.

Martin Opitz wurde aber durch Vermittlung des rühmlichst bekannten, an positivem Wissen ihm weit überlegenen Freundes August Buchner, „Professor Poëseos“ zu Wittenberg (1591—1661), wie Dietrich's von dem Werder, Uebersetzer von Ariosts rasendem Roland, im Juli 1629 als der „Gekrönte mit den breiten Blättern des Lorbeerbaums“ in die am 24. August 1617 hauptsächlich zum Zweck der Erhaltung, Ausbildung und Verbreitung der hochdeutschen Sprache und Literatur gegenüber dem frech um sich greifenden Fremdwesen gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft aufgenommen, und hat seitdem, wie aus Mittheilungen anderer Gesellschafter hervorgeht, in ununterbrochen freundlichem Briefwechsel mit Ludwig von Anhalt gestanden, das will sagen während eines Decenniums. Durch die Wirren und Verwüstungen

des dreißigjährigen Kriegs wie durch gewissenlose Verwaltung des Archivs mag Vieles vernichtet, Einiges wol, durch tausend Hände gewandert, endlich noch erhalten, doch da aufbewahrt sein, wo blos ein selbstsüchtiges antiquarisches Interesse sich an ihm erfreut. Von den von mir aufgefundenen acht Briefen sind zwei an „Herrn von Schilling" gerichtet, und bis auf eine Stelle, welche in den Anmerkungen citirt, unerheblich, eigentlich nur Zettel mit wenigen Zeilen. Deshalb hielt ich ihren Abdruck unnütz, obgleich noch immer Mode ist, alle Winkel der Häuser berühmter Männer zu durchstöbern und jeden noch so schäbigen Papierschnitzel feierlichst in die Welt zu senden. Freilich waren diese Papierschnitzel oft das Einzige, womit sich gewisse Leute auf den Markt hinaus allenfalls wagen durften. Keineswegs überflüssig schien mir hingegen das von Robertus Robertinus (1600—1648) verfasste Schreiben, weil es über die letzten Tage des Altvaters deutscher Dichtkunst authentische Nachricht bringt.

Und so möge denn das äußerlich so Geringfügige und doch wiederum Einzige mit der Liebe aufgenommen nnd gehegt werden, die es sattsamen Maßes verdient. Die verwilderte Schreibung des 17. Jahrhunderts ist übrigens aus so unendlich vielen Druckwerken bekannt, daß man das hier befolgte Abgehen von derselben unbeschadet der Originalität nur in der Ordnung finden wird.

1.

Durchlauchter, Hochgeborner, Gnädiger Fürst
und Herr, Herr,

Ew. Fürstl. Gn. seind nebenst Wünschung guter Gesundheit, ruhigen Zustandes und aller fürstlichen Wohlfahrt meine unterthänige Dienste bevor, und habe von Deroselbigen annoch gnädiger Zuneigung gegen meiner wenigen Person ich aus des von Schilling [1] Schreiben hiebevor mit Freuden vernommen; wünsche nur, daß ich einige Wege erdenken könne, wodurch ich mich solcher hohen Gnade ferner möge fähig machen. Anjetzo übersende ich meinen Psalter: darf keine Ausführung davon thun, weil E. F. G. Urtheile so herrlich, daß sie von einem und dem andern die Entscheidung selbst am besten machen können. Ich hoffe, der hiesige Buchhändler wird nach Hamburg einen Antheil der Exemplarien richten, damit sie mögen zertheilt und untergebracht werden. Meine weltliche Gedichte erwarte ich verfertigt auf Ostern: deren erster Theil mit E. F. G. hochlöblichen Namen, als vor auch geschehen, ausgeziert; der andere dem edlen Vielgekörnten [2] zugeschrieben ist. Auch habe ich des Herrn von Sidney Arkadie übersehen, und alle Gedichte und Lieder darinnen nach der gehörigen Reimkunst gesetzt: wird erinnerndlich von Merian schon mit seinen schönen Kupferstücken herausgegeben sein. Nunmehr bin ich über dem lateinischen Werke Dacia antiqua, hoffe es vor dem Frühling auszuarbeiten, dafern nicht der leidige Krieg sich nach diesen Orten einsetzt, wie es wol ein

sehr gefährliches Aussehen hat. Doch der Höchste wird alles zum Besten schicken, dessen gnädiger Obsicht Ew. Fürstl. Gn. ich von Herzen befehle mit Angehen. E. F. G. geruhe mir ferner mit Dero Wohlgewogenheit gnädig beigethan zu verbleiben.

Danzig den 27. Tag des Wintermonats
im 1637. Jahr.

E. Fürstl. Gnaden

Unterthäniger treuer Knecht

M. Opitz

2.

Durchlauchter, Hochgeborner, gnädiger Fürst
und Herr, Herr,

Daß E. Fürstl. Gn. die Strahlen Ihrer Gütigkeit auch hierher in diesen mitternächtischen Seehafen strecken, und mich Dero alten Diener Ihres gnädigen Handbriefleins würdigen wollen, hievor habe ich mich in aller Demuth zu bedanken, werde auch mehrmals mit meinen gehorsamen Schreiben anbefohlner Wege nach aufzuwarten eingedenk sein. Auch weiß ich nicht genugsam mit Worten zu sagen, wie treulich ich erkenne die Gnade, so E. Fürstl. Gn. mir hiebevor, als ich mich in Heirat zu begeben gesonnen gewesen, erzeigen wollen, und daß Sie solches auf solchen Fall zu thun noch ferner geneigt sind [3]. Der Höchste wird es hoffentlich noch ehest glückseliger als damals fügen, und ich werde um solche hohe Gnade ferner mich unterthänig anzugeben wissen. Der „blinde Cupido“ [4] ist mit sehenden Augen geschrieben, und verdient nicht

nur allein von meiner Wenigkeit gelesen zu werden. Des Vorkommenden [5] Antwort habe ich allbereit vor 3 Wochen von hier fortgefertigt; hoffe sie werde zurecht anlangen. Ich vermeine diese Feiertage bei ihm abzutreten. Meine verbesserte Gedichte, wenn mich anders die Buchhändler nicht unrecht berichten, sollten E. Fürstl. Gn. diesen Ostermarkt zukommen. Die Arcadia des Ritters Sidney hat Merian gewiß verfertigt. Mein Psalter wird glückselig sein durch E. F. Gn. Ueberlesung, und ich noch mehr, wenn dieselbe mir Dero gnädiges Urtheil davon ertheilen wird. Der Druck auf die kleinere Art ist in etwas geändert weil . . . [6] mich das erstemal nicht alles hat überlegen lassen. Doch wird auch in dem Stoppel was nachzulesen sein, wie denn im 39. Psalm im 5. Satze „der Schalksnarren ferner sei", und im 7: „Gewiß, der Mensch ist Eitelkeit" zu setzen ist. Der Höchste wolle E. F. Gn. Gesundheit, langes Leben, Friede, glückliche Regierung und allen fürstlichen Wohlstand verleihen; wie ich denn ihn von Herzen darum ersuche; E. Fürstl. Gn. aber, daß Sie in der gnädigsten Zuneigung gegen mir also fortsetzen mögen, als ich bin, gnädigster Fürst und Herr, E. Fürstl. Gn.

Danzig, den 2. Aprilstag 1638.

treu gehorsamster Knecht
Der unwürdig Gekrönte.

3.

[7] Des Nährenden gnädige zwei Schreiben sind dem Gekrönten nach seiner Zurückkunft von der König-

lichen Polnischen Hofstadt wohl worden, und bedankt sich dieser mit gehöriger Ehrerbietung sowol für das unverschuldete Lob als für die demüthige Erinnerung des einen und andern. Die Psalmen belangend, wird er nicht allein Dasjenige, wessen der Nährende allorts erwähnt, in Acht nehmen (wiewol dem Hochdeutschen Beides: ein grimmer und ein grimmiger Mensch &c. gemein ist, und vielleicht sowol ein harter Sonnenschein als eine harte Kälte kann gesagt werden), sondern es ihm auch für eine sonderbare Gnade zu schätzen wissen, dafern er das Urtheil von andern mehr Orten und dem ganzen Werke nach und nach erhalten wird. Das so in kleinere Gestalt dem Hocherlauchten Durchdringenden [8] und dem edlen Vielgekrönten unlängst Zugekommene möchte an vielen Stellen gebessert sein, ohne daß im 11. Stollen des 44. Psalms zu lesen ist:

Soll Gott es lassen ungespürt,
Der sieht was man im Schilde führt,
Dem eigentlich bewusst und kund
Des Herzens Bahn und tiefster Grund.

Doch sind auch der Druckfehler, wie zu geschehen pflegt, nicht wenige vorhanden. Die Arcadia ist aus meiner Durchsehung. Meine Gedichte aber hat ein Lübecker Buchhändler von den vorigen hinter meinem Wissen nachgedruckt: und sollen die neuern, wie ich aus Frankfurt am Main vertröstet werde, auf den Michaelsmarkt hervorkommen. Des Liedes von dem Leiden unseres Erlösers wird Ihm dem Höchsten zu

Dank und dem Nährenden zu gehorsamem Willen der Gekrönte ehest nach Vermögen im Druck sein; welcher seine Zeit auch besser nicht zu bestäten weiß, sintemal ihm an Fug und Befreiung von andern Sorgen anjetzo nicht mangelt. Der Vorkommende, mit dem ich mich zu Ostern sehe, hat wegen der begehrten Wappen zwar noch nichts erhalten; er verhofft sie aber ehest zu erlangen und einzuschicken; befiehlt sich indessen zu beharrlicher gnädigster Zuneigung, als ich in Demuth auch thue, den Allmächtigen beineben herzlich bittend, den Nährenden mit Gesundheit, langem Leben und allem fürstlichen Wohlstande reichlich zu besegnen. Und ich verbleibe E. Fürstl. Gn.

Danzig, den 25. des Brachmonats,
im 1638. Jahr

treulich gehorsamer Knecht
der unwürdig Gekrönte.

4.

Des Nährenden gnädiges Handbrieflein, so den 28. Augustmonats gefertigt, ist zwar schon allhier ankommen, hat aber vom Gekrönten, der abwesend sich befunden, nicht eher als jetzt in Unterthänigkeit können beantwortet werden. Dieser nimmt die Erinnerungen des Psalters wegen mit gebührender Ehrerbietung an, will auch bei künftiger Herausgebung eines und anders in Acht zu nehmen nicht unterlassen: wiewol er, doch ohn Maßgeben, vermeint, es können die im Latein genannten Dactili, wenn sie nicht zu hart laufen, bisweilen wol Stand haben; aber hergegen sich bedünken

lässt, daß die Wörter Augapfel — ◡ ◡, Ohrdrummel — ◡ ◡, und dergleichen, welcher sich etzliche hochansehnliche Herren Gesellschafter zu gebrauchen pflegen, so reine und helle Dactili sind, daß sie genauen Ohren bald zu merken sind.

Das Lied von dem Leiden unseres Erlösers soll, da er selbst Gnade dazu leiht, sich ehest einstellen. Indessen habe ich den Weihnachtsgesang: A Solis ortus cardine hier beigefügt, so gut er mir gerathen; vermeine ihn mit meinen lateinischen Aufmerkungen gegen den Feiertagen drucken zu lassen. Anjetzo ist ein Buch griechischer und lateinischer Epigrammatum allhier unter der Presse, welche ich aus den besten alten und neuen Scribenten zusammen gelesen, und, die Glückseligkeit unserer Sprache durch Gegenhalt desto besser zu erweisen, deutsch gegeben habe. Daß der Höchste dem Nährenden in diesem seinem Alter ein fürstliches Söhnlein aus Gnade bescheert hat, ist dem Gekrönten eine herzliche Freude, der einig wünscht, daß der Herr Vater an dem lieben Kinde eine stete Freude und Augenlust, die Unterthanen und Diener, darunter sich der Gekrönte auch demüthig zählt, an dem Herrn Vater lange Zeit Schutz und Trost haben mögen.

Des gnädig Nährenden
Danzig, den $^{26}/_{16}$ Wintermonats
im 1638. Jahr

gehorsamst treuer Knecht
der Gekrönte.

## Weihnachtsgesang.

1.

Von Morgen da die Sonn' ansteht,
Bis wo der Erden Grenze geht,
Singt Christum an durch süßen Ton,
Marien der Jungfrauen Sohn.

2.

Der Stifter dieser neuen Zeit
Legt an ein sterblichs Knechtekleid,
Wird Fleisch an unsers Fleisches Statt,
Befreit die er geschaffen hat.

3.

Des Himmels Gnad' und reicher Schein
Zeucht in die fromme Mutter ein:
Ihr Leib trägt ein geheimes Pfand,
Das ihrem Herzen unbekannt.

4.

Es wird das Haus der keuschen Brust
Ein Gotteshaus, sie Gottes Lust;
Nimmt seinen Sohn zu ihrem an,
Auf Gottes Wort, und sonder Mann.

5.

So bringet den der reinen Magd
Der Gabriel hat vorgesagt,
Und den Johannes fröhlich spürt
Eh' ihn die Mutter noch gebiert.

6.

Er läſſt ſich legen auf das Heu,
Trägt für den Krippen keine Scheu,
Wird mit geringer Milch ernährt,
Der allen Vögeln Koſt beſcheert.

7.

Darob freut ſich der Himmel Zier,
Die Engel ſingen Gott dafür;
Er wird den Hirten dargeſtellt,
Der Hirt und Schöpfer aller Welt.

8.

Dir ſei Lob, Ehr und Dank geſagt,
Du Kind der unbefleckten Magd,
Der Vater und der heil'ge Geiſt
Auch ewiglich mit dir gepreiſt.

5.

Daß auf des Nährenden ſchon vor etzlichen Wochen eingeliefertes Schreiben der Gekrönte nicht alſobald wie ihm gebühren wollen geantwortet, iſt theils ſeiner Abweſenheit, theils dem gehorſamen Willen zuzuſchreiben, daß er zugleich dem leutſeligen Begehren wegen Anſchließung des geiſtlichen Liedes auf die Faſtenzeit ein Genügen zu thun Vorhabens geweſen. Nunmehr er aber über ſeinen Fürſatz noch daran gehindert worden, auch morgendes Tags auf ein paar Wochen verreiſen muß, alſo hat ihm obgelegen, dem Nährendem zum wenigſten mit unterthänigem Schreiben aufzuwarten, bis er auch das übrige mit göttlicher Verleihung geleiſten möge. Seine Epigrammata ſollen mit eheſter Abſchiffung der Hamburger aus dieſem Hafen folgen,

sammt einem schönen Gedicht, so ein deutscher Poet vor 500 Jahren und drüber zu Gedächtniß des Cölnischen Erzbischofs Anno aufgesetzt, bei welchem der Nährende viel Wörter der alten Franken, Sachsen und insgemein ganz Deutschlands erklärt, aus solchen Schriften und Gedächtnissen, die in das Gemeine nicht bekannt, auch theils niemals noch an das Licht kommen sind. Und wird hoffentlich der Nährende es sonderlich mit gnädigen Augen ansehen, alldieweil ihm die Art und Lebhaftigkeit, welche in der Vorfahren Büchern zu finden, jedesmal gefallen und beliebt hat. Des Geistreichen Buches von Job ist er, der Gekrönte, auch gewärtig, und wird solches mit Umsichtigkeit und Ehrerbietung durchlesen; wie er dann hofft, daß er allgemach bessere Ruhe als bisher durch die göttliche Verleihung und königliche Gnade erlangen wird. Dem Nährenden wünscht er auch vom Höchsten Glück, das seinem Stande gleich sei, und so langes geruhiges Leben, als seine hohe erlauchte Tugenden verdienen, wie er denn in des Nährenden beharrliche [gnädige Zuneigung sich ingleichen herzlich befiehlet als

Desselben

treu gehorsamster Knecht
der unwürdig Gekrönte.

Das Buch der fruchtbringenden Gesellschaft hat der Gekrönte nur bis auf sein eigenes Werk und Spruch: dafern es weiter gefertigt ist, bittet er um den übrigen Theil; ingleichen auch um die eigenen Namen aller Gesellschafter, wenn der Nährende solche bei

seiner Canzlei oder sonst abzuschreiben gnädig befehlen will.

Danzig, den 10. Märzenstag des 1639. Jahrs.

6.

Des Nährenden leutseliges Schreiben vom 4. Maitage ist mir ehegestern, wie auch ohngefähr vor 5 oder 6 Wochen das so dem Hiob beigefügt gewesen, zu Handen gebracht worden. Auf Voriges hatte ich längst gehorsame Antwort, wie auch das begehrte Gutachten einschicken wollen: wenn ich nicht durch eine Reise an die schlesische Grenze, daselbst ich meinen lieben Vater besucht, verhindert worden. Wolle es also der Nährende in Gnaden vermerken, und des wohlgemeinten Urtheils auf erwähntes Buch, auch jetzt übersendete nützliche Sprachlehre (für welche ich, als auch wegen der H. Gesellschafter Tauschnamen, demüthig danke), ehest gewärtig sein. Und damit ich bei öfterer Gelegenheit mich des Glückes zu schreiben gebrauchen könne, also ersuche den Nährenden ich unterthänig, mir Jemanden namhaft zu machen, an den ich solches in Hamburg allemal übersenden könne; weil jetziger Beschaffenheit nach des Weges über Breslau und Leipzig sich nicht wohl zu gebrauchen. Vom Sallust des H. Lohausens [9] hatte ich jeder Zeit eben dergleichen Urtheil gehabt: hoffe der Nährende werde sein neueres Buch, den verfolgten David [10], so er aus dem Welschen deutsch gegeben, ingleichen gesehen haben, dabei er gar feine Aufmerkungen gefügt und sich in Gebung vieler schweren Wörter gar wohl gebessert hat. Die Epigrammata, so

viel deren noch zur Zeit gedruckt (wie es denn auch vermuthlich dabei verbleiben wird) sind allhier beigefügt, ingleichen der Reim vom Erzbischof Anno; bei dem der Nährende ihm die Auslegung hoffentlich wird gnädiglich gefallen lassen, daß viele Wörter der alten Muttersprache aus Schriften herfürgesucht worden, so entweder unbekannt oder auch noch ungedruckt sind. In Holland und Britannien sind etzliche gelehrte Leute, von denen ich die Hoffnung geschöpft, daß sie noch ältere und mehr wichtige Bücher an das Tageslicht bringen werden. In Stiften und Libereien ist hin und wieder viel dergleichen zu finden, und zweifle ich nicht, der Nährende könnte bei den Herren Gesellschaftern, die sich allerseits in Deutschland befinden, durch sein Ansehn und Begehren hierinnen alles thun, wenn es seine höhern Sorgen zuließen. Der Vorkommende giebt einen guten Wirth, ist mit der Ernte geschäftig; ich will ihn aber dieser Tage auf dem Lande besuchen, und neben Vermeldung des gnädigen Grußes der Wappen halber erinnern.

Im Uebrigen sei der Nährende dem Allerhöchsten zu solchem Glück und Wohlfahrt, wie es sein hoher Stand und noch höhere Tugenden verdienen, herzlich befohlen.

In Danzig den 7. Augustmonats, im 1639. Jahr.

Des Nährenden

gehorsamst treuer Diener [11]

Der Gekrönte.

Dies ist der letzte Brief, den Martin Opitz an Fürst Ludwig von Anhalt geschrieben. Wenige Tage darauf sollte er als Opfer jener Seuche fallen, die damals ganz Deutschland verheerte. Sein hoher Gönner selbst erhielt erst am 31. September authentische Nachricht von dem am 20. August erfolgten Ableben des Dichters, sammt nachstehendem, bisher noch ungedrucktem Schreiben an „Christian Herdesianus von Hardersheimb, Churfürstlichen Brandenburgischen wohlbestallten Secretarius", das dieser dem Fürsten übermittelte.

Hochgünstiger Herr Herdesian und werther Freund. Beiliegend hat der Herr zu empfahen, was mir annoch zur Zeit H. Opitzen sel. parentation betreffend zu Handen kommen. Will der Herr ein Exemplar desjenigen, was Herr Dach [12] auf Herrn Meyers neuliche Hochzeit geschrieben, darinnen Er mit guter Art gedacht wird, Ihr. Fürstl. Gn. zuschicken, steht in Desselben Belieben. Opitius sel. gedenkt sonst in seinem letztlich an den Tag gegebenen Rhythmus de S. Annone einer fürstlichen Person, die etwas in seinem Psalter erinnert, welches J. Fürstl. Gn. Fürst Ludwig seien, dem er mir über andere Materie mündlich gedacht; sonst habe ich von Andreas Hünefeld des Buchführers dieses: den 15. Augusti ist Er (Herr Opitz sel.) noch über 2 Stunden gegen Abend bei meiner Hausfrau in der Bude gesessen 2c., den folgenden Dienstag zu Abend ist er beim Herrn Nigrino zu Gast gewesen, hat aber wenig genossen; den Mittwoch hat er an unsere Königl. Maj. noch Briefe geschrieben; den Donnerstag hat er sich gelegt, und weil selben Tag die Hamburger Post reist,

hat ihm D. Olhahius ein Schreiben gebracht, welches er ihm sollte mit fortsenden; der sieht und befindet, daß es Pest ist, und den folgenden Freitag erfuhren wir erst (weil wir ungewohnt, daß er in so viel Tagen nicht bei uns war), wie es mit ihm beschaffen. Bald ist meine Hausfrau zu ihm gegangen, findet ihn allein zu Bette liegend und von allen Menschen verlassen; hat geklagt, er hätte es uns nicht dürfen ansagen lassen; wir haben aber alsbald alles was möglich auch nöthig gewesen vorgesehen, auch denselben Tag noch communicirt, welches Herr Nidasius verrichtet, welchem er auch seines Lebens Lauf erzählt; unter andern gesagt, er sehe und merke wohl, daß er diese Welt jetzo verlassen müßte, hoffte aber noch bis künftigen Montag zu leben; aber den Montag lag er allbereit in der Erde. Den folgenden Sonnabend hat ihm meine Hausfrau noch ein Hechtlein zurichten lassen, wovon er Lust zu essen gehabt; aber Mittag hora 1 ist er im Herrn entschlafen. Als wir ihn den Montag zur Erde bestatteten, hatte das Gesindel, welches sonst dazu deputirt, daß sie die Sterbehäuser versiegeln sollen, alle seine Kisten und Kasten geöffnet, mit Gewalt entzwei geschlagen und spoliirt[13]. Es hat aber ein guter Freund den Abend dem Oeconomi zu Marienburg zu wissen gethan, der solches der Obrigkeit hochvermeldet, worauf gedachter Kerl mit seinem Weibe eingesteckt, sein Haus mit Musquetiren besetzt, auch alles was drinnen versiegelt. Bis hieher Hünefeld. Herr Agricola gedachte mir sonst nähermals noch etwas weitern Verlaufs seiner Sache halber; hat mir auch zugesagt sein curriculum

vitae, wie solches obbesagter Herr Nidasius verfasst, zu communiciren. Unser Herr Dach ist auch Willens gewesen, ihm mit Mehreren zu parentiren; ich hoffe, er werde es auch thun, wo nicht in andere Wege so doch bei seiner antretenden Profession in Oratione inaugurali.

Befehle mich zu meines günstigen Herrn Diensten als desselben

stets geflissenste
Aufwärter und Freund
Robertus Robertinus [14] J. C.
Secret. Reg. Pol.

## Anmerkungen.

[1] Friedrich von Schilling, anhaltischer Geheimrath, 1586—1631, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Langsame".

[2] Dietrich von dem Werder, geboren 1584, Hessen-Casselscher Geheimrath, Ober-Hofmarschall, von 1631—1635 unter Gustav Adolf von Schweden Oberst eines Regiments zu Fuß, dann Landschafts-Director in Anhalt, endlich Kurbrandenburgscher-Geheimrath und Amtshauptmann zu Alten-Gadersleben. Er starb 1657 und stiftete sich ein bleibendes Gedächtniß vornehmlich als erster Uebersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem (1626), anderer poetischer Erzeugnisse hier nicht weiter zu gedenken.

³ Wie sich diese Heirat zerschlagen, meldet er selbst am 18. October 1637 an Friedrich von Schilling also: „Ich schrieb vor 8 Tagen von meiner Heirat, sehe aber, daß es Gott nicht also schicken will, angesehen ein Bürgerssohn allhier vermeint Einspruch zu thun, weil er, seinem Vorgeben und ihrer nicht großen Verleugnung nach, Zusage und Ring vorhin ehe ich erlangt. Ohngeachtet ich nun die Sache wol zu erhalten verhoffte, bedenke ich doch, daß bei solcher Ehe Gottes Segen und guter Ausgang nicht allzeit zu sein pflegt."

⁴ Von dem „Nährenden", dem Fürsten Ludwig von Anhalt.

⁵ Ein Herr von Börsin.

⁶ Absolut unleserlich.

⁷ Fürst Ludwig hatte Opitz gebeten, das unnütze Titelwesen künftig wegfallen zu lassen und ihn als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft zu behandeln. Daher tragen denn die folgenden Briefe wenigstens keine Ueberschrift mehr.

⁸ Fürst Johann Casimir von Anhalt,

⁹ Der Titel des Buches ist: „Von Cattilinarischer Rottirung und Jugurthischem Kriege. Bremen 1629". Der Vf. oder richtiger Uebersetzer ist Wilhelm von Kalchum, genannt Lohausen, Generalkriegscommissar, in der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen „der Veste" bekannt.

¹⁰ Nach „il Davide perseguitato" von Virgilio Malvezzi. Die 2. verbesserte Auflage erschien zu Cöthen 1643.

¹¹ Aus einer Randbemerkung des Fürsten Ludwig ist ersichtlich daß er Opitz vorgehalten, wie unwürdig es eines „freien" Mannes sei, sich eines andern „Knecht" zu nennen.

¹² Simon Dach (1605—1659).

¹³ Auf diese Weise sind wir jedenfalls um die Sammlungen zur Dacia Antiqua gekommen.

¹⁴ Derselbe, der unter den gelehrt-höfischen Dichtern stets mitgezählt zu werden pflegt (1600—1648).

# III.

# Prospecte zu Schulkomödien.

Nachdem die theatralische Feier kirchlicher Feste seit dem 11. Jahrhunderte als wichtiges Cultusmittel zu ganz besonderer Eigenthümlichkeit ausgebildet worden war, verpflanzte man bekanntermaßen die Aufführung geistlicher Schauspiele seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch in die Hörsäle der studirenden Jugend. Und eben das Aufkommen geistlicher Schauspiele in den höhern Schulen bewirkte, daß sich das Religionsdrama, allerdings immer mehr verweltlicht, überhaupt bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Geschmacke der städtischen Bevölkerung Deutschlands erhielt. Die Protestanten bemächtigten sich der sogenannten Schulkomödie als eines Mittels zur Verbreitung ihrer dogmatischen Ansichten, die Jesuiten zur Wiederbelebung des alten Mysteriums, obgleich in modernisirten Formen, neben allen erdenklichen sinnlichen Anreizungen, selbst komische Zuthaten dabei nicht verschmähend. Die jesuitische Schulkomödie blieb bis zur Aufhebung des Ordens (1773) wirksam; die protestantische dagegen mit ihren symbolischen Gestalten hörte weit früher auf fruchtbar zu sein.

Bei vielen solcher Aufführungen nun pflegte man an die vornehmeren Zuschauer gedruckte oder geschriebene Prospecte auszutheilen, welche Titel, Fabel, Gang der Handlung und Namen der Darsteller nebst den darzustellenden Persönlichkeiten des Stückes enthielten. Je seltener diese für die Geschichte der dramatischen Literatur und des Theaterwesens erheblichen Prospecte, von einer großen Menge jener Stücke die einzigen Ueberreste, im Laufe der Zeiten geworden, um so annehmlicher darf eine Veröffentlichung derselben sein, so viele ihrer sich auffinden lassen. Ich bin zur Benutzung einer Sammlung solcher gedruckten Abrisse aus dem 17. und 18. Jahrhunderte gelangt, und zwar aus dem Nachlasse eines Fürsten von Leiningen, und bringe hier diplomatisch genaue Mittheilung der interessantesten nach Titel und äußerer Beschaffenheit.

1.

Impietas vindicata, sive Joram Solymorum Tyrannus, in Deum sacrilegus, in fratres perfidus, prole, regno, vita spoliatus, ludis autumnalibus, in scenam datus, à Perillustri, Nobili, et Ingenua Academica Inventute Moguntinâ, quando Eminentissimus ac Reverendissimus Princeps ac Dominus, D. Anselmus Franciscus, Sanctae Sedis Moguntinae Archiepiscopus, S. R. Imp. per Germaniam Archi-Cancellarius, Princeps Elector, etc. etc. Dominus noster Clementissimus Electorati munificentia victoriosis in palaestra litteraria Athletis virtutis doctrinaeque

praemia largiebatur. Typis Joannis Mayr, Typographie Aulico-Academici.

2 Blätter in 4. ohne Pagination.

2.

Fatum Sapientiae Divinae Potentes Humilians in Waltero Eschibachio et Joanne Austriaco Rudolphi II. Bohemorum regis Filio Alberti I. Rom Imp. Nepote Tragico-Comice repraesentatum ad Solennem Studiorum Inaugurationem a perillustri, praenobili et ingenua iuventute Gymnasii Societatis Jesu Anno MDCLX. Pridie Cal. Octobris. (Vignette des Druckers.) Aschaffenburgi. Ex Typographeio Joannis Wilhelmi Heyll.

4 Blätter in 4. ohne Pagination und Signatur, jede Seite in verzierter Holzschnitteinfassung, auf der letzten Seite eine große Schluß-Vignette in Holzschnitt. Unter jedem Satze des lateinischen Textes folgt die deutsche Uebersetzung.

3.

Laureola Martyrii ob negatam offensae veniam per Sapricium amissa à Nicephoro vindicata.

Sig-Kräntzlein [Wegen versagter Verzeihung von Sapricius verlohren Von Nicephorus aber wider erhalten.

Vorgestellet von der studierenden Jugend des Kaiserlichen Oesterreichischen Gymnasii der Societet JESU

zu Rottenburg am Neckar. Den 2. und 4. Herbstmonat].

(Folgt der Ordensstempel in einer Holzvignette.) Gedruckt im Jahr 1681.

4 Blätter in 4. mit arabischen Ziffern. Jedem lateinischen Satze schließt sich die deutsche Uebersetzung an.

4.

Jonathas Populi Israelitici Intercessione, Homo Verbi Divini Incarnatione in Libertatem assertus, Ludis Autumnalibus à Studiosa Ingenuàque Juventute Miltenbergensi exhibitus. Anno. M. DCC. XIV.

2 Blätter in 4. ohne Paginirung, lateinischer und deutscher Text. Einer der Mitspielenden, der Jesuit Johann Conrad Hamelius, hat am untern Rande des Titels meines Exemplars eigenhändig bemerkt, daß das Stück am 2. October genannten Jahres aufgeführt worden.

5.

ΛΥΤΡΩΣΙΣ Hominis Protoplasti, sive Reparatio Humanae Salutis per Christum Unigenitum Filium Dei In TragIco-CoMoeDIa Parabolica a praenobili, ingenuâ, lectissimâque Juventute Humaniosticâ Miltenbergensi Ordinis Fratrum Minorum Provinciae Thuring. In Scenas Autumnales data die 1. Oct. horâ 12. Moguntiae. Typis Joannis Mayeri, Typogr. Aulico-Academici.

4 paginirte Blätter in 4. und zwar fortlaufend 4 Seiten lateinischer Text und 4 Seiten deutsche Uebersetzung. Von den Darstellern sind gegen den Brauch nur die Haupt-

personen genannt, „die Ueberige zeiget das Theatrum" lautet die Schlußbemerkung.

6.

Nemo scenicè exhibitus à perillustri, praenobili, et ingenua supremae Grammatices Juventute, Fuldae, die 29. Maii, 1682.

1 Blatt in 4. Beide Seiten in schöner Holzschnitteinfassung, der bloß lateinische Text mit Nonpareille-Schrift gesetzt.

7.

Liba Data Liba sed Mors in Olla. Sive Voluptas tyrannizandi dolorosa. In Dunaan Homeritarum Rege crudelissimo Tyrannide Prius Victore, sed per Elesbaan Aethiopum Regem Piisimum Pietate devicto. In Ludis Autumnalibus proposita. A praenobili et ingenua Juventute Gymnassii FF. Min. S. Franc.: Conv. in antiquissima Catholica, et inclyta Sac: Rom: Imp: Civitate Uberlingana Anno 1697. Mense Septembr. Die 3 & 5. Uberlingae, Typis Joannis Georgii Salomon.

6 Blätter in 4. ohne Seitenzahlen, mit untermischtem lateinischen und deutschen Text; auch darum noch interessant, als sämmtliche damalige Zöglinge des Gymnasiums, darunter einige nachmals berühmt gewordene, nach den Studienabtheilungen aufgeführt sind.

8.

Libitina Saeva Godomari Satoris ac Procopii Sati ab Ingenuâ & studiosâ Juventute

Gymnassii Villingani FF. M. M. S. Francisci Conventualium Ludis Autumnalibus in Scenam data.

Das ist Erschröckliches End Sodomari deß Vatters Und Procopii des Sohns, Vorgestelt Von der studierenden Jugend deß Gymnasii der P. P. Franciscaneren in der Alt-Catholischen Oesterreichischen Stadt Villingen. Den 3. und 5. Septemb: deß 1697sten Jahres. Gedruckt zu Constantz bey Frantz Xaverij Straub.

4 Blätter in 4. ohne Seitenzahlen, mit untermischtem lateinischen und deutschen Text. Am Schluß eine sehr schöne Holzschnitt-Vignette. Enthält ebenfalls sämmtliche Zöglinge des Gymnasiums nach den Studienabtheilungen.

Zu ganz specieller Einsicht in die meistentheils übliche Einrichtung dieser Prospecte oder — wie sie fast allgemein genannt wurden — „Synopses“, und mithin der Stücke selbst, theile ich die nächste Nummer unter Ausschluß des jedesmal zuletzt folgenden „Syllabus Actorum“ vollständig mit.

9.

Paupertas Probitatis, Opulentia Improbitatis Magistra, in Eulogio ex Latomo, Aulico, ex Aula tandem ad pristinam Inopiam revocato; nunc à perillustri, praenobili, et ingenuâ Juventute, Gymnasii Societatis Jesu Aschaffenburgi, in Scenam data, cùm Eminentissimus ac Reverendissimus Princeps ac Dominus, D. Damianus Hartardus S. Sedis Moguntinae Archi-Episcopus, S. R. I. per Ger-

maniam Archi-Cancellarius; Princeps Elector, et Episcopus Wormatiensis, etc. Dominus Noster Clementissimus. Musarum Athletis Praemia de more largiretur, die 30. Sept. Anno M. DC. LXXVIII. 4 Blätter in 4. mit Normirung. Die Kehrseite des Titelblattes enthält das

Argumentum.

Eulogius Thebanus Lapicida, conditione pauper, virtutibus dives, cùm in Egenos, tum verò in Eremicolam quendam Danielem oppidò liberalis, hic tam munificas manus demirans, multis apud Deum institit precibus, ut meliori sorte Eulogium donaret, ratus id fore, et egenis perquam utile, et ipsi Deo nòn minùs gloriosum: tantum etiam de pietate et constantiâ illius praesumens, ut Christo id primum renuenti, ac omnino dissuadenti, seipsum vadimonium pro animâ illius spoponderit. Ad instantiam igitur et voluntatem Danielis disponit rem ita Dei providentia, ut Eulogius thesaurum ingentem in latomiis ab alio defossum reperiat. Verùm quid fit? ut subito factus dives, ita subitò in alium mutatus: mox conditionem suam exosus, Constantinopolim pergit, et adjutore quodam Aulico, quem pecuniis corruperat, Cohorti Praetorianae praeficitur: quo in officio dum genio et voluptatibus indulget ille, apparet Christus Danieli, eique exprobrat Eulogii interitum, ab eoque vadimonium exigit. Quâ re consternatus Daniel Constantinopolim mox et ipse pergit, Eulogium inventum de liberiori vitâ objurgat; sed benè multatus

rejicitur. Spe igitur frustratus Daniel humilem à Deo postulat reddi Eulogio conditionem, quod et factum. Nam postquam partim caesi, partim capti, quibuscum conspiraverat contra Caesarem, ipse sibi malè conscius, omnibus post se relictis, ignarus ubi vitam salvaret, ad veteres suas latomias remeavit; ubi sorte viliore contentus, piis operibus, ut priùs, intentus, tandem ex hac mortali vitâ ad feliciorem transivit. Vide Sarasam de arte semper gaudendi part. 10. Tr. 12. §. 6.

Alles Weitere folgt nun vom zweiten Blatt an.

Salutatio Actorum
ad Spectatores.

Actus I.

Eulogius pauper opibus, dives virtutibus.

Der im Stand der Armuth mit Tugend bereichte Eulogius.

Prologus explicat seriem Actûs scenis mutis repraesentatam.

Die Vorredt stellt vor den Inhalt deß ersten Auffzugs durch verschiedene Vorbildungen.

Scena I.

Varii ad Danielem consilii causâ confugiunt, inter quos Antigonus et Maenander, ab Hypatio et Pompejo, Anastasii Caesaris defuncti nepotibus ablegati.

Viel, unter welchen Antigonus und Maenander, Abgesandter von Hypatio und Pompejo, Anastasii deß verstorbenen Kaysers Encklen, suchen beym Daniel umb Rath an.

Scena II.

Qui dum revertuntur incidunt in latrones, à quibus trucidatur prior; posterior verò vestibus spoliatus vix evadit.

Deren der erste in der Rückreiß von den Mördern des Lebens, der ander seiner Kleider beraubt wird.

Scena III.

Arcana Dei dum rimatur Daniel, casu offendit Eulogium, à quo etiam humanissimè domo peregrinus excipitur.

Daniel als er die heimliche Urtheil Gottes auffseckete, wird ohngefähr von Eulogio gantz freundlich auffgenommen.

Scena IV.

Confugiens Maenander spoliatus ad Eulogium, ab eodem quoque aliis vestibus, et honesto viatico donatur.

Der flüchtige Maenander wird von Eulogio mit einem Kleid und Geldsteuer begabet.

Scena V.

Daniel dum invento Antigoni cadavere denuo providentiae divinae secreta rimatur, ab Angelo factorum causas docetur.

Daniel, als er auff Findung des Cörpers Antigoni abermahl die Heimlichkeiten göttlicher Vorsichtigkeit durchforschte, höret von dem Engel etliche Ursachen derselben.

Scena VI.

Apud quem deinde supplicans pro Èulogio ad meliorem sortem evehendo, audit divitias Eulogio obfuturas.

Bey welchem er auch umb Reichthumb vor Eulogio anhält; muß aber vernehmen, daß ihm diese höchst schädlich.

Scena VII.

De quo tamen adhuc dubius Daniel, et nimium de Eulogii in pietate constantiâ praesumens, pro illo se vadem Christo spondet.

Nichts destoweniger gar zu viel vertrauend auff die die Tugend Eulogii verbürget er sich für ihn bey Christo.

Chorus.

Lamentatur summam mortalium caecitatem ac dementiam, quòd saepe concupiscant saluti suae maximè contraria.

Chorus beklagt sich über die große Blindheit des Menschen, indem sie ihrer Seelen nachtheilige Ding öffters begehren.

Actus II.

Eulogius dives opum, bonorum operum agens.

Der unter den Reichthumben an Tugenden erarmbte Eulogius.

Prologus Actûs ejusdem seriem poponit, ut suprà.

Die Vorredt stellt vor den Inhalt des zweyten Auffzugs, wie oben.

Scena I.

Conatur Angelus Eulogii pecuniam in latomiis defossam aliò transferre: prohibetur autem ab Angelo Danielis, et Mammone.

Der Schutz-Engel Eulogii bemühet sich den in den Steingruben verborgenen Schatz zu verrucken; wird aber verhindert von dem Engel Danielis, und dem Mammon.

Scena II.

Ingreditur Eulogius latomias, et fodiendo Thesaurum reperit.

Eulogius geht in seine Steingruben, und findet den Schatz.

Scena III.

Quo thesauro quid facturus? cum dubius haereret, pravorum consilia sequenda statuit, vestesque pretiosores sibi comparat.

Als er zweifflete wie dieser Schatz zu gebrauchen, beschlosse er den bößeren Rath nachzufolgen, und schaffte ihm alsbald köstlichere Kleider.

Scena IV.

Constantinopolim ubi pervenit, obvium sibi habet Maenandrum, à quo spem accipit, et promissionem ad altiora officia.

Zu Constantinopel traff er ohngefähr Maenandrum an, der ihm alsobald Hoffnung und Versprechung gegeben zu höheren Aembtern.

Scena V.

Quo etiam adjutore ab Hypatio praetorianae Caesaris cohorti praeficitur.

Durch dessen Hülff er auch von Hypatio der Kayserl. Guardy Obrister vorgestellt wird.

Scena VI.

Quo in munere confiirmatus, obvios pauperes indignabundus à se repellit.

In diesem Ambt, nachdem er ist bestättiget worden, stößt er von sich hinweg die Arme.

Scena VII.

Quamobrem Daniel ab Angelis correptus, veniam à Deo pro se et Eulogio Supplex efflagitat, et supplicii dilationem impetrat.

Derowegen Daniel von den Engelen bestraffet, wird vor dem Richterstuhl Christi gezogen, erlangt aber vor sich und Eulogio Genad.

Chorus.

Docet quantum officiat divitiarum abusus; et ad liberalitatem hortatur.

Chorus anzeigent wie schädlich sey der Reichthumb-Mißbrauch, mahnet alle zur Freygebigkeit.

## Actus III.

Eulogius ad priorem statum, et meliorem vitam reductus.

Der zum vorigen Stand und besserem Leben wiederkehrende Eulogius.

Prologus Actûs seriem proponit, ut suprà.

Die Vorredt stellt vor den Inhalt des tritten Auffzugs, wie oben.

Scena I.

Constantinopoli Daniel Eremicola multo tempore frustra Eulogium inquirit.

Zu Constantinopel sucht Daniel eine lange Zeit Eulogium vergebens.

Scena II.

Inventum tandem de liberiori vitâ corripit, sed pro mercede bene multatus rejicitur.

Biß er ihn letztlich gefunden, eines besseren Lebens erinnert, wird aber vor seinen Lohn hart mit Streichen hergenommen.

Scena III.

Rogat Pompejus Hypatii frater Eulogii operam, ut Imperii sceptrum obtinere possit; quam et ille spondet.

Pompejus ein Bruder Hypatii ersucht Eulogium umb ihm zur Kayserlichen Cron verhülfflich zu seyn, so er verspricht.

Scena IV.

Subitaneus oritur Constantinopoli tumultus, ex quo fugiens Eulogius, obvium fortassis discipulum Evagrium rogat, in securiora se deducat.

Zu Constantinopel erhebet sich ein gehlinger Aufflauff, aus welchem fliehent Eulogius, bittet seinen

eben zu zeiten wanderenten Gesellen Evagrium, ihn in Sicherheit zu führen.

Scena V.

Recrudescente denuo in urbe tumultu Eulogiani caeduntur, Pompejus occiditur, Hypatius ipse captivatur.

In der zweyten entstandenen Empörung wird deß Eulogii Volk geschlagen, Pompejus erlegt, und Hypatius selbsten gefangen.

Scena VI.

Eulogius dum in fugâ nauli loco vestes navarcho pendit, à Daniele agnitus in patriam redire jubetur, ubi sanctis operibus, uti priùs intentus piè moritur.

Eulogius, da er in der Flucht vor den Schifflohn seine eigene Kleider dargiebt, wird von Daniel erkennet und ermahnet zum vorigen Stand sich zu begeben, worauff er bald seeliglich stirbt.

Scena VII.

De cujus salute Daniel solicitus ab Angelis edocetur cum magno suo solatio.

Umb dessen Glückstand der sorgfältig Daniel, von den Engelen zum besten getröstet wird.

Chorus.

Qui et Epilogi loco, beatos praedicat, qui spretâ mundi vanitate aeternitatem considerant.

Chorus spricht selig die jenigen, welche nach Verachtung dieser Welt, offt betrachten die Ewigkeit.

Die Eintheilung der Schulkomödien war, vornehmlich bei den Katholiken, in der Regel folgende:

1. Allgemeiner Prolog zum Inhalte des ganzen Stücks.
2. Besonderer Prolog zu jedem Akte.
3. Abwickelung der Handlung in einer für jeden Akt gleichen Anzahl von Scenen.
4. Beschluß jedes Aktes durch Chorgesang mit oder ohne Instrumentalbegleitung, um die Moral der bis dahin zur Anschauung gebrachten Handlung vorzutragen, oder statt des Chorgesangs ein Epilog. Vermehrung der Scenenzahl gestattete man sich hin und wieder blos im letzten Akte.

Ich werde aber nun einige „Synopses" namhaft machen, welche seltene, sehr wenig gekannte und bemerkenswerthe Abweichungen von diesem Gange nachweisen.

1.

Josephus venditus, exaltatus, manifestatus, (s. l.) M. D. C.

4 Blätter in 4. ohne Seitenzahlen. Hat nur einen allgemeinen Prolog und Epilog.

2.

Jovinianus Tragi-Comoedia Ludis Autumnalibus in Scenam data quando Eminentissimus et Cel-

sissimus Princeps ac Dominus, Anselmus Franciscus S. Sedis Moguntinae Archi-Episcopus, S. R. J. per Germaniam Archi-Cancellarius Princeps Elector Dominus noster Clementissimus Victrici Litterariae Juventuti publico honore Praemia elargitus est Moguntiae pridie Calend. Octob. Anno M. DC. LXXXVI.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Keine Uebereinstimmung der Scenenzahl.

3.

Arsenius Natus Ecclesiae, praefectus Aulae, destinatus eremo, renatus Coelo, Ludis Autumnalibus in scenas revocatus, cùm Rever. et Celsiss. Princeps ac Dominus, D. Joannes Godefridus, Ecclesiae Herbipolensis Episcopus, S. R. Imp. Princeps, Franciae Orientalis Dux, etc. Dominus et Mecoenas noster Clementissimus victrici Humaniorum literarum Juventuti Virtutis doctrinaeque, Proemia Principali munificentia elargiebatur. Die 1. Octobris Anno MDCLXXXXI. Herbipoli, Typis Haeredum Zinck, Univ. Typogr. per Martinum Richter.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Hat im Mittel-Akt 7 Scenen, wogegen im 1. und 3. übereinstimmend 6 Scenen.

4.

Ludibrium Fortunae sive Baiazethas Turcarum Imperator a Tamerlane Scytha-

rum Rege devictus, et post acerbam in cavea ferrea captivitatem caede voluntaria morti stygique victima immolatus. Tragoedia Acta ludis Autumnalibus ab Illustrissimo, Perillustri, Praenobili, ingenua, Herbipolensium Academica Juventute Anno M. DC. LXXXIV. pridie Calendas Octobreis, quando ex liberali Munificentia Pientissimè nuper defuncti Rever. et Cels. Principis ac Domini D. Conradi Wilhelmi, S. R. J. Principis, Episcopi Herbipolensis, Franciae Orientalis Ducis, etc. Domini Nostri Clementissimi, inter victoriosos in arena literaria Palaestritas virtutis et Doctrinae bravia distribuebantur. Herbipoli, Typis Eliae Michaelis Zinck, Typographi Aulico-Academici.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Statt des Prologs zu jedem Akte ein dem Inhalte desselben angemessenes Musikstück, und statt des Schlußchores oder Epilogs wiederum ein Instrumentalmusikstück.

5.

Passibus Ambiguis Fortuna Volubilis, Errans ovid. Dum Belisarium, sub Justiniano Imperatore Bellíducem, Exaugurat: Inaugurat: Exoculat; ab Ingenua, Literata, Lectissimàque Gymnasii Miltenberg. Juventute Comico-Tragico Theatro data: Quando Perillustris et perquam Gratiosus Dominus D. Christophorus Hartmannus L. B. de Fechenbach, Eminent.

et Rever. Archi-Episcopi Moguntini, S. R. J. per Germaniam Archi-Cancellarii, Principis Electoris Camerarius, et Archi-Satrapa Miltenbergae, etc. Mecoenas noster perquam Gratiosus nec non Nobilis, Ampliss. et Consultissimus Magistratus Miltenbergensis victoriosis in arena literaria athletis Virtutis et Doctrinae Praemio munificentissimè elargiebantur. Miltenbergae die 1. Octobr. 1744. Werthemii, Typis Joannis Georgii Nehri.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Nach einer gleichzeitigen handschriftlichen Nachricht wurde das Stück in zwei Abtheilungen aufgeführt, sonst aber getrennt in: 1) Allgemeiner Prolog. 2) Besonderer Prolog. 3) Protasis. 4) Epitasis. 5) Katastasis. 6) Katastrophe. 7) Epilog. Chöre vergönnen dem Dialog dreimal Ruhe.

6.

S. Crux à Coschoë Persarum Rege capta, ab Heraclio Romanorum Imperatore recepta, et ab eodem Hierosolymae exaltata per Jll., Praenob. et Ingen. Juventutem Gymnassii Societ. Jesu Aschaffenburgi Theatrali Triumpho dedicata. Cùm Eminent ac Celsiss. Princeps ac Dominus, D. Lotharius Fridericus S. Sedis Mogunt. Archi-Episcopus, S. R. J. per Germaniam Archi-Cancellarius, Princeps, Elector, Episcopus Spirensis, Wormatiensis, Praepositus Weisenburg.

et Odenheimensis etc. Dominus noster Clementissimus, Victrici Juventuti proemia munificentissimè elargiretur. Tertio Nonas Octob. Anno MDCLXXIV.

vier Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Hat zwischen der zweiten und dritten Scene des 1. Aktes ein religiös-mystisches Nebenspiel, das in keiner Beziehung zum Hauptstücke steht. Den letzten Akt beschließt Chorgesang; darauf ein lebendes Bild: die Verehrung des Kreuzes, und dann noch ein Epilog.

7.

Angeli Peregrinorum specie, à Patriarcha Abraham Hospitio excepti. Moguntiae, ex Typopraphejo Christophori Küchleri, Anno 1679. Repraesentabat Aschaffenburgi Studiosa Juventus P. P. Societatis Jesus Anno 1679 mense Augusto.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung, Hat keine Akte, sondern 8 Scenen, sonst Hauptprolog und Epilog.

8.

Pylades et Orestes, in scenam producti ab Illustr, Perillustri, Praenobili et Ingenuâ Juventute Seminarii S. D. N. Innocentii XI. Anno M.D.C.LXXX die XI. Julii. Fuldae, Typis Mariae Ursulae Blosin, Viduae.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Hat ebenfalls keine Akte, sondern 10 Scenen mit Hauptprolog und

Epilog. Zwischen der 1. und 2. Scene ist ein selbständiges Nebenspiel; desgleichen zwischen der 6. und 7. Scene.

9.

Jahel Caput Sisarae claro transfigens, Maria Caput antiqui Serpentis conterens, Drama Parthenium, DD. Sodalibus Congregationis Maioris Fuldensis B. Virginis ab Angelo Salutatae ipso Titulari festo exhibitum. Anno M. DC. LXXXXI. Herbipoli, Typis Haeredum Zinck.

2 Blätter in 4. ohne Signatur. Hier ist der Gang folgender: Einleitung; Parallelspiel; 1. Akt mit 4 Scenen, Chor und abermaligem Parallelspiel. 2. Aktes 1.—4. Scene, Epilog, und schließlich ein drittes Parallelstück.

10.

Joseph per Carcerem, Amor Divinus per Passionem, exaltatus. Anno M. DC. LXXXI. 25. Martii.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Zerfällt in ein Hauptspiel und ein Parallelspiel mit je 3 Akten und 3 Scenen, und zwar so, daß einem Akte des Hauptspiels stets ein Akt des Parallelspiels folgt. Kam in Speier zur Aufführung.

11.

CanVs GerManIae DeCor indecorè senescens, id est: Germania per luxum corrupta à DebaC-

Chante MartIs fVrore juste vapulans à quIeta paCe tanDeM Correpta injustitiam detestatur, quod sub gratioso patrocinio Perill. ac perquam Gratiori Domini D. Joannis Caspari L. B. de Bicken, Eminent et Rever. Archi-Episcopi Electoris Moguntini · Camerarii, Archi-Satrapae Episcopi ad Tuberam, Domini sui perquam gratiosi. Latè DeCLaMabItVr. Die ... Februarii.

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Hat in jedem Akte noch ein Interscenium, und zwar im 1. und 2. nach dem Schlußchor, im 3. vor dem Schlußchore.

12.

Mulier Juventa Fortis, sive Joanna Darcia in suppetias Caroli VII. regis Franciae, contra Debacchantes per Franciam Anglos, Urbesque regi rebelles divinitùs aequè ac prospero effectu subornata ludis autumnalibus theatraliter exhibita à praenobili, nobili et ingenuâ Humanioris Litteraturae Juventute, quando ex consultissimi Senatus Hammelburgensis post annum certamen scholasticum caeteris generaciores inauratis victoriae praemiis condecorabantur, anno, quo

LILIa LangVebant aqVILâ è LatIo eXtIrpante, AtqVe In LanDaVICIs LarIbVs tVnC nIDIfICante.

Mense Septembri, Die ...

2 Blätter in 4. ohne Bezeichnung. Hat statt des Prologs zum ersten Akte eine den Gesammtinhalt des Stückes deutende pantomimische Darstellung.

Noch ein paar andere Prospecte der mir zu Gebote stehenden Sammlung weisen pantomimisch Vorspiele nach, einmal sogar mit dreizehn allegorischen Parade-Aufzügen verbunden. Doch darf ich hiemit schließen. Es ist genug, um das Interesse für einen Gegenstand rege zu machen, auf welchen sich mit Unrecht die literarische Behandlung und die Sorgfalt des Sammelns bisher so wenig gelenkt hat.

IV.

# Die italienische Lyrik

seit

Anfang unsers Jahrhunderts.

Daß Ruth seine Geschichte der italienischen Poesie*) mit dem Zeitalter Torquato Tasso's schloß, beruhte nicht auf subjectiver Anschauung, sondern auf thatsächlicher Begründung. Er sagte mit Recht, daß damit der Faden einer eigentlichen Geschichte der Entwicklung der schönen Literatur Italiens abbreche. Und auch die übrigen daran geknüpften Bemerkungen sind nur zu unterschreiben und in keiner Hinsicht antiquirt. Man könnte eine solche Geschichte allenfalls noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fortspinnen: allein wir würden dabei keine Entwicklung, sondern ein allmäliges Absterben der poetischen Kräfte, eine Fortsetzung aller der traurigen und hemmenden Erscheinungen beobachten, die sich in dem classischen 16. Jahrhundert bemerklich machten. Erst im 18. Jahrhundert geschah eine Rückwirkung, welche eine ganz neue Zeit für die Geschichte der italienischen Poesie vorbereitete. Diese Vorbereitungsepoche, die sich durch heftige Opposition gegen alles Veraltete und Hemmende ankündigte, ist aber noch nicht vorüber; noch immer dauern allbekanntermaßen die Kämpfe in der Politik, Kirche und Poesie fort, und es lässt sich noch keineswegs bestimmen,

*) Leipzig, F. A. Brockhaus 1847, 2 Bde.

welches Resultat für letztere daraus hervorgehen wird. Dieses Durcheinanderwogen alter und neuer Zeit indeß, freisinnigster und rückschrittlicher, dunkler hierarchischer und heller wissenschaftlicher Elemente, das sich in der Dichtkunst auf so mannigfaltige Art zu erkennen giebt, läßt sich wol in einem Gemälde zusammenfassen, allein eine eigentliche Geschichte bietet es nicht. Keine Richtung ist vollendet worden, ja auch nur zur Stetigkeit gelangt, und die Einflüsse der modernen Zeitrichtung sind unberechenbar. Eins nur läßt sich voraussehen, nämlich daß die politischen und materiellen Interessen auch in Italien zu einer Wucht gelangen werden, welche die Poesie trotz der steigenden Menge der Dichter, an denen es dort überhaupt nie gemangelt hat, von einer neuen Glanzperiode, von einer Blüte, wie sie vom Ende des 15. bis 16. Jahrhunderts vorhanden, auf noch lange Zeit fern halten muß.

Was hier im Allgemeinen bemerkt worden, gilt für die Lyrik insbesondere. Ja der Aufschwung, den Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert nahmen, scheint vornehmlich ihr geradezu nachtheilig gewesen zu sein. Sie wurde bloßes Formenwesen, affectirte Künstelei, leeres Reimgeklingel. Die hervorragendsten dichterischen Capacitäten wendeten sich völlig von ihr ab, um sich lediglich dem Drama in seinen verschiedenen Formen zu widmen. Erst in den beiden letzten Decennien gewahrt man ein energisches Erheben aus afterclassischer Formenhohlheit und innerster Verflachung, und seitdem hat die Lyrik einen immerhin bewunderungswürdigen Gipfelpunkt fast mit Riesenschritten

erstiegen. Aber zur Culmination eines bestimmten allgemeinen Charakters gingen ihr die Kräfte ab. Die Lyrik des 18. und 19. Jahrhunderts hat nur die Gemeinsamkeit des negativen, revolutionairen Elements, einen politischen Zug.

Der erste wahrhaft verdienstvolle Dichter unseres Jahrhunderts und das genialste Formtalent, das seit dem beginnenden Umschwung der Nationalliteratur aufzuweisen, war Vincenzo Monti aus Altonsine in der Romagna (1754—1828). Er setzte das Werk fort, das sein älterer Zeitgenosse Giuseppe Parini († 1799) mit Eifer begonnen, indem er die Poesie zu größerer Würde, ernster männlicher Gesinnung und veredelndem Einfluß hob. Aufgewachsen in der Liebe zu Dante hielt er die Rückkehr zu diesem Vater und Meister nöthig, die Dichtung herauszuziehen aus dem Schlamme, in dem sie versunken. Dante war das Feuer, in welchem sie von neuem sich stählte. Diejenigen der Monti'schen Werke, worin seine Gesinnung sich am reinsten ausspricht, sind seine frühern, von denen die größern unvollendet blieben: die Basvilliana, jener von dem Haß gegen den revolutionairen Terrorismus inspirirte Gesang auf den Tod des französischen Revolutionspropagandisten, den das römische Volk auf dem Corso mordete, — und die Mascheroniana (Canti tre, Reggio 1801), eine großartige Elegie auf den gestörten und haltungslosen Zustand Italiens beim Anfang unsers Jahrhunderts. Leider aber — und dies beeinträchtigte seinen Einfluß — war Monti auch der charakterloseste unter den Dichtern des modernen Italiens, der es vortrefflich verstand, sich den

bestehenden Verhältnissen anzuschmiegen und dabei seine Rechnung zu finden. Er, der das Wesen des Franzosenthums so gut kannte, fluchte ihrer Propaganda und dem Unglück, das sie über sein Vaterland gebracht; dann aber glorifizirt er Bonaparte in einem freilich unvollendeten Poema epico lirico (Parma 1806), identificirt ihn mit der Freiheit; er dichtete Oden auf die Niederlage der Barbaren, und pries dann die Deutschen als Heroen, welche Italien vor des Galliers Verrath und Tücke schützten: ein Chamäleonismus, der viele seiner Landsleute für seine sonstigen Verdienste blind machte.

In dem Irrthume jedoch, daß Italiens Heil durch die freiheitlichen Ideen der französischen Revolution erblühen könne und werde, waren die edelsten und besten Geister befangen. Statt Aller möge hier Ugo Foscolo aus Zante (1777—1827, in London gestorben) genannt werden. Von seinen Dichtungen sind die Gräber (Carme dei Sepolcri, Brescia 1807) die berühmteste: ein beredtes und hochsinniges Strafgedicht auf die Vernachlässigung der Wohnstätten der Entschlafenen, welche eine damals neue Verordnung weit weg verwies aus der Nähe und den Augen und damit vielfach aus dem Andenken der Lebenden. Wie befangen aber sein politischer Standpunkt, lehrt am Besten ein Vergleich seiner Freiheitslieder und der Satiren gegen die Anhänger der französischen Gewaltherrschaft (Didymi Clerici prophetae minimi hypercalypsos Liber singularis, Pisis 1815). Den Gräbern trat Ippolito Pindemonte (aus Verona, 1753—1828) entgegen; aber die Antwort ist farblos neben der kräftigen und gewaltigen Sprache und

antiken Gesinnung Foscolo's. Pindemonte's Poesie ist zart, anmuthig, gefühlvoll; die Harmonie seiner Verse steht im vollkommensten Einklang mit der milden Wärme seiner Gefühle, die in den Idyllen, Heroiden und Episteln am eigenthümlichsten und reinsten sich aussprechen (Epistole in versi, Verona 1817. Sermoni, 1819. Le epistole ed i sermoni, Mil. 1829. C. le prose e poesi campestri, 1830. Le epistole, sermoni, prose e poesie, 1845, II. T.)

Monti's, Foscolo's und Pindemonte's Einfluß ist genau abgewogen ein sporadischer und früh verschwindender gewesen, und streng genommen gehören sie nach ihrer Bildung wie nach ihren Anschauungen und Tendenzen großentheils noch dem vorigen Jahrhundert an. Monti's so hehr aufgegangenes Gestirn namentlich erlosch schon völlig, als die erste französische Kaiserepoche im Zenith stand. Die ersten Lyriker, welche als vollkommene Träger der Gesinnungen und Empfindungen, Ansichten und Forderungen unserer Zeit gelten können und zugleich Vorbilder der Richtungen geworden sind, die sich in der italienischen Lyrik bis auf diese Tage behauptet haben, ohne dabei eigentliche Schulen zu bilden, sind Alessandro Manzoni aus Mailand (geb. 1784) und Giacomo Leopardi.

Bereits bei seinem ersten Auftreten ließ Manzoni nicht blos den ihm innewohnenden immensen dichterischen Fond errathen, sondern auch einigermaßen die Richtung ahnen, nach welcher seine Muse den Flug hinnehmen würde. Es war im Jahre 1806, inmitten der Entfaltung der ganzen Glorie des kaiserlichen Frankreich, als er in Paris, wo er damals lebte, die tiefpoetische Ode

In morte di Carlo Imbonati abfaßte und veröffentlichte. So frei von aller desolaten Gemüthsweichlichkeit, aller politischen Sentimentalität, so völlig abstrahirend und unbeeinflußt von den Begebenheiten der Gegenwart hatte noch kein junger Dichter debütirt, und dies schon reichte hin in Italien Aufsehen zu erregen. Der Dichter ließ sich einfach den geschiedenen Freund im Traume erscheinen, um ihm und seiner edlen Mutter, einer Beccaria, einen Trost zuzusprechen, der durch himmlisches Wallen von der Wehmuth und dem Schmerze des Erdenpilgers geläutert ist. Und indem er ihm Homer als leuchtendes Vorbild für seine poetischen Bestrebungen hinstellt, schildert er ihm zugleich die Welt in ihrem wüsten Treiben und fordert ihn auf sich frei zu halten von den verderblichen Strömungen der Zeit. Für ein feines Gehör also erklangen in diesen Versen bereits einzelne Töne der Akkorde, in denen seine Poesie gar bald aufrauschte. Sein dem Erscheinen nach zweites Gedicht, die Urania (Mail. 1809) ist zwar ein ziemlich unbedeutendes, noch ganz auf dem Standpuncte der verknöcherten italienischen Akademien befindliches Product; aber es vereinigt sich Alles zu der Annahme, daß diese Dichtung vor jener Ode entstanden und ihre spätere Veröffentlichung wahrscheinlich eine rein zufällige gewesen.

Von vornherein trachtete Manzoni nach der Sphäre, in welcher wahrhaft große und befruchtende Gebilde der Kunst erstehen. Er schaute um sich und sah die Menschen von dem Fieber verkehrter und getäuschter Erwartungen, des Zweifels und der Verzweiflung angezehrt, und er wollte sie nun durch eine von sinnlichen und

materiellen Einwirkungen geläuterte Poesie heilen, und damit zugleich eine ächte Poesie schaffen, da die Dichtung der Zeitgenossen ihm bis dahin blos ausländisch und paganistisch, nicht national, nicht italienisch dünkte. Allein er verwechselte das eigene Vermögen mit dem Bedürfniß seines Volks; ihm war nur eine einseitige Erkenntniß der Dinge beschieden und bei allen Reichthümern des Geistes und allem Schwunge dennoch nicht die Kraft, nach Abstreifung der Fesseln gemeiner Wirklichkeit zum Lichte der Absolutheit reiner Schönheit aufzusteigen und die kranken Gemüther seiner Nation dahin nachzuziehen: er war kein Aar. Statt dessen tauchte er mit dem Panier des Glaubens in die nebelige Tiefe einer schwärmerischen mittelalterlichen Religiosität und errichtete Hütten im Schatten des Kreuzes, indem er hier allein das höchste Glück und die Panacee für Leben und Kunst suchte. Und da er den Eingang zu diesen Hütten wunderbar ausschmückte und so deren factische innere Leerheit verbarg, geschah es, daß die ohnehin zum Extrem geneigten und leicht trunkenen italischen Gemüther in Menge hier die nach langer Nacht ersehnte Leucothea aufgegangen wähnte. Wir reden von den Inni sacri, die das Jahr 1810 brachte, von den Weihegesängen auf die Geburt Jesu, die Passion, Auferstehung, auf das Pfingstfest und den Namen Maria's, durch welche er sich zum Stifter des ultramontanen Romanticismus in der italienischen Poesie machte. An und für sich betrachtet indeß wie vom kirchlichen Standpunkte sind diese Hymnen nicht blos blendende Ergüsse einer wirklichen Dichterbrust, sondern auch das Höchste, was in der katholischen Hymnologie Italiens jemals geleistet

worden. In ihnen athmet der Geist, der einst gothische Dome schuf, sie mit den Farben Rafael's schmückte und mit den sinneumstrickenden Klängen Palestrinascher Oratorien durchwehte. Aber ihrer nationalen Tendenz nach waren sie von einer verwerflichen Engherzigkeit, welche auch aus dem letzten und größten Erzeugnisse seiner lyrischen Muse: Il cinque Maggio*) spricht, wo er den Gefangenen von St. Helena in einer alle Menschen oder Parteien befriedigenden Weise zu besingen nicht anders für möglich hält, als daß er die Religion dabei anruft, des niedergeschmetterten Titanen Haupt vor Golgatha sich beugen lässt, während das Symbol der Erlösung auf seiner ausathmenden Brust ruht. Die ganze Zahl der der Lyrik angehörenden Dichtungen Manzoni's beträgt übrigens nur acht, wofür wir unter den deutschen Dichtern wol kein Beispiel kennen.

Welche Bahnen er für das Drama und den Roman in Italien eröffnete liegt außerhalb unserer Betrachtnahme. (Opere Fir. 1828/29 VI T. Par. 1843. Opere var., Mil. 1845.)

Es versteht sich wol von selbst, daß wir ebenfalls die vielen Inni sacri, welche nun in zweiter Linie gesungen wurden, ganz unbeachtet lassen. Nur die Bedeutendsten der Dichter, die der Richtung Manzoni's mehr oder weniger folgten, können uns beschäftigen. Und hier ist zuvörderst Giovanni Berchet aus Mailand zu nennen, der nach einheimischen, französischen und

---

*) Diese Ode ist nicht weniger als achtmal übersetzt worden, zuletzt und am trefflichsten von Paul Heyse.

deutschen Angaben 1851 im 73. Lebensjahre als Mitglied der zweiten sardinischen Kammer verschieden sein sollte, in der That aber noch zehn Jahre später lebte, wenngleich in äußerster Zurückgezogenheit. In seinen Dichtungen, die sich vorwiegend der Romanzenform nähern, herrscht ungemeines Leben und Bewegung, Haß und Liebe gelangen zur prägnantesten Darstellung, und fast immer gestaltet er anschauliche Gemälde. Vornehmlich gilt dies von seinem unstreitig bedeutendsten Poem: I Profughi di Parga (Die Flüchtlinge von Parga), der bekannten thessalischen Stadt, welche von England verrathen und verkauft wurde. Alle Empfindungen, die er hier den unglücklichen Kindern Griechenlands in die Seele legt, wendete er in der leidenschaftlich düstern Phantasie: „der Verbannte", auf das eigne Vaterland und die eignen Verhältnisse an. Man wird sich erinnern, daß Goethe denselben Stoff Manzoni's Aufmerksamkeit empfahl. Auch die Stoffe seiner andern Romanzen, z. B. Julia, die Gewissensqual, Mathilde u. a. stehen in Beziehung zu den Leiden des italienischen Volks. Zugleich charakterisiren sie den Dichter durch seinen eigenthümlichen Appell an die Frauenwelt, dem Vaterland patriotische Söhne zu erziehen und auf die politischen Leidenschaften der Männer einzuwirken. Er hat den Namen eines italienischen Béranger in mehr als einer Hinsicht verdient und jedenfalls mit größerem Rechte, als Giusti, der ihn zuerst von Gustave Planche erhielt.

Was Berchet mit Manzoni gemein hat ist die Schlichtheit, Ungesuchtheit im Ausdruck der Gefühle, die katholische Gläubigkeit, und der Mangel an einer ge-

wissen Tragweite der Gedanken. Was er vor ihm voraus hat ist, daß er selbst in der gesteigertsten Melancholie noch einen Grad von Natürlichkeit festhält. Aber die hohe Formvollendung des Meisters erreichte er nicht: er wird nicht selten incorrect und sogar prosaisch, wenn auch dieser Prosaismus der vulgairen Empfänglichkeit unkenntlich bleibt, weil er unter allen Umständen in einer Art edler Schicklichkeit verdeckt ist. (Opere, ed. compl. Napoli 1861.)

Tommaso Grossi aus Mailand (1799—1853), Manzoni's geliebtester Schüler, wenn man so sagen darf, ist als Lyriker kaum der Rede werth und hat nur in der poetischen Erzählung Talent bewiesen. Erfolgreicher als er repräsentiren nach seinem und Berchet's Tode Niccolo Tommaseo, der bekannte Revolutionsmann, und Giovanni Prati jene Schule. Ersterer hat als Romanschriftsteller, Philolog und Lyriker, obschon er auf keinem Gebiete den ersten Rang einnimmt, gleichmäßig reüssirt. Seine Verse sind geschmeidig und auch empfindungsvoll, indeß fühlt man es ihnen doch an, daß sie weniger das Product unmittelbarer Inspiration als der Speculation sind, zumal in der politischen Lyrik. Seine unglückliche politische Thätigkeit, die ihn 1832 aus Florenz über die Berge von Pistoja trieb, wurde übrigens die Veranlassung zu seinem verdienstvollsten poetischen Unternehmen, indem er dort inmitten einer ländlichen Bevölkerung, welche im 19. Jahrhundert noch die Sprache des 15. redete, zuerst auf den Gedanken seiner vorzüglichen Sammlung volksthümlicher Lieder kam (Canti popolari Toscani, Corsi, Illirici, Greci, raccolti e illustrati etc.

Venez. 1841/42, IV T.), und damit einen Anstoß gab, der sehr bald die eifrigsten Nachfolger fand, wie an Oreste Marcoaldi (Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini etc. Genova 1855), Giuseppe Tigri (Canti popolari Toscani, Fir. 1856), und Nigra (zerstreut in der Rivista contemporanea).

Ein weit entschiedeneres Dichtertalent als Tommaseo ist Prati, und in demselben Maße als die Kritik sich gegen Grossi feindselig zeigte, fand er eine Menge Enthusiasten, die ihm Weihrauch über Weihrauch streuten und das Gehirn so verwirrten, daß er schließlich einmal keinen Anstand nahm sich über Chateaubriand, Byron und Goethe zu stellen und sie zu meistern. Nie aber hat es eine verkehrtere Anschauung vom menschlichen Herzen und der Welt gegeben, als die, welche in seinen Dichtungen hervortritt; und wenn er Ansprüche auf einen Philosophen macht muß man gestehen, daß es nie eine bequemere und oberflächlichere Art zu denken gegeben als die seinige. Fast scheint es, als ob er im Leben nichts Poetisches anerkenne außer der Sündhaftkeit und deren übeln Folgen. Vom Standpunkte der technischen Kunst aus ist sein größter Fehler, daß er Alles der gefälligen Form, dem Ohrenkitzel opfert, und in seinem Haß gegen die rhetorische Figur, deren Vermeiden bei Manzoni etwas ganz Absichtsloses, das specifisch Erhabene oft in den Staub wirft. Wir nennen hier von ihm die Nuovi canti, Tor. 1844, Memorie e lacrime e nuovi canti, Pal. 1845. Poesie politiche, Ital. 1850. Canti lirici, Mil. 1853. Seine spätern Leistungen stehen theils tiefer, theils gehen sie uns nicht an.

Andere religiöse Lyriker, welche dieser Schule zugezählt werden dürfen, sind Cesare Arici aus Brescia (1782—1837), dessen Versi sacri (Bresc. 1828. Mil. 1835) aber gar keinen Vergleich mit seinem classischen Lehrgedicht La Pastorigia (1814, 1818, 1824 u. ö.) aushalten; ferner der Advokat Bindocci (gest. 1844), auch bekannter Improvisator; Giuseppe Borghi (gest. 1847) mit seinen Liriche, Pal. 1834, und Inni sacri, 1843; Cesare Cantu aus Brivio im Mailändischen (1805—1864), der unter den Katholiken so hoch geschätzte Historiker; Guiglielmo Raisini (Madonna, Mod. 1845), und Giacomo Vittorelli (gest. 1835). Nicht zu obiger Richtung, aber in der Reihe dieser Dichter erwähnenswerth ist Alfonso Muzzarelli aus Ferrara (1750—1813).

Im strictesten Gegensatz zu jener Schule, um diese uneigentliche Bezeichnung noch beizubehalten, und in unverhohlener Geringschätzung einer Kunst, die alles Schöne in das Religiöse und Ethische verlegte und hauptsächlich mittelst des Moralprinzips die Nation zu heben trachtete, wirkte eine kleine Schaar, die ihren Meister in einem unendlich reichern Geiste als Manzoni erkannte: in dem Grafen Giacomo Leopardi. Geboren am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona, aus einer altadlichen aber unbedeutenden Familie, schon in früher Jugend durch ausgezeichnete philologische Gelehrsamkeit von seinen Landsleuten und auch in Frankreich und Deutschland bewundert, so daß Niebuhr, der die Bekanntschaft des fünf und zwanzigjährigen Gelehrten in Rom machte, ihn zu einer Uebersiedelung nach Berlin zu bestimmen suchte, —

abwechselnd im Kirchenstaate und im Toscanischen, je nach den Bedürfnissen seiner fortwährend leidenden Gesundheit, und zuletzt in der Nähe von Neapel lebend, wo er 1837 beim Herannahen der Cholera starb, die den ihm in einer Rücksicht geistesverwandten Platen im benachbarten Sicilien wenige Monate später hinraffte: — wir sagen Leopardi würde unbedingt als der Erste Poet des neuen Italiens anerkannt worden sein, wenn vornehmlich die Herbigkeit seines Geistes ihm mehr Sympathien, namentlich in Deutschland, erworben hätte. Bei ihm hatte sich der Schmerz um die unglücklichen Geschicke seines Vaterlands, der aus dem Genie eines Foscolo, Pindemonte und Mamiani die Funken einer patriotischen Lyrik des Zorns und der Verachtung der Zeitgenossen herausschlug, zur Verzweiflung an der Welt und dem Leben überhaupt vertieft. So wurde er wider Willen der Hauptrepräsentant eines pessimistisch-materialistischen Classicismus. Mit einem wunderbar feinen Organ für die Auffassung des Antiken, ja mit einer so sympathetischen Ader für die Anschauungs- und Denkformen des Alterthums begabt, daß Leopardi als Jüngling durch Hymnen in altgriechischer Sprache die gelehrtesten Philologen täuschte, reproducirte er in der lebendigsten Durchdringung mit der philosophischen Bildung der neuen Welt den antiken Stoicismus, wie derselbe sich eben im Zeitalter der ersten Imperatoren ausgebildet hatte. Doch ist sein Standpunkt eklektisch, sofern er zwar das Tugendideal auf dem Boden der praktischen Politik und innerhalb der Schranken der Nationalität verfolgte, jedoch aus den maßlosen Leiden seines Vater-

lands ein so tiefes Gefühl des Unglücks und der Nichtigkeit aller Dinge in sich aufnahm, daß er an der Rettung seiner heimatlichen Erde verzweifelnd sich zu der Ansicht erhob, alles Erschaffene überhaupt dem Elend verfallen zu betrachten, aus dem er keine Rettung sah als den Tod. Er vertiefte sich in die Betrachtung des Dualismus von Geist und Natur, und datirte die Selbstentzweiung vom Untergange der alten Welt an. So wurde seine Lyrik zugleich eine Feier des Alterthums und der glücklichern Vergangenheit seines Vaterlands, wie sie sich in das Räthsel der ewigen Gegensätze versenkte, welche der Schöpfung inne wohnen. Dieses Räthsel löste er aber nicht in symbolischer oder mystischer Weise, wie ein Großtheil der modernen Romantiker etwa, sondern, durchaus klassisch in Sprache, Mythologie, Philosophie, war der Punkt an dem er ankam die Negation alles Seienden, die Leugnung einer sichern Erkenntniß, der Möglichkeit des Glücks, nur darin modern, daß diese patriotisch-philosophische Weltanschauung sich mit allen Strahlen im Focus seines persönlichen Mißgeschicks concentrirte. So kommen allgemein philosophische Gedanken in seiner Lyrik nie anders als in einem concreten Verhältniß zur Erscheinung, sei es, daß er den Verfall Griechenlands und des alten Roms, oder den Untergang der Freiheit des neuern Italien, oder endlich sein eignes Mißgeschick in Liebe und getäuschten Hoffnungen beweint. Mit nicht geringerer Virtuosität, als er den Geist des klassischen Alterthums wiedergiebt, beherrscht und setzt er auch die Richtung besonders Dante's und Petrarca's fort, Meister der italienischen Sprache sowol in Prosa als Poesie.

Keinem der alten oder neuern Dichter steht er an Kunst der Darstellung und Größe der Gedanken nach: es ist unmöglich etwas Klareres, Gediegneres und bei der vollen Consequenz des Scepticismus Maßvolleres zu lesen als seine Canti, die seine Landsleute, freilich nur die Hochgebildeten, bezauberten und in Deutschland mehrere Uebersetzungen hervorriefen.

Eine solche hat Kannegießer geliefert, dem Umfang nach die Vollständigste. Die großen Schwierigkeiten, welche die Leopardischen Gedichte, namentlich die Kanzonen, darbieten, haben allen Uebertragungen eine gewisse Schwerfälligkeit und Härte angeheftet, und die folgenden vier sind unseres Wissens noch in gar keiner Uebertragung bekannt geworden, trotzdem sie zu den markirendsten gehören. Ob sie in der Originalausgabe von 1836 enthalten, vermögen wir nicht zu sagen; vor uns lag die von des Dichters mehrjährigem Freunde Antonio Ranieri auf ausdrücklichen Wunsch besorgte (Florenz 1845, 2 Bde.), und in dieser ist wenigstens das Gedicht Mondesuntergang, worin die Verzweiflung an Welt und Leben sich zur bittersten Ironie gegen das Göttliche steigert, zum erstenmal aufgenommen. Unbestreitbar sind die hier übertragenen die schwierigsten in der ganzen Sammlung:

## Liebe und Tod.

„Früh sinket, wen die Götter lieben, in den Tod.“
Menander.

Ein Zwillingspaar, wand sich aus Schicksals Schoß
Einst Tod und Liebe los.
Nicht wird ein schönres Wesen
Auf Erden noch im Sternenkranz erlesen.
Von dieser stammt das Beste,
Entquillt die höchste Lust,
Die sich im Meer der ird'schen Dinge findet;
Der andre heilt die Brust
Von jedem Leid geschwind.
Ein wunderlieblich Kind,
Süß anzuschaun, nicht wie
Ihn sich der Wahn der feigen Menge denkt,
Wird von den Kindesscherzen
Der Lieb' er oft gelenkt,
Und ob der Menschen Pfad entschweben sie,
Der erste Trost in jedem weisen Herzen.
Nie ward, als wo entzündet
Das Herz in Liebe war, mehr Weisheit, noch
Das Leben mehr verachtet,
Noch zu Gefahr und Schmerzen
Mehr Willigkeit in andrem Dienst erwiesen.
Wo Liebessehnsucht schmachtet
Wird neu der Muth gegründet,
Wird wach vom Schlummer, und zu weiser That;
Nicht mehr von der Gedanken Trug bemeistert,
Hebt sich der Mensch begeistert.

Wenn tief im Herzensgrunde
Der junge Keim sich regt
Von zärtlichem Verlangen,
Entfärben welkend sich zugleich die Wangen

Und Todessehnen bebt aus müdem Munde;
Nicht weiß ich wie: doch so
Ist stets der Stern der Liebe aufgegangen.
Vielleicht daß dann entsetzt
Die Augen in der Leere starrend ruhn,
Vielleicht daß unbewohnbar dann die Erde
Dem Menschen däucht, beraubt
Des neuen, unermeßnen
Gefühls das seinen Geist mit Wonne letzt.
Doch merket dann er, wie sein dräuend Haupt
Der Sturm der Liebe schüttelt, sucht er Frieden,
Entflieht vor der empörten
Begierde in den Hafen,
Die brüllend schon mit Schaum den Himmel netzt.

Wenn Alles dann in Aufruhr
Die wilde Macht gestürzt,
Und nimmersatt der Gram im Herzen blitzt,
Wie oft mit brünst'gem Flehen
Wirst Du dann angerufen
O Tod, vom Liebenden in seiner Pein!
Wenn er der Nacht, dem Schein
Des Frühroths überläßt die matten Glieder,
Wie oft preist er sich glücklich, wo vom Lager
Er nie aufstünde wieder,
Und nie das bittre Licht säh' wieder scheinen.
Oft wenn beim Klang der düstren Trauerglocken
Die Menschen ihrer einen
Geleiten mit Gesang zum ew'gen Schlummer,
Ach, wie mit heißen Seufzern
Aus tiefster Brust beneidet er das Glück
Hinabzusteigen zu der Schatten Strande.
Ja selbst der rohe Haufe
Der Pflüger, dem sonst nichts
Von Tugend beiwohnt oder vom Verstande,
Sogar des Mädchens Furcht, der ohne Schande,

Sobald von Tod sie hörte,
Das Haar sich sträubend kehrte,
Wagt auf das Grab, wagt auf der Leiche Zier
Den Blick zu heften standhaft auf einmal,
Denkt jetzt an Gift und Stahl
Am liebsten, und im Geist,
Dem ungelehrten, heißt
Holdselig jetzt der Tod und sein Revier.
So wünscht den Tod betrübt
Wer sich der Lieb' ergiebt. Oft auch erweise
Sich so in Qualen die bedrängte Seele,
Daß fürder nichts vermag des Menschen Wille,
Und die gebrochne Hülle
Den furchtbaren Kämpfen weicht; in diesem Fall
Beugt sich des Bruders Macht die Liebe stille.
Ach so treibt Liebe ihren Stachel spitz
In's Leben ein, daß der unkund'ge Landmann
So wie das zarte Mädchen
Mit blut'ger Hand die müden
Gebeine leblos auf die Erde betten.
Dort trifft sie dessen Witz,
Dem Ruh und Alter vom Geschick beschieden.

Den glühenden voll Entzücken,
Den hochgesinnten Geistern
Hat euer einen das Geschick bestimmt,
Ihr gnäd'gen, die beglücken
Die unterworfnen Knechte
Des Menschenstammes; ach wer ist's, der möchte
Sich wol entziehen eurem Herrscherblick,
Da ihr allein gehorchet dem Geschick.
Und Du, den ich von meines Seins Beginn
In Demuth stets anrufe,
Anmuth'ger Tod, dem einzig
Mit unsrer Trübsal Mitleid wohnt im Sinn,
Wenn je Dein Lob ertönte

Von mir, wenn je in Deinem Himmelsreiche
Des Pöbels Haß und Streiche
Du sühnst, gieb daß ich stöhnte
Nicht länger mehr, gewähre
Die oft verschmähte Bitte,
Schließ dieses gramgewöhnte
Auge für immer, König unsrer Erde.
Mich findest Du gewiß, zu welcher Stunde
Den Flügelschlag ich hör' bei Deinem Tritte,
Mit stolzer Stirn, gerüstet,
Ob auch nach Kampf gelüstet
Dem Schicksal selbst, die Hand, die in der Wunde
Von meinem reinen Blute
Mit frechem Schwung sich röthet,
Nie, wie die Menschen pflegen,
In Lob zu baden mit verworfnem Muthe.
Jedwede Hoffnung, deren nicht'ger Schimmer
Die Welt wie Kinder tröstet,
Jedwede Stütz' im Kummer
Werf' ich zu Boden jetzt, auf andre Erlösung
Als Deine, hoff' ich nimmer
Und flehe nur: o fliege
Der Tag herbei, wo ich mein Haupt im Schlummer
An Deinen Busen schmiege.

## Mondesuntergang.

Gleichwie in stiller Nacht
Ob Wassern und Gefild im Silberglanze,
Darauf der Zephyr flattert,
Und tausend wunderliche
Gestalten, Kreis' und Striche
Die fernen Schatten ziehn,
Hier in den klaren Bächen,
Auf Hügeln dort, Landhäusern, Zäunen, Flächen;

Jenseits der Alpen oder
Des Apennin, oder zum Wogenbrande
Der Bucht am Himmelsrande
Der Mond hinabsteigt, die entfärbte Erde,
Der Schatten Spiel, gestreckt
Auf Höh und Thal, die Nacht mit Dunkel deckt,
Verwaist die Lüfte träumen,
Wofern nicht mit schwermüthigem Gesange
Den letzten Schein des Lichts, das, eh' sich's neigte,
Die Pfad' ihm leuchtend zeigte,
Der Kärner grüßt auf seinem öden Gange.

So, wenn von dannen zieht,
Das Menschenleben flieht
Die Jugend. Dann erbleichen
Die Schatten, das Gefunkel
Der holden Irrungen, die Hoffnungsträume
Entschlüpfen in das Dunkel,
Daran die sterbliche Natur sich nährt,
Und traur'ge Ruhe kehrt
In's Leben ein. Umsonst daß bei dem Anblick
Der Wanderer verwirrt Beschluß und Grund
Von seines langen Weges Wachsthum sucht;
Daß er des Menschen Hause,
Ihm ihre leere Klause
Nun fremd geworden, wird allein ihm kund.

Zu heiter und zu köstlich
Erschien dies jammervolle
Dasein dort oben, wenn der Stand der Jugend,
Wo jedes Gut die Frucht von tausend Schmerzen,
Dem ganzen Lebenslauf erhalten bliebe.
Zu gnädig ist der Spruch
Der jeden Schöpfungskeim mit Tod belastet,
Wenn von der Tage Mitte
Nicht vor dem furchtbaren Schritte

Des sichern Todes Grausen überfällt.
O daß stets ihrem Throne
Anbetung werd' erwiesen,
Zu aller Mühen Krone schufen gnädig
Die Ewigen das Alter,
Wo wach der Trieb, der Hoffnungsrausch verglommen,
Versiegt der Quell der Freuden, an Beschwer
Das Leben reicher und an Labung leer.

Ihr sanften Höh'n und Auen,
Nachdem der Schimmer, der mit Silberlicht
Der Erde dichte Schleier überzogen,
Zerfloß, bleibt ihr nicht lange
Im Waisenflor, eh' auf den andern Rand
Gedreht der Himmelsbogen
Sich in des Frühroths klarer Welle badet.
Und bald beschreitet das Gebirg die Sonne,
Und alles ringsum treffend
Mit feurigen Geschossen,
Schwimmt dann ihr übergossen
In goldnem Strome sammt des Aethers Fluren.
Doch unser Leben, wenn der Lenz einmal
Die Blüten abgeschüttelt, färbt sich nimmer
In andern Tags noch andern Frühlichts Schimmer,
Bleibt Wittwe bis zum Ende, und der Nacht,
Die frühres Sein vernichtet,
Entsteigt das Grab zum Zeichen aufgerichtet.

## Der einsame Sperling.

Dort von der Höhe jenes alten Thurms,
Einsamer Sperling, kehrst Du mit Gesang
In's Land und weilest bis die Sonne sinkt,
Und durch das Thal irrt Deine Harmonie.
Der Frühling neubeschwingt

Glänzt in den Lüften, durch die Felder jauchzt
Wer ihn begrüßt mit sehnendem Gemüthe.
Die Heerde blökt, die Rinder hör' ich brüllen,
Die andern Vögel schwärmen lustentbrannt
In tausend Kreisen durch den offnen Himmel,
Lobpreisend der Natur lebend'ge Güte.
Du schaust nachdenklich drein in das Gewimmel,
Gefährten nicht, noch Flüge,
Noch froher Sinn ist's, was Dein Herz erweicht;
Du singst — und so verstreicht
Des Jahrs und Deines Lebens schönste Blüte.

Weh mir, wie gleicht mein Leben
So sehr dem Deinen! Frohen Blick und Muth,
Die wahlverwandt den jungen Busen heben,
Und Dich, der Jugend holde Zwillingsschwester
O Lieb', und bittrer Seufzer wenn sie floh,
Nicht weiß ich wie — doch ich begehr' sie nicht:
Ich fliehe sie sogar.
Dem Ort, der mich gebar,
Bald unbekannt und fremde,
Bring ich den Frühling meines Lebens hin.
Alljährlich herrscht im Flecken muntrer Sinn
An diesem Tage, der zum Abend eilt:
Ich hör' das Glöcklein durch die Lüfte schallen,
Ich hör' der Eisenröhre Donnergruß
Von Haus zu Haus gesendet widerhallen;
Aus Hof und Hütte tritt
Geputzt im Feierkleid
Die Jugend und erfüllet alle Wege,
Und sieht und wird gesehn und ist beseligt.
Ich, den einsamen Schritt
Zu diesen still entlegnen Auen kehrend,
Verschieb' auf andre Zeit
Scherz und Genuß, und während sich der Blick
In Sommerluft ertränket,

Mahnt mich die Sonne, die vom Felsenhaupt,
Vom Mittagsglanz entkleidet,
Abgleitend in der Berge Schoß sich senket,
Daß die beglückte Jugend bleicht und scheidet.

Einsames Vöglein! wenn am Sternenhimmel
Einst Deines Lebens müder Abend dämmert,
Dann reuet Dich gewiß
Nicht Deiner Sitte: gab euch doch Natur
Zum Ziel dies euer Irren.
Wenn ich nach bangen Wirren
Nicht der verhaßten Schwelle
Des Alters mehr entgehe,
Für jedes fremde Herz dies Auge stumpf,
Die Welt ihm leer und jeder nächste Tag
Mit mehr Verdruß belastet und mehr Wehe,
Wie schätz' ich dann, was helle
Mir heut im dunkeln Leben däucht, wie mich?
Ach! reuevoll bleib' ich
Dann ohne Trost, wenn ich zurücke sehe.

## An sich.

Bald ruhest Du für für immer,
Mein müdes Herz. Hin ist der letzte Trug,
Der ewig däuchte; er ist hin. An allen
Den theuren Truggebilden
Ist mit der Hoffnung auch die Lust gefallen.
Ruh' aus für immer; viel
Hast Du gezittert; Deine Nöthe wiegt
Kein Ding auf noch ist Deiner Seufzer werth
Die Erde. Schaal und bitter
Das Leben — und sonst nichts. Die Welt ist Staub.
Gieb Dich zur Ruh'. Verzweifle

Zum letzten Mal! Nichts gab als Tod das Schicksal
Unsrem Geschlecht. Verachte die Natur,
Dich, die Gewalt, die blinde,
Die Unheil stiftend im Verborgnen herrscht,
Und was vom nicht'gen Schein des All's sich finde!

Der Hauptsitz der Jünger Leopardi's war Bologna, und sie gruppiren sich um Giovanni Marchetti (1790—1852), Papst Pius IX. Jugendfreund und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den Tagen der höchsten Gefahr. Er ist berühmt geworden namentlich durch ein Gedicht in Terzinen: Una notte di Dante, das gleichwol nur einen mittlern Werth in Anspruch nehmen kann. Insbesondere geht ihm die Einheit ab, und Dante's Figur ist hier eine so abenteuerliche, daß wir uns schlechterdings nicht mit ihr befreunden können. Ebenso sind seine Kanzonen, Oden und Sonette weit über Gebühr gelobt worden. Allein dies darf uns nicht hindern zu bekennen, daß er gerade in der Kanzone eine große Gewandtheit offenbarte und in mehreren sich durch unvergleichliche Einfachheit des Gedankens und musterhafte Reinheit des Stils auszeichnete. Dahin zählen wir die würdevolle Todtenfeier des Bildhauers Visconti und der Dichter Perticari, Petrarca und Tasso, wie einige Kanzonen, in denen er sich für allgemeine Ideen begeistert, wie die Frömmigkeit, Hoffnung und Dankbarkeit, wo man zugleich die Erhebung über das Gewöhnte anerkennen muß. In den Oden erscheint uns die Simplicität des Ausdrucks allzu gesucht, und die geflissentliche Nüchternheit des Colorits übertrieben. Nichts

einzuwenden ist gegen die Form seiner buntstoffigen Sonette, doch möchten wir nur das auf Pius IX. von exceptioneller Anziehungskraft erachten.

Mit höhern Naturgaben ausgestattet obgleich minder berühmt war Alessandro Poerio, ein Bruder des unglücklichen neapolitanischen Ministers und ein Glied jener edlen Familie, die von jeher für ihre Vaterlandsliebe unsägliches Elend ausgestanden. Auch Alexander wanderte bereits im 13. Lebensjahre (1815) in die Verbannung, aus welcher er erst 1820, zur Zeit der neapolitanischen Revolution, zurückkehrte. Bald aber trieben ihn die politischen Verhältnisse wiederum fort, und er durchwanderte nun ganz Europa, einen merkwürdigen Schatz von Sprachkenntnissen sammelnd, durch welchen er mit einer Reihe der berühmtesten Männer in Beziehung trat. Von seinen Landsleuten nennen wir Giordani, Leopardi, Manzoni, Niccolini, Tommaseo, von den Franzosen Lamartine, von den Deutschen Goethe, der einen dauernden Briefwechsel mit ihm unterhielt. Durch das Jahr 1848 endlich wieder in sein Vaterland zurückgerufen, nahm er unter General Pepe an den dortigen kriegerischen Actionen Theil, wurde in dem Kampfe bei Mestre am 23. October d. J. schwer verwundet und starb in Folge dessen bereits am 3. November zu Venedig, beweint von Vielen, die ihn als Patrioten kannten, von einer kleinen Zahl, die ihn als Dichter schätzte. Denn das Exil und seine eigene Bescheidenheit, die ihn 1843 zum erstenmal blos 40 kleine Piecen veröffentlichen ließ, waren seinem poetischen Ruhme nichts weniger als förderlich, zumal auch die Verbreitung der

Gedichte verboten wurde. Italien konnte ihm aber unter seinen zeitgenössischen Dichtern einen hervorragenden Platz anweisen. Kraft und Anmuth vereinigen sich namentlich in seinen Oden auf Michel Angelo, Canova, Dante, Dandolo, und das kleine Gedicht il Risorgimento ist ein wahres Juwel. In der Ode il Feruccio ist er insofern auf sehr undichterische Abwege gerathen, als er sich nicht blos ängstlich an den gewählten Stoff klammert, sondern sogar Varchi's Darstellung von dem Todeskampfe der toskanischen Freiheit zu ergänzen und zu berichtigen sucht. Um auch beiläufig seiner Untersuchungen über aesthetische und psychologische Fragen zu gedenken, zu welchen er sich durch Bekanntschaft mit der deutschen Literatur angeregt fühlte, so sind diese doch sehr unerheblich; und wenn sie in Italien Aufsehen machten, so muß man nicht vergessen, wie erstaunlich schwach das speculative Wissen dort von jeher beschaffen war.

Der dritte im Bunde Derer, die sich selber zu den Jüngern Leopardi's zählen, ist der Graf Terenzio Mamiani della Rovere, ein vielseitig gebildeter und erfahrener Mann, der aber wol einen Großtheil seines literarischen Ruhmes der Rolle verdankt, die er in den Geschicken seines Vaterlandes spielte. Geboren 1800 zu Pesaro am adriatischen Meere, bekam er frühzeitig Gelegenheit seinen Eifer für die Nationalunabhängigkeit zu bethätigen, obwol nie im Einklange mit den Intentionen Mazzini's, die er sogar stets als höchst gefährlich für die italienische Sache gehalten. In Folge der Bewegungen in der Romagna und der Wiederherstellung des absoluten Papstthums durch Oesterreich in das Exil

getrieben, ward ihm erst 1847, nach fast fünf und zwanzigjähriger Verbannung, durch Pius IX. bedingungslose Rückkehr in das Vaterland verstattet. Bald darauf, im März 1848, unter den schwierigsten Verhältnissen nach Rom an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten berufen, richtete sich sein Hauptstreben nach einer ehrlichen constitutionell-monarchischen Verfassung, andererseits nach Befreiung Italiens von der executorischen Gewalt der heiligen Allianz und einer Separatverbindung der einzelnen italienischen Staaten gegen Oesterreich. Pius IX. Inconsequenz veranlasste ihn sein Portefeuille abzugeben, nach Sardinien zu gehen und dort mit Gioberti die Gesellschaft der italienischen Einheit zu stiften. Nach der Ermordung Rossi's im November 1848 ließ er sich jedoch wieder bewegen in Rom neben Rosmini in das Ministerium Coletti einzutreten. Streng constitutionell widersetzte er sich der Absetzung des Papstes durch die demokratische Partei und der Proclamirung der Republik. Als er sich aber zu schwach sah ging er nach Genua, wo er 1856 das sardinische Staatsbürgerrecht erlangte und von der Stadt zum Abgeordneten für das Turiner Parlament erwählt wurde, in welcher Eigenschaft er die Partei Cavour's lebhaft unterstützte. Im Jahre 1860 sehen wir ihn dann als Minister des öffentlichen Unterrichts im Cabinet des Königs von Sardinien. Bei aller politischen Thätigkeit jedoch brachte er sich fortwährend als Philosoph und Dichter in Erinnerung. In ersterer Hinsicht wiegt er nicht schwer, und wenn er früher dem Skepticismus zugeneigt war, hat er diesem nachmals ebenso wie dem Mysticismus entgegen zu ar-

beiten gesucht. Die Mannigfaltigkeit seiner Wandlungen in Betreff philosophischer Prinzipien wird man indeß auch an dem Dichter gewahr. Man muß sich wirklich überrascht fühlen bei ihm Hymnen zu finden, die meist nur gläubige Lebensbeschreibungen von Heiligen enthalten, überdies aber blos rhetorischen Uebungen gleichen. Dagegen machen seine sogenannten Idyllen sowol durch die Angemessenheit der Gegenstände als durch anmuthige und natürliche Behandlung einen meist vortheilhaften Eindruck. Wir heben namentlich das Gedicht La Villetta hervor, wo in dem Spiele des Engels Ituriel mit einer Sylphe die Religion der vergangenen und gegenwärtigen Welt dargestellt wird. Nicht zur Idylle möchten wir ferner den reizenden Liebesgesang Rispetti di un Trasteverin rechnen: es ist eine Romanze, deren bezaubernde Einfachheit man wol nicht so harmonisch erreicht, wenn man nicht wie der Dichter den improvisirten Ritornellen der italischen Landleute gelauscht hat. Noch viel weniger gehört das allerliebste Gedicht una Madre zum Idyll. Mamiani's Hauptwerth als Dichter aber beruht in einer ungewöhnlichen Schönheit und Reinheit der Sprache und einer Virtuosität des poetischen Ausdrucks, die sich selbst in nüchternen Abhandlungen nicht zurückzuhalten weiß, und dadurch eben die jeweilige Nüchternheit der Gedanken zu verkleiden versteht. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zu Florenz 1857.

Auch eine in Italien ihres patriotischen Charakters und ihrer Talente willen hochgeachtete Frau, die Ferucci, schloß sich der Richtung Leopardi's an, und man muß gestehen, daß es ihr ebenso wenig an Eleganz und Rein-

heit der Versification als Originalität und Begeisterung fehlt. Ihre politische Lyrik ist ergreifend, aber Lieder wie der „Hymnus an die Sonne“ zeigen deutlich, daß die Lichtpunkte ihrer Poesie nicht in der elegischen Beschränkung zu suchen.

Mit ihr sind inzwischen die namhaften Anhänger Leopardi's nicht erschöpft. In jüngster Zeit hat der Fürst Giovanni Torlonia in Rom, durch Geburt und Reichthum ebenso wie durch Begabung und innere Neigung zum Mäcen aufstrebender poetischer Talente berufen, einen Dichterkreis um sich versammelt, der sich ebenfalls jenen Meister zum Vorbild genommen, zugleich aber auch an deutschen Dichtern seine Kraft übt. Das Organ dieser Vereinigung ist der sogenannte römische Musenalmanach, der sich jedoch genöthigt sieht in Florenz zu erscheinen (zuerst 1858). Torlonia und Paolo Emilio Castagnola sind als Herausgeber genannt, und, wie kaum anders zu erwarten, Lenau vor allen deutschen Dichtern von besonderer Anziehungskraft gewesen. Die tiefste Vertrautheit mit der deutschen Poesie weist Fabio Nannarelli auf (Poesie, Fir. 1853 u. 1856), in der Gemüthsstimmung Leopardi am ähnlichsten, ernst, melancholisch, pessimistisch, aber mitunter in sentimentale Naturvergötterung gerathend. Frei von seinem Cultus des Schmerzes, der Gegenwart und ihren Bestrebungen näher stehend sind Giambattista Maccari und der schon genannte Castagnola. Zwar die Romanze „Emellina“, in welcher Castagnola das tragische Ende Conradin's, seine Gefangennahme im Schloß Astura

durch den verrätherischen Frangipani besingt, behandelt diesen Gegenstand mit allem Aufwande romantischer Schwärmerei; aber hier und da findet in seinen Gedichten die Politik der Gegenwart ihre Stelle, und mehr noch in denen des geistverwandten Maccari, der auch sonst in seinen Balladen aus dem Leben zu schöpfen liebt und versteht, und in der „Erdbeerenverkäuferin“, der „Pastorella“, der „Cicoriara“ mit großem Reiz jene volksthümlichen Gestalten vorführt, die aus den Bergen und der Campagna in die ewige Stadt und von da in den Mappen der Maler durch die ganze Welt ziehen. Der heitersten Individualität erfreut sich der Advocat Ignacio Ciampi, der mit romantischen Novellen in Ottaverime aufgetreten ist, Liebesgeschichten mit abenteuerlichen Schicksalen und phantastischen Scenen. Unter seinen Gedichten im Musenalmanach finden sich wunderlich genug Nachahmungen russischer Lieder, aber auch manches eigene, das erfreulicher ist als dieser Versuch, der bei der unausfüllbaren Kluft, die Slavisches und Romanisches scheidet, doch nur als literarische Curiosität betrachtet werden kann. Noch gehört zu diesem Dichterbunde eine Dame, Fräulein Teresa Guoli, die sowol den Almanach mit einigen zum Theil vortrefflichen Gedichten bereichert, als auch sich in einer umfänglicheren Production: „Tasso in Sorrent“ versucht hat, einer Art Melodram mit dem idyllischen Apparate der Schäfer und Schäferinnen, der im Vaterlande des „Pastor Fido“ noch immer nicht in die Rumpelkammer geworfen ist. Ihre Stellung zu den Vorgenannten und

die Einwirkung der Deutschen auf sie ergiebt sich am klarsten aus den Zeilen, die Torlonia an sie gerichtet:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

Zu Ausgang der fünfziger Jahre zeigte sich endlich in Ober-Italien eine dritte Richtung, nämlich eine Fusion der Manzonischen und Leopardischen Schule, hauptsächlich vertreten durch den Veronesen Aleardo Aleardi (geb. 1827), Giulio Carcano, Scolari und Bellini. Ein endgiltiges Urtheil lässt sich über sie noch nicht fällen; wir unsrerseits sträuben uns bis jetzt gegen den Glauben, aus dieser Verschmelzung werde das Gold der Zukunft der italienischen Poesie entquellen. Aleardi namentlich ist sein politisches Märtyrerthum sehr zu statten gekommen. Im Alter von kaum 23 Jahren in's Gefängniß geworfen, verstand es sich bei seinen Landsleuten ganz von selbst, daß er ein bedeutender Dichter sei, um so mehr, als man vollends vernahm, seine Schwester habe es verstanden der Polizei alle Papiere des Bruders, die in lauter ungedruckten Gedichten bestanden, durch sofortige Verbrennung zu entziehen. Wir sind weit entfernt, ihn mit gewöhnlichen Versemachern in Reihe und Glied zu stellen; aber von der Größe der Gedanken, der Majestät seiner Verse, der Harmonie seines Stils und der Anmuth seiner Sprache, welche die Italiener preisen, müssen wir Barbaren mit kühlerem Blute und unbestochenen Anforderungen viel abthun. Noch weit weniger können wir darin ein Verdienst finden, daß er ohne An-

wendung des Reims rhythmisch dichtete; gerade seine gereimten Gesänge sind die lieblichsten. Was wir ihm als ein Verdienst anrechnen, ist das Freihalten von Verbitterung selbst in den tiefsten Ausbrüchen von Düsterheit und Melancholie. Freilich vermissen wir oft sehr die Energie des Gedankens, die Entschiedenheit des Ausdrucks — allein es muß ihm zur Entschuldigung gereichen, daß er bis zu dem Augenblick, da wir unsere Meinung über ihn niederschrieben, angesichts der oesterreichischen Kanonen dichtete. Vielleicht erhebt sich nunmehr seine Muse aus der Trauer zur jubelvollsten Hoffnung, welche zeither kaum einen Strahl in seine Gesänge geworfen; vielleicht aber auch, nach analogen Beispielen zu schließen, sind ihr die Schwingen zu höhern und geläutertem Fluge schon erlahmt. Wie sehr seine eigenste Stärke im Pathos beruht, beweist sein Gesang auf den Monte Circello, jenes Vorgebirge am äußersten Punkte der pontinischen Sümpfe, wo man die Ueberreste eines Sonnentempels gefunden, welche die Phantasie des Dichters in die entferntesten Jahrhunderte getragen. Von den andern Dichtern der beregten Fraction erweckt Carcano, vornehmlich durch seine „Angiola-Maria", die meisten Hoffnungen. Es fehlt ihm an Correctheit und Klarheit, der Kreis seiner Phantasie ist ein beengter, seine Hinneigung zum Romanticismus eine zu starke, aber für das Zarte und Sinnige hat er ein ungewöhnliches inbrünstiges Erfassen. Bellini ist der Sänger der Gleichheit und Freiheit, des Rechts und der absoluten Vernunft, tüchtig geschult an den Werken der Alten; seine erschöpfendste Leistung jedoch war eine Verirrung, da er sich für einen durch-

aus unpoetischen Stoff begeisterte, nämlich für das piemontesische Parlament und die constitutionellen Einrichtungen besang. Was Scolari betrifft, so genügt es ihn genannt zu haben.

Italien erfreut sich aber noch einer Anzahl beachtenswerther Lyriker, welche entweder ihre eigenen Bahnen wandelten, oder nur so schwach an die eine oder die andere jener drei Scheidungen erinnern, daß sie ihnen nicht beigezählt werden konnten. Wenn wir sie blos in aller Kürze erwähnen leitet uns mehr der Umstand, daß sie auf die poetische Entwicklung ohne Einfluß geblieben, als Rücksicht auf räumliche Einschränkung. Zu diesen gehört Agostino Cagnoli, dessen gesammelte Gedichte zu Reggio 1844 in 2 Bänden erschienen; Luigi Ciampolini (Prose e Poesie, Fir. 1838); der mehr im naiven und heitern Genre fertige Casiglieri aus Mantua; Paolo Fumeo (Il bardo del Lario, Bergamo 1838); Carlo Guaita (Inspirazioni Viennesi und Versi giovanili, Mil. 1842), sammt den Vorgenannten 1846 in die ewige Heimat gegangen; und Luigi Carrer aus Venedig (1801—1850), ein vielseitiges Talent, das namentlich in der Romanze mit großem Reichthume der Phantasie beinahe blendenden Glanz der Darstellung vereinigte (Sonetti, Ode e Ballate, Pad. 1831. Prose e Poesie, Ver. 1837, IV.). Ferner: Pietro Asti-Magno (Versi, Parma 1843); Luigi Bado (Poesie latine ed italiane, Gen. 1846); Giambattista Cereseto (Poesie, Savona 1845); Domenico de Crollis (Alcuni versi, Roma 1844); Luigi Gaiter (Poesie, Fir. 1859); Francisco

Gritti (Poesie, Ver. 1844); Andrea Antonio Guadagnoli aus Arezzo (Raccolta delle poesie giocose, Fir. 1843); Antonio Gazzoletti (Poesie, Triest 1847); Luigi Longoni (Saggio lirico, Mil. 1845); Andrea Maffei, der treffliche Uebersetzer Schiller's, in dessen Dichtungen (Mil. 1837, 1842) ein reines Gemüth in harmonischer Form sich kundgiebt; Cesare Masini (Poesie giocose, Bologna 1845); Girolamo Orti (Opere, Padova 1834, III., Prose, poesi e traduzioni, Mil. 1840); Antonio Peretti (Versi, Modena 1843, II); Gangiacomo Pezzi (Fiori e spine (Mil. 1842); Filippo Luigi Polidori (Alcuni versi, Fir. 1842); Dominico Radich (Poesie varie, Ven. 1844), Francesco Regonati (Primizie poetiche, Cremona 1844); Angelo Maria Ricci (gest. 1850), größer zwar als epischer Dichter, doch auch wie Jacopo Vittorelli in seinen anakreontischen Gesängen lesbar; Giovanni Roverella (Rime, Fir. 1842); Pietro Bernardo Silorata (Canti patriotici, Torino 1854); Giovanni Torti aus Mailand (1774—1852), indeß weit glücklicher als Didaktiker denn als politischer Lyriker; Antonio Zoncada (Saggio di poesie, Mil. 1837, Poesie, Mil. 1843); und auch Parzanese in Neapel, Giulio Uberti in Mailand und Pietro Zorutt. Während des italienischen Krieges von 1859 that sich dann noch Goffredo Mamelli durch seine Lieder so hervor, daß man ihn den italienischen Theodor Körner nannte, doch kommt dies Compliment sehr auf Rechnung des damals so willfährigen patriotischen Enthusiasmus.

Um nicht den Vorwurf der Einseitigkeit auf uns zu laden, sei es endlich gestattet auch auf einige Dichterinnen hinzuweisen, die in Italien lebhaften Anklang gefunden, wobei freilich Courtoisie und Abgehen von strenger Kritik bisweilen ihr Möglichstes erprobt haben. Wir nennen Adele Curti (Poetici experimenti und Modesti pensieri, Mil. 1836, 1842), Giuseppina Turrigi Colonna (Alcune poesie, Palermo 1844), Maria Giuseppina Guazzi (Rime, Nap. 1847), beide aus Neapel, sodann Rosa Taddei, Beatrice Oliva Mancini und Monna Nina, welche die Ehre genießt, die moderne sicilianische Sappho genannt zu werden.

Letztlich gedenken wir noch des verdienstvollsten der Dichter, die außerhalb der Schulen stehen: wir meinen Giuseppe Giusti, geboren am 13. Mai 1809 zu Mansumano, einem Orte an der Straße zwischen Pescia und Pistoja, gebildet auf der Universität Pisa, und leider schon im 41. Lebensjahre der Natur zum letzten Tribut verpflichtet. Seine Stärke wurzelt keineswegs in den wenigen rein lyrischen Gedichten, die wir von ihm haben, sondern wie schon Ruth vortrefflich ausführte (Jahrb. f. roman. u. engl. Literatur, Bd. IV. S. 241—259) in der Satire. Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig darauf hinzuweisen, daß der satirische Dichter die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale in der Form des Lächerlichen wie Ernsten, Scherzenden wie Strafenden zur Aufgabe hat, und sie episch, dramatisch oder auch im lyrischen Ergusse realisirt, vollendet, wenn sein ethischer Eifer nicht die ästhetische Geistesfreiheit stört, wenn er aus einem

über den besonderen Beziehungen gelegenen, höheren Standpunkte die Thorheit und Verworrenheit oder Verderbtheit der Menschen und menschlichen Zustände überschaut. Indeß ein Lyriker ist der Satiriker κατ᾽ ἐξοχην unter allen Umständen nicht. Der lyrische Dichter soll die der Menschheit würdigsten Gefühle jedes Zeitalters und jedes Volkes bei sich aufbewahren, und dann von Land zu Land, von Zone zu Zone, von Pol zu Pol, von Jahrtausend zu Jahrtausend in harmonischeu Strophen verkündigen und so als Genius gleichsam über der Menschheit walten, als Lehrer, Freund, Führer, Berather, Tröster. Und so unendlich die Sphäre der lyrischen Poesie ist, bei aller Individualität des Gepräges darf sie doch nie durch die Persönlichkeit und persönlichen Beziehungen des Dichters bedingt und nur in diesem Kreise giltig erscheinen; sondern der lyrische Strom muß nach seinem Zusammenhange mit den höchsten Idealen der Menschheit als ein geläuterter, rein menschlichem Gefühle entquollen so dargestellt werden, daß sich jedes gebildete Individuum in demselben als in seinem eigenen zu erkennen vermag. Wo also das lyrische Element nicht der gesammten Menschheit angehört, oder wo das Verhältniß des Objects zu dem Dichter gewissen Bedingungen und bestimmten realen Verhältnissen unterliegt, da ist die Lyrik in der That zu Ende. Somit entzieht sich Giusti jeder detaillirten Betrachtung in dem hier abgegrenzten Kreise. Doch zur Vorbeugung jedweden Mißverständnisses mag es wiederholt werden, daß er nicht blos einer der ersten Satiriker und der eigentliche Schöpfer der politischen Satire in Italien, sondern auch,

was seinen Einfluß auf die religiöse, politische und sociale Erleuchtung erhöhte, einer der vorzüglichsten Menschen gewesen, die jenes Land hervorgebracht hat. Niemand war so wie er zum Lehrer seiner Nation geeignet, denn Niemand besaß in dem Grade tiefe wahrhaft religiöse, von confessioneller Befangenheit befreite Bildung, solide Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und scharfen Blick für die Gebrechen des Staates und der Gesellschaft. — Einige seiner Gedichte, deren Mehrzahl in die Zeit von 1832—1847 fällt, in die Zeit der vollständigsten Reaction und scheinbaren politischen Agonie des Volkes, sind von Krafft und Paul Heyse in den „Blumen aus der Fremde" (Stuttgart 1862) sehr gelungen übersetzt.

Beträchtlich ist, wie man gesehen, die Zahl der von uns theils eingehender charakterisirten, theils einfach vorgeführten Dichter, ohne daß wir zu denen dritten und noch tiefern Ranges herabstiegen oder zu solchen, welchen auf anderem als rein lyrischem Felde unverwelkliche Ehrenkränze geflochten worden sind. In Uebereinstimmung mit jeder giltigen Kunsttheorie wurde die epische, didaktische und beschreibende Poesie ausgeschlossen, wo also Namen zu suchen sind, die hier in etwaiger Verwischung der Grenzen vermisst werden sollten. Ja, im Vergleich zu frühern Zeiten hat eine erhebliche Vermehrung stattgefunden. Und wenn denn unsere im Eingange ausgesprochenen Befürchtungen sich erfüllen, wenn ein künftiger Flor, wie ihn die historisch abgeschlossenen Jahrhunderte zeitigten, jenseit menschlicher Voraussicht

liegt, zumal falls die tonangebenden Poeten die vornehmliche Nachahmung alt- und neuklassischer Muster nicht aufgeben, so berechtigt die eben betonte Erscheinung doch zu der Hoffnung, daß auch in Italien der göttliche Quell der Poesie nimmer gänzlich versiechen werde.

---

# V.

## Zur
## Geschichte der Wiener Journalistik
## im Jahre 1848.

In keinem Lande Europa's hat die Tagesschriftstellerei stärkern Einfluß auf das Volk ausgeübt als in Oesterreichs deutschen Provinzen, und ohne eine gehörige Würdigung besonders der Wiener Presse, namentlich vom April bis November 1848, gelangt man weder zum Verständniß der Revolutionen, deren Stürme dem seinem gänzlichen Zerfalle offenbar zutreibenden Kaiserstaate den ersten nimmer wieder zu verwindenden Stoß versetzten, noch zu einer auf innern Zusammenhang Anspruch erhebenden geschichtlichen Darstellung derselben.

Die journalistischen Versuche, wie man die überwiegend größere Hälfte der Wiener Zeitungen, deren es etwa hundert gab, bezeichnen muß, waren meist in den Händen ziemlich unbedeutender Belletristen, welche mehr fühlten als dachten, mehr dichterischen Herzensquellungen Luft machten als politischreife, vornehmlich organisatorische Gedanken aussprachen. Die meisten Journale, Flugblätter und Placate trugen vorwiegend die Prägungen großen Jubels über den darniedergeschmetterten Polizeistaat und nur schwache Signaturen staatskundiger Aufklärung und Belehrung in allgemein fasslicher und methodischer Deduction.

Aggressiv in der fulminentesten Art begann „der Freimüthige“.

In den ersten Tagen des April nämlich wurden die Wiener von einem ganz seltsamen, ungeheuren Anschlagezettel überrascht, welcher die genannte Zeitung ankündigte, die in nicht weniger als 52 Rubriken mit derbhumoristischen Titeln täglich erscheinen sollte, und allen gehässigen öffentlichen Personen, Coterien, dem Hofe, der Clerisei, die schrecklichsten Geißelhiebe verhieß. Der Name des Redacteurs und Herausgebers machte auf die gutmüthigen Wiener einen schnurrigen Eindruck, und sie vermutheten mit jeglichem Recht mehr grobe Späße und schlechte Witze als politische Erörterungen. Sein Name war Mahler.

Wer aber war dieser Mahler?

In der literarischen Welt kannte man ihn nicht; doch die Leser der Theaterzeitung von Bäuerle, dieses alten, wurmstichigen Raritätenkastens der Sehenswürdigkeiten des Wurstlpraters bis zu den höchsten Tönen einer Primadonna, diese Leser erinnerten sich des Buchstaben M unter den Notizen des Neuigkeitsboten dieses Blattes, worin Affentheater, Kunstreitergesellschaften, Schuhwichse, Schweizerkäse u. dgl. mit dem Humor eines Angesäuselten und dem strohköpfig ausgelassenen Geiste eines Bajazzo dem schaulustigen und genußsüchtigen Wiener empfohlen und besprochen wurden.

Dieses M trat nun — Ironie des Schicksals! — als eine Erstlingsfrucht am Baume der Revolution hervor; dieser große Mann vom Stamme Israel war urplötzlich der Unternehmer einer Zeitung, welche neben der

unten gedachten „Constitution" die einflußreichste in Oesterreich wurde.

Wirklich war für Mahler die Revolution eine Komödie, in der sich die tollste und ungeberdigste Kritik herumtummeln konnte, und er behandelte in seinem Blatte die Fürsten und die Kirche accurat wie die Grimassen des Nestroi, die Aristokratie wie die Künste des Affentheaters, und die Politik der Minister des größten Reiches von Mittel-Europa wie die Pas' einer verbrauchten Tänzerin der Leopoldstädter Posse.

Wäre nicht ein lange gedrücktes Sclavenvolk von der Kette losgelassen gewesen, hätten die Wiener und Oesterreicher überhaupt nicht tausendfältige Schmach und Bedrückung vom untergeordnetsten Beamten bis zur höchsten Excellenz und „himmelhohen Majestät" zu rächen gehabt — mit Bonmots und Witzeleien, nicht etwa à la 1792, so hätten sie sich mit Abscheu wegwenden müssen von Mahler's mistduftender Pandorabüchse, deren Spaniol nicht blos zum Nießen war, sondern auch das Hirn vergiftetete; und noch weniger hätte man die stark versetzten Dosen aus der schmutzigen Hand eines Mahler nehmen mögen, dessen Feder sich danach richtete, was ihm Schauspieler, Kunstreiter und Consorten bezahlten. Gerade so, wie er früher über Affentheater, Schuhwichse, Schweizerkäse, Wattons, Surinam-Kaffe sprach, betrachtete er jetzt die verschiedenen politischen Vorgänge.

Sein Fond war, wie zu erwarten, in Kürze nicht mehr ausreichend um zu befriedigen. Die Heftigkeit, den cynischen Ton, die plumpen Satiren und Albernheiten, die schmählichen Anzüglichkeiten, in denen sich der „Frei-

müthige" ohne Unterschied des Ranges und Standes erging, konnten zwar einige Zeit Aufsehen und Eindruck nicht verfehlen, endlich aber bekam man sie doch satt. Es stand schon schlimm um seine Existenz, als es ihm gelang einen neuen Mitarbeiter zu gewinnen, einen genialen und unterrichteten Kopf, der die wirklichen und fundamentalen Gebrechen des Staats sammt den sie hauptsächlich verschuldenden Persönlichkeiten mit unerbittlicher und gerechtfertigter Strenge enthüllte und ihre Blößen mit ätzender Lauge übergoß.

Dieser Mitarbeiter war Tuvora, damals ein Mann in mittlern Jahren, von auffallender Gestalt, mit bleichem Antlitz und durchdringenden Augen, aber eine scheue Seele, die vor jedem Säbelgeklirr zusammenfuhr, ein weichpfotiger Philister, den die Natur in ihren seltsamen Launen mit giftigen Krallen ausgestattet. Schon vor den Märztagen schrieb er ungünstig über die oesterreichische Regierung — nicht in Blättern und Büchern, den damals miserabel honorirten, und auch sonst nicht öffentlich, da er als Münzbeamter seinen Gehalt nicht einbüßen wollte: er zog es vor sich mit russischen Agenten zu aliiren, und ihnen Berichte und vortreffliche Winke über die offenkundigen Geheimnisse der oesterreichischen Gebrechen zu liefern. Ein eigenthümlicher Zufall brachte dies nach geraumer Zeit zur Kenntniß Metternich's, und vielleicht hätte Tuvora für seine Anekdoten und Schilderungen aus dem Hofleben, die nach Petersburg wanderten, freie Wohnung auf dem Spielberge erhalten, wäre es nicht Rußland gewesen, dem er seine gut bezahlten Gefälligkeiten darbrachte, und dessen Agenten in Oesterreich eben so viel

Macht handhabten als Sedlnitzki, der damalige Polizei-chef. Strafen konnte man ihn also füglich nicht, in die Karten sollte er gleichwol nicht länger bequem schauen, und so versetzte man ihn ein halbes Jahr vor dem Ausbruch der Märzrevolution mit erhöhtem Gehalt nach der Bergstadt Schemnitz in Ungarn.

Mit der Revolution verließ er seinen Posten, in der Hoffnung in Wien bessere Goldfische im Trüben zu angeln, als die von der Regierung spärlich verausgabten Kremnitzer Ducaten. Er, der das Leben nur aus dem Gesichtspunkte des Erwerbes und Genusses betrachtete, speculirte auf nichts Geringeres als das Portefeuille eines Finanzministers, und sah den Canal des „Freimüthigen", der ihn sehr hoch besoldete, als den geeignetsten Weg an diese Höhe zu erklimmen, nachdem er umsonst versucht hatte seine schriftstellerischen Talente und tüchtige Kenntniß oesterreichischer Zustände bei einer ernsten und gewichtigen Zeitung zu verwerthen.

Die Eleganz und Gewandtheit seiner Feder gewannen dem in Rede stehenden Blatte erneutes Interesse, so daß es auf vestern Füßen denn jemals stand. Tuvora's Briefe gegen das reiche Capitel von Kloster-Neuburg und die an den Erzbischof von Wien u. a. riefen eine solche Sensation hervor, daß sich die Zeitung in nie dagewesener Schnelligkeit durch die ganze Monarchie verbreitete und in Bälde bei 60,000 Abonnenten zählte.

Am Tage des Bekanntwerdens der Flucht oder richtiger Entführung des Kaisers Ferdinand nach Insbruck (18. Mai.) hatte sich Tuvora rasch in seine Kleider geworfen, war mit Häfner, dem Redacteur der „Con-

stitution", in die radical gesinnte Vorstadt Gumpendorf gestürmt, und auf den wunderlichen Einfall gerathen dort die Republik zu proclamiren oder wenigstens für deren baldige Einführung zu haranguiren. Dieser kleine Anlauf zur Präsidentschaft bekam ihnen jedoch übel. Bestürzt über die plötzliche Entführung des bei allem Haß gegen die Regierung dennoch geliebten Kaisers hielten die Gumpendorfer die beiden Präsidenten in spe für die Rädelsführer und wollten ihnen die Köpfe abschlagen oder aber sie in jene Höhe befördern, wo man keinen Boden an den Sohlen fühlt: — eine Procedur, die ohne das Herbeieilen einer Nationalgarde-Abtheilung, welche sie verhaftete und an das Criminalgericht ablieferte, zweifelsohne vollzogen worden wäre.

Acht Tage später erhielten sie ihre Freiheit wieder, obgleich die förmliche Niederschlagung des Untersuchungsverfahrens erst später erfolgte. Tuvora aber trug eine solche Lähmung seiner Courage davon, daß er sich an den „Freimüthigen" kaum noch heranwagte und Beiträge lieferte, die ihn mit der demokratischen Partei in völliges Zerwürfniß brachten. Gleichzeitig erneuerte er nun laut eigenen Bekenntnisses eine ältere Bekanntschaft mit dem eben ernannten Minister des Innern, dem Freiherrn von Doblhoff, und bestimmte diesen — freilich als es schon nutzlos war — die „Wiener Abendzeitung" als officiöses Organ zu verwenden um der ultraradicalen Presse energisch entgegenzuarbeiten. Die meisten der nichtchiffrirten Artikel kamen aus seiner Feder.

Die geistlose Schamlosigkeit, welche im „Freimüthigen" bald wieder wucherte, minderte dessen veste Abnehmer in

rapidester Weise, als es dem unermüdlichen Mahler im Anfange des Juli gelang, eine neue frische und gediegene Kraft zu acquiriren, in der Person des Novellisten Isidor Heller, von welchem Moritz Hartmann in einem geistreichen Aufsatze in den „Grenzboten" („Bilder und Studentenleben aus Prag") einst sagte: „Das ist einer der merkwürdigsten Dichter, die je unbekannt geblieben sind; er ist einer jener Geister, die geheimnißvollen Thürmen im Walde gleichen, zu welchen man nicht gelangen kann, weil Schlangen und spukhaftes Gebilde den Wanderer zurückschrecken." Und Karl Beck widmete ihm im fahrenden Poeten fünf Sonette, die mit der Strophe beginnen:

„Wo lullst Du jetzt in namenloser Pein
Die tolle Brust mit tollen Liedern ein?
Du mit der trotzig aufgehobnen Hand,
Und mit der Felsenstirne, mit der bleichen,
Um die sich kraus die schwarze Locke wand,
Ein gottesleugnerisches Fragezeichen."

Heller, dessen Verdienst es ist durch eine Kritik über Adalbert Stiffter in Frankl's Sonntagsblättern die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf diesen damals unbekannten Schriftsteller gelenkt und den ersten Grundstein zu seinem Rufe gelegt zu haben, ist aber wenig bekannt geworden, obgleich bedeutendern Talents als der von ihm auf den Schild Gehobene und von ebenso hoher Begabung als Berthold Auerbach. Eine der Ursachen davon ist ohne Zweifel, daß er zu sehr in sich verwühlt war, hypochondrisch, träumend, und an dem Ehrgeize leidend, nicht ehrgeizig

sein zu wollen. Sein Gemüth charakterisirte er ohne es zu wissen selbst in einer seiner Novellen, wo es heißt: „Wessen Wiege auf einem Kirchhofe stand, dem weint die Trauerweide ewig in die Seele". Geboren 1816 als Jude in einer kleinen Stadt Böhmens und durch äußere Verhältnisse frühzeitig zur Forschung und Skepsis geweckt, fühlte er sich doppelt einsam inmitten einer Gemeinde, von der sein reichbegabter Geist ihn weit weg trug; dazu inmitten einer czechischen Bevölkerung, mit der sein an deutscher Brust gesäugtes Herz, von deutschem Wissen genährter Geist in keinerlei Sympathie stand, war seine früheste Jugend, die Zeit der Fröhlichkeit und Spiele, für ihn der Herkuleskampf in der Wiege mit der Schlangenwucht dumpfer Orthodoxie, neben einem gedankenlosen, kleinbürgerlichen Leben. Er raffte sich endlich auf und bezog in einem Alter von sechszehn Jahren das Gymnasium zu Prag, seine Subsistenz durch Ertheilung von Privatunterricht bestreitend. Von hier ging er in den philosophischen Cursus der Universität über, den er eben in seinem zwanzigsten Jahre vollendet hatte, als ihn die damalige Oede Deutschlands die barocke Idee eingab, sich in den Kampf der Karlisten und Christinos zu stürzen. Großentheils zu Fuß durchwanderte er also Deutschland und kam bis Nancy, um sich daselbst in die Fremdenlegion einreihen zu lassen, die in Bälde nach Spanien abmarschiren sollte. Der Capitain des Recrutement, ein gutmüthiger alter Mann, beschaute lächelnd den kleinen schmächtigen Jüngling mit der gedankenvollen Stirn und den zarten Mädchenhänden, und wies ihn freundlich aber doch entschieden zurück.

Da stand er denn, hundert und zwanzig Meilen von seiner Heimat und ohne einen Groschen in der Tasche, im kalten, nüchternen Sturzbad auf die heiße, thatendurstige Phantasie. Zufälligerweise hatte er Tags zuvor die Frau eines Schenkwirths und Feilenhauers kennen gelernt, die ihn schnell ungewöhnlich lieb gewonnen. An diese wandte sich der junge Romantiker mit der Bitte um Unterkunft bis ihm vom elterlichen Hause Mittel zugeflossen wären. Und zehn Wochen beherbergten die braven Leute, die allerdings in wohlhabenden Verhältnissen standen, den augenblicklich Hilflosen und versahen ihn mit allen erforderlichen Bedürfnissen. Schon wob sich ein zartes Band um sein Herz und das der Tochter des Hauses, augenfällig von den Eltern begünstigt, da fiel ihm eines Tages unter altem Gerümmel ein verstaubtes Buch in die Hände, Schiller's Wallenstein, den ein unglücklicher Offizier der deutschen Invasionsarmee zurückgelassen haben mochte. Er las und las, und je mehr er las, desto gewaltiger ergriffen ihn die süßen Laute des deutschen Dichters, wie der Kuhreigen dem Schweizer, wo er auch sein mag, ihm das tiefste Heimweh erweckend. Auch mochte es ihm klar geworden sein, daß die Natur ihn nicht zum Helden bestimmt hatte, daß nur unglückliche Verwechselung die Heldenrolle seiner Phantasie ihn selbst ausführen lassen wollte.

Er kehrte zurück in's Vaterland, lebte bis zum März 1848 in Leipzig, schrieb verschiedene Novellen in Taschenbücher und Journale, bis die Februarbewegung seine dichterische Thätigkeit unterbrach, wie sie Viele in ihrem Laufe hemmte. Von den Wiener Ereignissen erwartete

er vorläufig keine wirkliche Umbildung des Staats; er ging daher nicht dorthin, sondern folgte einem Rufe nach Pesth als Redacteur der deutschen Zeitung „die Morgenröthe“ (Hondery), in der Meinung, Ungarn habe eine größere Zukunft und er könne von dort aus publicistisch besser auf Oesterreich wirken, wenn hier einmal das Strohfeuer der Freiheit verglommen wäre. Allein er vertheidigte in poetisch aufgefasstem Sinne der Gleichberechtigung die Croaten und Slavonier, worüber Heller sich die Feindschaft der magyarischen Regierung zuzog, den Haß der Bevölkerung und das Zerwürfniß mit dem Eigenthümer der „Morgenröthe“. Jene waren freilich nicht wenig erfreut, mitten in Pesth ein Organ für sich gefunden zu haben. Inzwischen dünkte ihn die Revolution der Metropole des Kaiserstaats consolidirt. Er begab sich also nach den Barrikadentagen vom 26. Mai nach Wien, und ließ sich von Mahler als Mitredacteur seines Blattes engagiren, so sehr dieses Mannes persönlicher Charakter und die Haltung des „Freimüthigen“ seinen reinen und aesthetischen Sinn anwiderten. Er versprach sich jedoch durch diese weitverbreitete Zeitung erfolgsamere Wirksamkeit und seine romantische Eigenthümlichkeit griff gerade nach einem verwerflichen Organe, um es in gesäuberte Wege zu leiten. Ausdrücklich stellte er die Bedingung, daß fortan nichts darin aufgenommen werde, was, ohne der Schärfe und Consequenz der Richtung Abbruch zu thun, gegen Ernst und Würde verstoße.

Der „Freimüthige“ zog dann sofort sein Quartformat aus, verwandelte sich in das größte Folio der Wiener Tagespresse, und der neue Charakter des Blattes

gewann allgemeinen Beifall. Mahler behielt sich für seine krakehlerische Neigung blos die „Eingesandts“ vor, eine Rubrik, welche (nicht fingirt) die heftigsten Klagen und Personalien aus allen Gegenden der Monarchie enthielt, mit mahlerischem Witz und Bramarbasie in eben so ergötzlicher als nach allen Seiten hin verletzender und furchterregender Weise ausgestattet. Dieser Rubrik vornehmlich verdankte der „Freimüthige“ den blutigen Haß und tiefen Groll der Geistlichkeit und Büreaukratie, während die Leitartikel von Heller, zwar scharf, doch nobel und elegant gehalten, Achtung einflößten. So energisch er den Umtrieben der Camarilla entgegen trat, eben so scharf stritt er gegen alles unnütze Krawalliren und die Thorheit der Katzenmusiken, deren in Wien wenigstens zehn bis zwölf täglich stattfanden. Er hatte sogar den Muth, die durch unkluge Regierungsmaßnahmen auf's Aeußerste gereizten Arbeiter in einem glänzenden Artikel vom 23. August von allen Gewaltthätigkeiten und Eigenmächtigkeiten abzumahnen und sie zur Erstickung des eigenen Aufstandes aufzufordern, da die sociale Frage nicht mit den Waffen in der Faust gelöst werden könne und die radicale Hebung des Arbeiterstandes von der Lösung des allgemeinen socialen Problems, jedenfalls von einem gründlichen geistigen Umschwunge der Gesellschaft abhänge. Es verschlug ihm nichts, deshalb von vielen Seiten seinem Namen die Epitheta Renegat und Reactionair angehängt zu sehen.

Eine Wochenbeilage: „Bauernzeitung“ war besonders ein Dorn im Auge des Adels und der Patrimonialbeamten. Sie wurde auf den Dörfern wie eine Bibel ver-

ehrt und ihre Zeilen enthielten gleichsam delphische Orakelsprüche. Hunderte von Landleuten aus der Nähe und Ferne belagerten tagtäglich das Redactionsbüreau um ihre Klagen anzubringen, damit sie im ganzen Reiche ein Echo fänden. Wer hätte hieraus nicht wenigstens einigermaßen den Druck dieser Armen ermessen wollen! Und als der 25jährige Reichstagsabgeordnete Kudlich seinen welthistorischen Antrag behufs Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses durchgesetzt hatte, da bedurfte es nur einer einzigen Aufforderung der „Bauernzeitung", als Dank dem jungen Agitator (am 24. September) einen Fackelzug zu bringen. Aber welch' einen Fackelzug! Hunderte von Bauern aus Nieder-Oesterreich, Deputationen aus Ober-Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Böhmen, der Bukowina, ja sogar von Dalmatien kamen auf den Ruf jener Wochenbeilage nach Wien, und arrangirten einen Festzug, wie ihn kein Auge zuvor gesehen hatte noch vielleicht jemals sehen wird. Im Ganzen nahmen zehntausend Bauern daran Theil; da sich aber die gesammte akademische Legion und die größere Hälfte der Wiener Nationalgarde anschloß, umfasste der Zug über dreißigtausend Personen.

Der October machte dem „Freimüthigen" wie andern Zeitungen ein Ende. Heller hielt bis zur Proclamation des Fürsten Windischgrätz am 25. d. M. bei der Redaction aus. Den traurigen Ausgang der Revolution, die Nichtigkeit so vieler überschwänglichen Hoffnungen, die Verkehrtheit der meisten Maßregeln von Oben und Unten, Messenhauser's lächerlichen Bombast, mit welchem offene Feinde und geheime Contrerevolutionaire niedergeschmettert werden

sollten, die Rath- und Thatlosigkeit des vom Reichstage ernannten Sicherheitsausschusses, seine Muthlosigkeit sich, wie man verlangte, zum Revolutionstribunal zu erheben, den Wahn einen Aufstand in das Bett der Legalität dämmen und auf parlamentarischem Wege ausfechten zu können — Alles das hatte Heller in einem brillanten und Sensation erregenden Aufsatze vom 18. October voraus verkündet und nachgewiesen, und es gehörte durchaus die naive Unwissenheit, die politische Extase und fabelhafte Gutmuhmigkeit der Wiener dazu, es so ganz zu überhören oder in den Wind zu schlagen.

Nach dem Einmarsche der Armee des Fürsten Windischgrätz wurden übrigens sogar die Abonnementslisten des „Freimüthigen" mit Beschlag belegt, und Mancher ist blos deshalb in's Gefängniß gewandert oder um Amt und Einkünfte gekommen, weil sich sein Name dort vorfand.

Mahler entfloh am 31. October Abends, wo die Linien noch unbesetzt, in leicht bewerkstelligter Verkleidung. Namentlich durch das offene Tragen seines natürlichen rothen Haares unkenntlich gemacht, das er bis dahin aus Eitelkeit unter einer schwarzen Perücke verdeckt gehalten, gelangte er unbehelligt nach Frankreich. Was dann weiter aus ihm geworden, vermag ich nicht zu sagen, entbehrt wol auch des Interesses.

Heller verweilte bis Ende November in Wien und zeigte sich an allen öffentlichen Orten. Dies Räthsel beruhte darin, daß er keinen einzigen persönlichen Feind hatte, und bei keinem Club Mitglied gewesen. Das Knallen der Büchsen im Stadtgraben und die Verfolgungs-

wuth machten aber auch ihm endlich Entfernung rathsam. Um einen Begriff von dem damaligen Denuncianten-wesen zu erhalten, genügt die authentische Angabe, daß an einem einzigen Tage 2,400 Personen bei dem Kriegs-gericht angegeben wurden. Der persönliche Rachedurst war jählings ein unermeßlicher geworden. Der Beste und Letzte des „Freimüthigen" ging zunächst nach Dresden, dann nach Hamburg und Berlin, von wo aus er, total zerfallen mit sich und der Außenwelt, politische Artikel für die deutsche Zeitung in Prag, die Norddeutsche freie Presse und in Kolatschtk's deutsche Monatsschrift die viel-bewunderten Monatscorrespondenzen lieferte. Im Früh-jahre 1851 sehen wir ihn als Correspondenten in Schles-wig-Holstein, doch habe ich von da ab den Gang seines Geschickes nicht mehr verfolgt. Es sollte mich wundern, wenn dieser bedeutende Mensch noch zur Bedeutung ge-langt wäre.

Tuvora entfloh bereits am 6. October nach Gratz, und zwar aus Angst vor den Folgen seiner Betheiligung an der ministeriellen Presse. Als er indeß das Heran-rücken des Windischgrätz erfuhr, suchte er sich eiligst von seinen demokratischen Sünden rein zu waschen, indem er ein furioses Pasquill gegen die Revolution schleuderte und seine Betheiligung an der radicalen Presse desavouirte. Ein Gerücht ließ ihn auch im Lager des Fürsten als De-nuncianten erscheinen. Später tauchte er in Prag als Redacteur der allgemeinen constitutionellen Zeitung auf, doch hatte man ihn im Verdacht, daß er nicht sowol politische Artikel schreibe als die slavische Bewegung auf Staatskosten überwachen müsse, da er als Slave Sprache,

Personen und Verhältnisse kannte. Dieser Verdacht gewann um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als er wenige Monate später in Wien eine ministerielle lithographirte Correspondenz herausgab. Daß er in gänzlich zerrütteten Vermögensumständen und belastet von unehrenhaften, der Criminaljustiz heimfallenden Handlungen seine Frau, drei Kinder und sich selber vergiftete, lebt in noch frischem Gedächtniß.

Außer dem „Freimüthigen" war, wie schon bemerkt, die „Constitution" von Leopold Häfner die einflußreichste Zeitung, ebenfalls eine Frucht der Märztage. Unternommen mit etlichen Kreuzern und großem Credite, der damals in Wien leicht erworben werden konnte, schwang sie sich aus unscheinbaren Anfängen zu einer verderblichen Macht empor. Die Zahl ihrer meist auf Wien begrenzten Abonnenten betrug fünf bis sechs tausend, wozu sich ein Straßenverkauf von durchschnittlich täglich zehntausend Exemplaren gesellte, der sich jedoch an Tagen wie der 21—23. August, der 13. September, oder wenn zum unaussprechlich sanscülottischem Behagen der niedrigsten Volksschichten rund heraus gefordert wurde, daß alle Fürsten, der König von Preußen an der Spitze, an den Galgen geschlagen werden müssten, bis auf 25,000 belief. In der That war die „Constitution" das permanente Geprassel der Guillotine, ihre Zeilen trieften von Menschenblut, ihre Logik war die des Schwerts, ihre Sprache die des rohen Pöbels, ihr Mittel die Revolution, ihr Ziel Revolution. Häfner selber schrieb nur wenig, denn er verstand wenig. Er besaß einiges Talent, viel Unternehmungsgeist, aber nicht das mindeste positive

Wissen. Er hatte alles von Marat, nur nicht dessen profunden und sprühenden Geist. Klein wie Marat, bucklig wie Marat, ein widerliches Organ wie Marat, blutdürstig wie Marat, hochmüthig wie Marat, persönlich feige wie Marat, ekelhaft sinnlich und den Lustdirnen ergeben wie Marat — so war der von oberflächlicher Lectüre aufgebügelte ehemalige Hutmachergeselle Häfner. Keiner seiner Mitarbeiter glich ihm, Hauk, während der Octoberrevolution Chef des Wiener Generalstabs, dann flüchtig, theilte blos seinen Blutdurst, war aber sonst ein Held, gewandt, unerschrocken, tapfer. Die Magyaren betrauerten ihn als einen ihrer standrechtlich gemordeten Führer.

Die übrigen Haupt-Mitarbeiter der „Constitution" waren Niederhuber, ehemals Artillerie-Unteroffizier der kaiserlichen Armee, und als solcher auch an seinem Stile erkenntlich, im October Bem's General-Adjutant, ein wilder, unglaublich waghalsiger Fanatiker; der Student Gritzner, Sohn des bekanntern Frankfurter Deputirten, ein melancholisch ultrademokratischer Phantast; Hrzka, Doctor der Medicin, der Verfasser der beziehendlich gediegensten und mäßigsten Artikel dieses Blattes, wie denn sein ganzer Charakter ihm mit Recht die Achtung und Liebe der akademischen Jugend Wiens eintrug; Dr. Rust, ein grober, polternder Terrorist, der durch tief verletzende Persönlichkeiten ein besonderes Renomée erwarb; endlich die Literaten Wintersberg und König, welche Jeden einen todeswürdigen „Philosophisten" und „Humanitätssüchtler" schalten, der sich gegen die von ihnen mit allen Mitteln erstrebte, für Oesterreich gerade-

zu blödsinnige republikanische Staatsform erklärte. Einigen kleinen Aufsätzen von Sander — einem Jüngling von zwanzig und etlichen Jahren, Vorsitzendem des „Arbeitervereins“, dessen Zweck geistige Selbstbildung war wie Erringung gleicher Rechte mit den übrigen Staatsbürgern, und dessen Versammlungen sich vornehmlich durch Ruhe und Anstand auszeichneten — gebührt wenigstens das Lob fließender und klarer Schreibart, obschon nicht des reifsten Verstandes.

Die gerechteste Schmach, welche Häfner treffen konnte, war die Ermittelung seiner Flucht schon in der Mitte des Octobers. Sie mißglückte aber; das Militair griff ihn auf und transportirte ihn nach dem Spielberg, wo er die Ehre hatte die Zelle Silvio Pellico's zu bewohnen. Doch nach einem Vierteljahre setzte ihn der Commandant der Vestung mit den Worten in Freiheit: „Der Kerl ist wahrlich nicht Pulver und Blei werth, er mag sich selbst eine Kugel durch den Kopf jagen“. Auch in Wien hielt das Kriegsgericht verachtungsvoll seinen rächenden Arm von der aus Koth und Blut fabricirten „Constitution“ und ihren Theilhabern zurück. Hauk und Gritzner sind lediglich wegen bewaffneten Widerstandes gegen die kaiserliche Armee verfolgt worden. Sehr zahm begegnete mir Häfner einige Monate später in Dresden. Ich hörte, daß er sich bald darauf nach Paris begeben. Möge ihn Frankreich behalten haben!

Zu Denen, welche vor dem März alles Mögliche, nur keine Staatskundige waren, nun jedoch auf einmal die politische Einsicht scheffelweise consumirt zu haben schienen, um sie löffelweise dem Volke, der gewöhnlichen

Menge, als Delicatesse zu produciren, gehörte auch der Gründer und Redacteur des „Radikalen", Dr. A. J. Becher. Früher vorzugsweise mit Musik beschäftigt, fanden seine Compositionen zwar gar keinen Anklang, doch erwarb er sich als Kunstkritiker einen fast europäischen Ruf. Aus dieser göttlichen Sphäre warf ihn die Revolution heraus und in die klobige Druckschwärze des „Radikalen" hinein, zum nicht geringen Befremden Derer, welche sich erinnerten, wie beharrlich er Karl X. von Frankreich und Don Carlos allenthalben und immerwährend vertheidigt hatte. Eine so plötzliche Häutung des heftigsten Absolutisten zum ausgeartetsten Demokraten entschuldigt den nachmals öffentlich ausgesprochenen Verdacht seiner Erkaufung mit ungarischem Gelde, woran um so leichter geglaubt wurde, als die Bezahlung seiner ziemlich bedeutenden Schulden mit dem Vorrücken des Banus Jellachich gegen Ungarn zusammentraf. Ich hingegen bin noch heute der Ansicht, daß er, frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, wie ich ihn kennen gelernt, sich ohne allen persönlichen Vortheil dem Magyarismus und deutschthümelnden Radicalismus geopfert habe. Uebrigens schrieb er selber nur wenig für seine Zeitung, und daran that er wohl; denn was er schrieb steckte tief in der primitiven Anschauung eines politischen Mysticismus, der sich durch rohe, cyklopenhafte Ausdrucksweise um so widerwärtiger machte. Wie sehr ihm an der sogenannten Gesinnung gelegen, wie wenig er anfänglich eine reelle publicistische Befähigung zu würdigen wusste, dafür könnten mancherlei Belege gegeben werden. Die Existenz des Blattes zwang ihn aber bald andere Mitarbeiter zu

suchen, als er im Beginn herangezogen, und bei der Wahl derselben noch nach etwas Anderem zu fragen als nach dem vagen Begriffe Gesinnung. Dann noch verschmolzen mit dem langweiligen „Reichstagsblatt“ des Dr. Löw, eines ungarischen Juden und ehemaligen Redacteurs der ebenfalls eingegangenen liberalen „österreichisch-deutschen Zeitung“, brachte es der „Radikale“ auf zwölfhundert Abonnenten, und eben so viel Exemplare mochten in den bewegtesten Tagen durch Einzelverkauf abgesetzt werden. Seit dem August war er das Organ des „demokratischen Clubs“, während des Octobers das Organ Robert Blum's.

Der „Radikale“ scheute sich nicht, alle Consequenzen bis zur äußersten Grenze des nicht nur factisch sondern auch logisch Möglichen zu ziehen, und die Frische der Darstellung, das Dreischneidige und Markige der Sprache vieler Artikel führten ihm auch solche Leser zu, die weder mit der verfochtenen Politik einverstanden, noch überhaupt von dem etwas verstanden, was sie lasen. Und hierin lag das der Verbreitung und dem Einflusse des Blattes hinderliche Moment: seine Leitartikel, namentlich die Jellinek's, verlangten ein philosophisch durchbildetes Publicum, wie es Wien nur zum allerkleinsten Theile besaß, und ein Behagen am Analysiren und Theoretisiren, das die Unruhe der Zeit nicht Vielen verstattete.

Jellinek bekleidete unter den Wiener Jornalisten einen hohen Rang. Allerdings hatte er viel studirt, Viel und Vielerlei getrieben, und besaß mehr Talent als die meisten seiner Collegen. Nichtsdestoweniger war er einer der unklarsten und verworrensten Doctrinaire, welche jemals

versucht haben der Volksfreiheit Weisheitszähne einzusetzen. Er war im Grunde Alles und Nichts: kein Republikaner, kein Freiheitsapostel, kein Socialist, aber doch mit einer orakelhaften Keckheit, wie sie blos dem Judenthum eigen, auf Seiten dieser, um von hier aus seine schroffe Opposition gegen das Bestehende geltend zu machen. Sein Wissen und Können galt der Bekämpfung der Dinge um ihn her, gleichviel wie sie bestanden. In der socialdemokratischen Republik, inmitten der vom „Radikalen" begehrten Zustände würde er wiederum das Prinzip der Verneinung aufgepflanzt und gepflegt haben. Er predigte das nothwendige Zerfallen Oesterreichs in homogene Bestandtheile, er hätte die Monarchie lieber heute als morgen zerreißen mögen; wäre es ihm jedoch beschieden gewesen den Beginn dieses Auflösungsprozesses zu erleben, würde er flugs in den Reihen der enrangirtesten Unionisten und Centralisten perorirt haben. Sein ganzes Wollen fiel in den Satz zusammen: Negation gegen Alles. Mit solchem Mörtel aber baut man sich keine beneidenswerthe Zukunft, und in aufgeregten Zeiten gehen dergleichen Individualitäten selten einem natürlichen Ende entgegen. Es gehörte keine große Divinationskraft dazu, ihm, wie Heller that, im September den Tod zu weissagen, den er im November erlitt.

Man muß es Windischgrätz lassen, daß er seine Opfer nicht mit blinder, brutaler Blutgier auserlesen: jede standrechtliche Hinrichtung war eine principielle Demonstration. Jellinek und Becher fielen für die Wiener ultrademokratische Presse. Es ist wahr, Beide haben damit eine Bedeutung weit über Gebühr erlangt;

aber wo sie so theuer erkauft worden, da darf man nicht mehr mäkeln und rechten.

Der literarisch achtungswertheste Mitarbeiter des „Radikalen“ war unbestritten der Freiherr Dr. von Stifft jun. Wir kommen auf ihn alsbald zurück.

Einer der seichtesten Novellisten, Sigmund Kolisch, Jude von Geburt, Republikaner von Gesinnung, aber unwissend und politisch tactlos und geschwätzig, verfasste mit unglaublicher Naivetät die Raisonnements über die Reichstagsverhandlungen. Jellinek bot Alles auf ihn auszumerzen, seine Bemühungen scheiterten jedoch an Becher's maßgebender Vorliebe für die „Gesinnung“.

Noch weit unbedeutender war ein gewißer A. Grün, ein Mensch ohne Geist, ohne Witz, ohne Wissen, der unter dem Titel: „Geschichte der Wiener October-Revolution“ eine Sammlung Placate veröffentlicht hat und bei dem „Radikalen“ sich im Erdgeschoß herumtummelte, das will sagen, im oesterreichischen Deutsch die langweiligsten, fadesten, mit grammatikalischen Schnitzern reich ausstaffirten Artikel fertigte. Man sagte uns, er heiße eigentlich Grüner und nenne sich Grün deshalb, weil Anastasius Grün diesem Namen Celebrität verschafft; ob indeß Grün oder Grüner, grün waren seine Expectorationen, wie sie kaum grüner sein konnten.

Ein ebensolches Wrack literarischer Tauglichkeit, Namens Basch, der nachmals eine Zeit lang die „ostdeutsche Post“ von Berlin aus versorgte, riskirte gleichfalls im „Radikalen“ bisweilen einen kleinen Losbruch seines Gedankennichts. Allein ein Herr Reinisch überbot letztern in ungewaschenem und ungekämmtem Stil.

Endlich ward auch der bekannte Volks-Agitator Dr. med. Carl Tausenau aus Prag, die blendenste Erscheinung der Wiener Revolution, schon äußerlich auffallend durch seine frappante Aehnlichkeit mit dem ersten Napoleon, obgleich seine Physiognomie die jüdische Abstammung nicht verleugnete, zu den Mitarbeitern des „Radikalen" gezählt. Nach glaubwürdigen Ermittelungen schrieb er aber nur drei Artikel für dieses Blatt, welche das Ministerium einer heftigen und maßlos groben Kritik unterzogen. Weder sprechen noch schreiben konnte er ohne gleichsam den Ocean an den Himmel zu peitschen und die erschrecklichsten Felsenmassen mit Donnergepolter durch Höhen und Tiefen sausen und brausen zu lassen. Ob eine Welt zu vernichten oder eine Mücke zu tödten, immer der Anlauf, die Handhabe und Wucht eines Polyphem. Ich will nicht behaupten, daß seine Wirksamkeit in der Presse gering anzuschlagen gewesen, doch seine Haupterfolge erntete er als Redner, auf der Straße, in den Clubs und improvisirten Volksversammlungen. Hier war er der leitende Gedanke, der Herrscher, der Abgott. Uebrigens salvirte er sich schon am 12. oder 13. October. Sind wir recht unterrichtet, lebt er, ein hoher Fünfziger, gegenwärtig in Richmond von der Ausbeute seiner eminenten Sprachkenntnisse.

Entfernt lagen dem „Radikalen" nationalökonomische und socialistische Theorien und Belehrungen. Diesen Rechnung zu tragen, fand sich Sigmund Engländer veranlasst im August die „Reform, politisch-sociales Tageblatt" herauszugeben, deren Spalten vorzugsweise durch ihn selber, den Freiherrn von Stifft jun. und

einem Herrn Ernst Rose gefüllt wurden. Engländer, dermalen im Exil zu Paris, erfreute sich in Wien eines sehr geachteten und beliebten Namens, und war einer der wenigen eingebornen Schriftsteller, die mit entschiedenem Talent, tüchtiger allgemeiner Bildung und scharfem Auffassungsvermögen reelle Studien verknüpften. Die „Reform" erlangte indeß kaum vierhundert Abnehmer. Wien bot einen zu winzigen Kreis für das Verständniß der hier gebotenen Dinge, sodann blieb das Blatt hinter dem vortrefflich entworfenen Programm zurück, namentlich in Bezug auf die verheißene Vielfachheit des Stoffs, und drittens verwendete der Unternehmer Raffelsperger, bekannt durch die Leistungen seines typographischen Instituts, allzudürftige Mittel darauf. Engländer trat sehr bald von der Redaction zurück und an seine Stelle ein bis dahin unbekanntes und total unfähiges Subject, das dieses Journal natürlich schleunigst zu Grabe trug.

Mehr Beachtung, als sie vornehmlich außerhalb der Residenz erworben, verdiente die von dem ehemaligen Minister Ernst von Schwarzer gegründete „Allgemeine österreichische Zeitung". Herr von Schwarzer (der in völliger Spurlosigkeit zu seinen Vätern heimgegangen), hatte ein amerikanisch-buntes Leben geführt, war nacheinander Bombardier, Associé einer Wiener Kipfelbäckerei in Paris, Bierbrauer, Bauunternehmer, englischer Reisender, zuletzt Mitredacteur des Triester „Lloyd" gewesen, als er im März 1848 Wien zur Stätte seiner industriösen Spähungen wählte und Herrn von Pilat den

„oesterreichischen Beobachter" abkaufte, um ihn nach seinen Anschlägen erscheinen zu lassen.

Anfänglich streckte das Journal so zu sagen seine Fühlhörner heraus und offenbarte folglich die mannigfachsten Schwankungen; bald schien es Ficquelmont's Politik anzuerkennen, bald stand es mehr oder weniger entschieden auf den Füßen des fortschrittlichen Radicalismus, bis es nach dem 15. Mai sich unumwunden für die Demokratie erklärte. Weil es indessen jedwede Persönlichkeit und Trivialität vermied, mehr diplomatisch als philosophisch, mehr praktisch als theoretisirend sich verhielt, in der Sprache ernst, anständig, würdig, in der Mittheilung von Nachrichten ausführlich war, erwarb es sich schnell drei bis viertausend Abonnenten und Beliebtheit in sehr verschiedenen Kreisen.

Herr von Schwarzer freilich konnte nicht als Publicist glänzen. Er besaß viel Geschick eine Sache einzufädeln und die geeigneten Personen zur Durchführung ausfindig zu machen, er war ganz der Mann des richtigen Instincts, aber er hatte nichts gelernt, es fehlte ihm jedwede wissenschaftliche Qualification wie auch jede Sittlichkeit des Wollens und der Gesinnung. Nach sehr beschämenden Geständnissen rühren von ihm höchstens zwei bis drei sehr stümperhafte Aufsätze her; im Uebrigen beschäftigte er sich mit der Nachlese interessanter politischer Thatsachen und pikanter Localnachrichten. Es ist bewiesen worden, daß mehrere Druckschriften, die theils seine Chiffre, theils seinen Namen tragen, ihn nicht zum Verfasser haben, daß er sich mit erkauften fremden Federn schmückte. In so unendlicher Unerfahrenheit

und Kindlichkeit aber lebte Wien in politischen Angelegenheiten, daß man ihn ungeachtet seiner vollendeten Nullität und des ihm vorangehenden höchst zweideutigen Renommées für eine brauchbare staatsmännische Capacität hielt. Die Vorstadt Gumpendorf wählte ihn zum Reichstagsabgeordneten, Freiherr von Doblhoff beförderte ihn sogar, um den Literatenthum und der Tagespresse ein Compliment zu machen und sich nebenbei die Unterstützung der „allgemeinen oesterreichschen Zeitung“ zu erwerben, zum Minister der öffentlichen Arbeiten. Von jeher gewohnt seinen materiellen Gewinn im Auge zu behalten und daher selbstverständlich mit der Kunst berechnender Zweiachselei vertraut, wollte er nun der Regierung, in welcher er Sitz und Stimme erhalten, nützlich sein, andererseits aber auch den Ruf der Unabhängigkeit seiner Zeitung wahren. Er griff also nach einem moyen terme, nämlich er übertrug die verantwortliche Redaction seinem Schwager, dem bekannten Statistiker Otto Hübner, ertheilte ihm vor der Welt plein pouvoir, und übte gleichwol heimlich eine gewisse Censur darüber aus.

Das neu geschaffene Ministerium der öffentlichen Arbeiten konnte in gewissem Betracht ein Ministerium des öffentlichen Müßiggangs genannt werden, indem Schaaren von Arbeitern auf Staatskosten der Faulheit fröhnten. Nichts lag näher, als einem reichen und schlechtverdienten Tagelohn die Accordarbeit zu substituiren und hinfolglich den von den Studenten großgezogenen anarchischen Uebermuth der Proletarier allmälig zu dämpfen. Aber in dem Chaos aller Verhältnisse, das

in Oesterreich seit den Märztagen eingerissen, war der Regierung zwar nicht der Muth, doch die Kraft zur Durchführung von Maßregeln abhanden gekommen, welche der Billigung der Volkssprecher, insbesondere der Aula entbehrten. Bis nach den Blutbädern des Octobers besaß beinahe jeder einzelne Student mehr Macht als der höchste Staatsbeamte. Als die Arbeiter aufgewiegelt zum Aufstand griffen (21.—23. August), konnte Schwarzer wol einen Theil der Nationalgarde auf sie feuern lassen, allein man konnte die Demonstration des feierlichen Leichenbegängnisses der Gefallenen nicht verhindern, und Doblhoff vermochte ihn nicht vor dem Unmaße der Verfolgung durch die Presse zu schützen. Selbst ein Mann von so gußeiserner Gleichgiltigkeit gegen journalistische Verunglimpfung sah sich genöthigt am 19. September aus dem Ministerium zu scheiden.

Am Aergsten hatte namentlich Jellinek, die ursprünglichste Stütze seines Blattes gegen ihn gewüthet. Er riß sich im August ganz von ihm los, weil das Arbeiter-Massacre ihm auf's flagranteste gezeigt habe, daß er allen berechtigten Erwartungen Hohn spreche. „Schwarzer's Aufgabe", äußerte er einmal, „war, die Heiligkeit des Eigenthums zu untergraben und die Poesie des Diebstahls, den vernunftmäßigen, anarchischen Gegenstoß gegen jene zu Ehren zu bringen; allein der Schwachkopf wollte ein bourgeois und honnête homme sein." Auch Stifft, sein vorzüglichster Mitarbeiter, kehrte ihm nun den Rücken, da er die Selbstverleugnung nicht so weit treiben wollte, sich von ihm in seiner eigenen Zeitung demüthigen zu lassen.

Freiherr Andreas von Stifft, der sich darauf nebst Jellinek ganz und gar dem „Radikalen“ anschloß, war unter den Journalisten Wiens eine der merkwürdigsten Erscheinungen. Seinen Lebenslauf hatten die Jahre, wenn ich nicht irre, zwei und dreißig mal gemessen, allein er schien weit jünger; seine Physiognomie konnte kaum ausdrucksloser sein, aber sie hätte jeden Gesichtsforscher getäuscht, der daraus einen Rückschluß auf geistige Begabung gezogen; er war der Sohn des bekannten ungemein reichen Banquiers und späteren Unterstaatssecretairs im Finanzministerium, und er ging dennoch stets dürftig, nachlässig, ja armselig gekleidet einher. Vor dem Ausbruche der Märzrevolution hielt man den Auscultanten des niederoesterreichischen Landrechts und Doctor beider Rechte wegen seines stillen, zurückgezogenen, scheuen Wesens für einen Simplex, unfähig zu einer Rathsstelle, und begriff nicht, daß alle seine schriftlichen Ausarbeitungen den strengsten Anforderungen entsprachen. Seine eigenen Vorgesetzten schüttelten über ihn die Köpfe. Daß er täglich die Kirche besuchte, stundenlang knieend im Stephansdome gesehen wurde, sich viel um geistliche Bekanntschaften bewarb, genügte vollends ihm das Stigma eines überspannten, beschränkten und lächerlichen Menschen anzuheften. Uebrigens beruhte die so offenbare Frömmigkeit nicht auf Calcul und bloßem Schein, und sein Privatleben hätte kein noch so heimlicher Sittenrichter anzutasten vermocht. Dies hinderte freilich nicht, daß er zuletzt mit seinem Vater in offenbare und dauernde Feindschaft gerieth; als einmal ein Bauernproceß gegen denselben entschieden ward, soll er seine Freude darüber rückhaltlos

ausgesprochen haben. Als Ursache bezeichnete man die Liebe zu einem Mädchen, das zwar brav und gebildet doch wegen seiner Armuth und niedrigen Herkunft keine Gnade vor des Vaters Augen gefunden, ja daß dieser so weit gegangen wäre es durch die Polizei beunruhigen und behufs Zerstörung des Verhältnisses des Sohnes Schritte überwachen zu lassen.

Der politische Umsturz des März zeigte plötzlich, wie sehr sich die Meisten in ihm geirrt. Der Erste, den Schwarzer auf seine Seite zog, lieferte er fast täglich zwei leitende Artikel, das Gediegenste was von den Wienern je gelesen worden und der Hebel zu dem raschen Aufschwunge der „allgemeinen oesterreichischen Zeitung“. Bald darauf trat er auch als Volksredner auf. Sein Vortrag, früher stotternd, unbeholfen, schläfrig, war nun wie von einem Zauber erlöst, belebt, fließend, sogar hinreißend und überzeugend. Zwar der staunenswerthe, die Massen gewaltig packende Bilderreichthum eines Tausenau stand ihm nicht zu Gebote, aber er überragte ihn an Tiefe und Innerlichkeit. Sein Streben beseelte vor Allem die Lage der arbeitenden Klassen. Marx, der sich kurze Zeit in Wien aufhielt, erklärte ihn für einen der größten Redner, scharfen Denker und bedeutendsten Socialisten in Deutschland. Sicherlich hatte die Liebe, wenn nicht den meisten, so doch keinen geringen Theil an seinem Eifer, denn das Herz, das sich zu dem seinigen gefunden, gehörte denen an, für welche er sich begeisterte. Aber zum äußerlichen Anschluß an die demokratische Partei bewog ihn nichts, er verschmähte das Treiben ihrer Clubs, was ihm, wie zu erwarten, von mancher Seite her übel angerechnet

wurde. Keine Partei hat so ihre Besten verketzert, so zum eigenen Schaden in ihren eigenen Eingeweiden gewühlt, als die prononcirt demokratische. Und so treibt sie es noch.

Nach dem October kam Stifft zu der Einsicht, daß ein gesunder socialer und politischer Neubau nicht im Sprunge erreicht werden, sondern nur das Resultat saurer und allmäliger Arbeit auf dem Fundamente geistigen Umschwunges sein könne. Dafür zeichneten ihn die Fanatiker und Romantiker der Demokratie als Feigling und Ueberläufer. Vor kriegsgerichtlicher Buße für die Vergangenheit sicherten ihn hauptsächlich wol Verdienst und Einfluß seiner Familie.

Die „allgemeine oesterreichische Zeitung" schuf der Belagerungszustand zum „Wanderer" um.

Auch ein Herr Chaises, ein polnischer Jude, der sich aber abwechselnd Chaisés und Chassé schrieb und nannte, veröffentlichte auf wenige Wochen ein ultrademokratisches Blatt, dessen Titel mir jedoch entfallen. Er war ein Mann von dreißig und etlichen Jahren, kleinem gedrungenen, wohlbeleibten Körperbau mit schwarzem Haar und dichtem Schnurrbart über den häßlich verzogenen Mund. Den widerlichen, unheimelnden Blick seiner kleinen unsteten Augen milderte eine Brille. Er ließ sich Doctor der Medicin tituliren, wollte in Pesth graduirt sein, hatte sich aber in Wahrheit nicht über den Stand eines Barbiergehilfen gebracht. Bei einiger Bekanntschaft konnte man ihm leicht abnehmen, daß er in den verschiedensten Lagen des Lebens umhergeworfen. Doch um gerecht zu sein, so muß zugestanden werden, daß es ihm keineswegs an

14*

Talent, Belesenheit und einem gewissen politischen Fond gebrach. Wann und wie er nach dem ostdeutschen Paris gelangt wusste Niemand. Genug, schon am 13. und namentlich am 14. März hatte man ihn an den Straßenecken und in Volkshaufen unter erschrecklicher Erregtheit heftige Reden donnern und auffordern gehört, für Preßfreiheit und Constitution Alles zu wagen, nöthigenfalls auch, und zwar je eher desto besser, die Kaiserburg zu stürmen. Wo irgend sich mehrere Menschen zusammenfanden, befand sich Chaises, ein wahrer Ueberall und Unausweichlicher. Wenn er mit seiner heisern Stimme schrie und kreischte arbeitete er mit Händen und Füßen. Er dünkte anfangs Allen halbverrückt, denn stundenlang schwadronirte er das krauseste Zeug untereinander, obgleich mit geläufigster Zungenfertigkeit, mit einem, wo in Wien noch Niemand an extemporirte Rede gewöhnt, in Erstaunen setzenden Schwall von Gleichnissen und Floskeln. Jeder, der das Wort ergriff, wurde von ihm unterbrochen, denn er konnte nicht einen Augenblick ruhen. Immer und immer wieder wollte er lediglich seine Gedanken und Forderungen geltend machen.

Am 20. März gründeten er und der berüchtigte Revolutionsreisende Schütte den „Verein der Volksfreunde“, aber die wahnwitzige Maßlosigkeit in den Reden des ersteren bewirkten dessen Ausstoßung, worauf er mit seinen Anhängern in der Vorstadt Weißgerbern im Gasthause zu den fünf Lerchen einen neuen Club bildete, der schwach besucht und ohne alle Einwirkung auf die öffentlichen Zustände im Juni einging. Diese kurzlebige Schöpfung hieß „alter Verein der Volksfreunde“, wogegen jene als „neuer

Verein der Volksfreunde" unter Tausenau's consequenter Leitung fortbestand. Hatte Chaises nicht im Mindesten die Fähigkeit Gebildete zu fesseln, so verstand er es doch sich Verehrer unter den Fabrikarbeitern zu erwerben. Da sich eine Anzahl solcher um ihn sammelte, stiftete er gegen Ende Juli mit ihnen in der Vorstadt Wieden einen neuen Club, den „liberalen Verein", der bald zu 800 Mitgliedern anschwoll. Hier war nun das eigentliche Feld seines Wirkens. Die von ihm in der Organisirung der Arbeiter entwickelte Thätigkeit stieg in's Fabelhafte, und er half ihnen dadurch zu einer wirklichen Macht. Alle neu eintretenden Mitglieder umgab er vor ihrer förmlichen Aufnahme mehrere Tage lang von früh bis Abends; er hielt ihnen ordentliche Vorlesungen über das Wesen der Demokratie. Dafür umwob sie auch eine Einheit sonder gleichen. Einer hegte des Andern Ansichten. Den Vorsitzenden selbst respectirten sie als ihren unfehlbaren Herrn und Meister; unbedingte Gewalt übte er über sie, und alle wie ihn selber erfüllte gleiche Berserkerwuth gegen die Monarchie, das Beamtenthum, den Adel, den Clerus und die constitutionelle Bürgerschaft. Den Glauben an etwas Anderes als die Zuverlässigkeit seiner Aussprüche riß er der kraftvollen, entschlossenen Garde mit Stumpf und Stiel aus der Brust. Ihr Streben richtete sich auf eine „reine demokratische Republik", doch sprachen sie dies nur unter sich aus. Bald durfte dieser Club als der Repräsentant der Gesinnungen sämmtlicher Fabrikarbeiter angesehen werden. Tausenau erkannte auch sofort dessen Wichtigkeit, söhnte sich mit Chaises aus und stellte die Verbindung mit dem zum „demokratischen Club" umgewandelten „neuen Verein

der Volksfreunde“ her. Als er dann in der allgemein getheilten Voraussicht eines neuen Kampfes im September ein geheimes „Central-Comité der radicalen Vereine“ mit dem Sitz im Gasthaus zur Ente aus zwölf Personen constituirte, musste er nothwendig Chaises darin aufnehmen, so wenig persönliches Zutrauen er immerhin genoß. Bei Ausbruch der Octoberrevolution usurpirte sich Herr Chaises zum Oberst des „democratischen Freicorps’“, das er mittelst Werbungen auf Handgeld errichtete. Und man muß es ihm lassen, auf allen gefährlichen Punkten hat er stets zuerst — die Flucht ergriffen.

Als ich am 15. November von Wien nach Breslau reiste, theilte ein Orientale meinen Sitz, den ich nach einiger Betrachtung als den bezeichneten Helden erkannte. Ihm folgte außer dem Steckbriefe der Militair-Untersuchungscommission die Bezichtigung des Diebstahls, der Unterschlagung anvertrauter Gelder und anderer communistischer Verübungen. Er soll dann in einer kleinen deutschen Stadt von den Früchten seiner Agitationen friedlich und gemächlich gezehrt haben. Leider war er nicht der einzige der hervorragenden Auswürflinge, die eine Welt in Flammen setzten, um ihre Cigarre daran anzuzünden.

Den an sich völlig werthlosen, schülerhaft geschriebenen, excentrischen „Studentencourier“ von Adolf Buchheim und Oscar Falke erwähne ich als charakteristischen Gradmesser der politischen Befähigung gewisser angebeteter Wortführer der niedrigsten Bevölkerungsschichten — denn nur dort wurden seine Botschaften heißhungrig verschlungen, nicht unter der akademischen Jugend —, und weil dieses

Ephemeron letale den ersten öffentlichen Preßproceß in Oesterreich veranlasste, dessen Verlauf schlagend bewies, wie so entfernt das Volk im engern Sinne von rechter Würdigung freisinniger Institutionen war.

Der Buchhändler Lechner und der Schriftsteller Bernhard Friedemann riefen die Kreuzer-Zeitungen in's Leben. Sie begründeten das „Gerad aus", ein constitutionell-demokratisches, vor der Unsauberkeit so vieler Ackerknechte des publicistischen Feldes sorglich gehütetes, spottwohlfeiles Blatt, welches sich eines so ungemeinen Anklanges erfreute, daß der durchschnittliche Straßenverkauf an zwanzigtausend Exemplare betrug. Eine Flut von Nachahmungen folgte. Die Journalistik verließ den gänzlich darniederliegenden Buchhandel und setzte sich auf die Gasse, die Künste der Colportage in's Unendliche anfeuernd. Eine der besten Nachahmungen war die „Nationalzeitung" von H. Ehrlich. Allein Beider Anstrengungen für Urbarmachung der politischen Freiheit erlagen unter einem Strome sumpfiger, den Volksgeist verpestender Umsturzblätter, von denen viele heute erschienen morgen vielleicht schon verschwanden, immer aber verderblich nachwirkten.

Im Juli hatte sich auch Ignaz Kuranda, der berühmte Redacteur der „Grenzboten", in Wien eingestellt, für welchen Schuselka im Reichstage gewissermaßen die Rolle Johannes' des Täufers übernommen, indem er die lächerliche Ungeschicklichkeit beging, in Böhmen an ihm vollführte Insultationen zum Gegenstand einer emphatischen Interpellation an das Ministerium, eine Real-Injurie zu einer welthistorischen Begebenheit zu machen. Wenn ich die Reihe der damals an die Staatsregierung gerichteten

Interpellationen durchmustere, zolle ich der von ihr in der Beantwortung bewiesenen Geduld noch heute meine Bewunderung und begreife, wie sich das heißblütige Temperament des ermordeten Kriegsministers Latour zu dem den Abgeordneten zwar nur vor sich hin ertheilten, aber dennoch von mir und einigen Andern deutlich vernommenen Prädicate, das in studentischen Kreisen für die höchste Beleidigung gilt, bemüßigt finden konnte. Gleichwol condolirte der Vertheidiger der „beschränkten Preßfreiheit" keine Deputation der Journalisten, die akademische Legion zog ihm nicht entgegen und keine weißgekleideten Jungfrauen warfen ihm Kränze auf den Weg, was man nach der pathetischen Ankündigung seiner Ankunft bei einer so exaltirten Stimmung vieler Kreise der Wiener Bevölkerung allenfalls hätte erwarten dürfen. Dafür rächte er sich aber auch, denn er leugnete eine ganze Revolution ab, die Märzerrungenschaften als absolutes Gnadengeschenk des Kaisers vorgebend.

Wie früher verstand es Kuranda jetzt ebenfalls für ein Billiges literarische Kräfte zu acquiriren — und die „ostdeutsche Post" fuhr in die Welt, als Zickzack-Transportage derer, die zwischen zwei Bündeln Heu wie weiland Buridam's Esel saßen und nicht wussten, wo sie anbeißen sollten, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Baum und Borke die Vegetation einer betölpelten Barbe führten.

Mit dem 6. October gerieth die „ostdeutsche Post" in größere Bewegung, Buridam's Esel hatte angebissen und ein Bündel liberales Heu verschluckt. Unmöglich aber vermochte sie dem anarchischen Leben und dem den Thron

gefährdenden Strudel der Wiener zu folgen, und je schlechter sich die Aspecten für die Revolution gestalteten, je mehr warnte und prophezeite eine Stimme aus dem ostdeutschen Postwagen. Höchst denkwürdig ist das Divinationsvermögen, das ihm innewohnte: was Jedermann heute ahnen konnte, das ahnte ihm auch Tags darauf. Oesterreich über Alles! Ruhe und Ordnung über Alles! Der Kaiser über Alles! Und auch ein wenig beschränkte Freiheit daneben! tönte das Signal der ostdeutschen Post kurz vor der Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz, damit deren Conducteur möglich bleiben konnte.

„Vater“ Welden erachtete aber die Kuranda'sche Freiheit noch zu stachelig, er strich seinen Namen auf der „Post“, und von dem Augenblicke an versteckte er sich im warmen Sitzkasten witzelnder Artikel von zahmster, unmaßgeblichster und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß befugter Opposition. Selbst die Halbliberalen mochten nichts mehr von ihr wissen, nichts mehr von Pillersdorf's tauben Nüssen, Sommaruga's amtlichem Räuspern, Eitelberger's und Heyßler's juridischen Mumien, die sich darin bargen.

Selbstverständlich ermangelte der Conservatismus und die offenbare und geheime Reaction nicht ihrer Verfechter in der Tagespresse.

So trat der mit Unrecht den schnödesten Angriffen preisgegebene Graf Stadion mit der Triester Lloyd-Gesellschaft in Unterhandlung, und im August erschien der „Lloyd“ als ein Organ der Conservativen in Wien unter der Redaction Bodenstedt's, der sich indeß schon im October davon zurückzog, wie vermuthet ward, in Folge

von Meinungsverschiedenheiten mit dem Grafen Stadion. Einer der Mitarbeiter soll der berüchtigte Revolutionsreisende Schütte, von Profession Handlungsdiener, gewesen sein, einer der eminentesten Schwindler, die jemals mittelst eines eleganten geschmeidigen Aeußern, Belesenheit, Suade und granitner Frechheit eine vorübergehende Rolle gespielt, dann aber von aller Welt öffentlich desavouirt worden. Bekanntermaßen ist er im nordamerikanischen Kriege als Beamter des Unionsheeres gemeiner Verbrechen überwiesen und in entehrende Strafe verfallen.

Das bestredigirte conservative Blatt war die „Presse" von Zang und Dr. Landsteiner, dasselbe Unternehmen, das sich in dem ewig denkwürdigen deutschen Kriege von 1866 so anrüchig gemacht. Beide Entrepreneure hatten Jahre in Paris zugebracht und sich dort die Geheimnisse der Journalistik angeeignet. Sie wußten ihre Gegner mit Anstand zu ecrasiren und lieferten, einige verzweiflungsvoll hohle Leading Articles des Dr. Landsteiner abgerechnet, häufig wahrhaft Gediegenes und Belehrendes, das freilich in dem wüsten, betäubenden Lärm fast neunmonatiger revolutionairer Zustände wenig beachtet wurde. Es darf ihm auch als kein kleines Verdienst angerechnet werden, daß es im October den extremen Parteien muthig entgegenzutreten wagte. Nur stand es zu selbstgefällig auf Louis-Philippschen Standpunkte, das regelmäßige Spiel der Staatsgewalten galt ihm als Maximum aller Staatsweisheit, nahm die Zustände zu leicht, fertigte den Radicalismus zu sorglos ab, und war für die verworrene Lage der Nationalitäten zu kurzsichtig. Die reactionaire, „schwarzgelbe" Presse entstand im August.

Es genügt die „Geißel" von Böhringer mit 10,000 Abonnenten und den „Zuschauer" von Ebersberg zu nennen. Die Art, in welcher sie den Radicalismus zu bekämpfen suchten, war die unglücklichste. Schimpf wurde mit Schimpf, Gemeinheit mit Gemeinheit vergolten. Namentlich erschöpfte die „Geißel" alle Begriffe von kothiger Niedertracht und principieller Verworfenheit. Ein scheußlicheres Blatt ist in den Annalen der Literatur nicht zu entdecken. Blos den „Zuschauer" wandelten unterweilen reinliche Momente an, bisweilen traf er sogar den Nagel auf den Kopf. Nichts nährte und schürte den Parteihaß so gewaltsam als diese Erscheinungen, welche allein in der Fortdauer oder Wiederbelebung der alten Zustände Segen erkannten und die neue Zeit, die dringendsten Bedürfnisse der Gegenwart mit schamloser Stirn verleugneten; gerade diese Blätter haben das Mißtrauen des Volkes gegen die Regierung auf die Spitze getrieben, denn es argwöhnte in ihnen ausdrücklich bestellte Fabrikate.

Ein vortreffliches illustrirtes politisches Witzblatt war der „Charivari" von Sigmund Engländer und Willi Beck, Bruder des Dichters Karl Beck. Unerschöpflich an ergötzlichen, unleugbar scharfen Einfällen haben zwei Zeilen von ihm und eine Carikatur oft mehr gezündet als zehn Leitartikel. Vornehmlich stöhnte der Reichstag unter seinen Geschossen, und allerdings bot dieser verwundbare Stellen in Menge dar. Im October mussten die auf's Jämmerlichste aus Ungarn hinausgepeitschten, in die Umgegend Wien's einrückenden Croaten sammt ihrem Banus Jellachich tapfer herhalten, der gleichwol zu den Abonnenten desselben gehörte und laut eigener

Aussage „es stets mit großem Vergnügen gelesen". Freilich überschritt es zum Oeftern die Grenzen des moralisch und aesthetisch Erlaubten, allein welches Witzblatt hätte sich unter ähnlichen Verhältnissen davon frei gehalten? Nach der Erstürmung des Heerdes der Revolution hat der Besitz des „Charivari" zwar Niemand zu Pulver und Blei verholfen, doch Diesem und Jenem unangenehme Affairen bereitet. Willi Beck selbst wurde im Dezember gefänglich eingezogen.

Mitten durch all dies Gewühl schritt gravitätisch, wenn auch nicht stolz, sondern ängstlich und scheu, die alte „kaiserlich königliche privilegirte Zeitung". Im März und April erging sie sich in vermittelnden Artikeln, salbungsvoll, breit aufgebauscht, indeß haltlos dem stürmenden Elementen gegenüber. Längere Zeit ein treuer Abdruck der Schwäche des Ministeriums Pillersdorf wollte sie keine Partei antasten, vielmehr über den Parteien stehen, und ward dadurch fad und zopfig. Hätte sie von vornherein den rechten Standpunkt genommen und dem Ministerium offen erklärt, wie dringend Oesterreich einer Constituante bedürfe, um sich aus dem Wirrsal seiner wohlverschuldeten aber unvermuthet hereingebrochenen Geschicke loszuringen, und wäre sie im Uebrigen auflösenden Tendenzen mit dem Muthe populairer und überzeugender Beredsamkeit entgegengetreten, dann hätte sie bei ihrer durch das Annoncen-Monopol gesicherten außerordentlichen Verbreitung Großes und Nachhaltiges wirken können. Allein die Redacteure Stubenrauch und Heyßler zogen es vor zu laviren, und als die octroyirte Verfassung vom 25. April das Tageslicht erschaute, zeigten sie blos den

negativen Muth zu schweigen, die ministerielle Schöpfung nicht zu preisen. So taumelte das Blatt hin und her, bis es in die Hände Schmidt's gerieth, der ihm eine gefälligere Außenseite verlieh, mehr jedoch keinen Deut. Noch im Juni und Juli kam das Ministerium nicht auf den Gedanken von der unausweichlichen Nothwendigkeit sich tüchtige publicistische Stützen zu erwerben. Es ließ im Gegentheile die Parteien nach Herzenslust gebahren, wähnend, die alte, in allen Fugen krachende Monarchie lediglich vom verschwiegenen Expeditionstische aus regieren zu können. Auf Schmidt folgte Eitelberger, ein wohlwollender, feingebildeter Mann, in der Politik aber reiner Waisenknabe. Eine hoffnungsreichere Phase der Zeitung begann wol mit Tuvora's Thätigkeit für dieselbe, und eben dachte der Minister Doblhoff an deren gründliche Umwandlung, da wetterten jedoch die verhängnißvollen Geschicke des Octobers herein und erwiesen glückliche Ideen verspätet. —

Zwei Umstände dürften diesem oder jenem Leser am Schlusse unserer Darstellung befremdlich erscheinen:

Wie erklärt sich, daß eine Presse von gewaltigstem Einflusse sein konnte, welche sich insgesammt durch staunenswerthen Mangel an Ernst, Würde, Kenntniß und Beruf charakterisirt? denn Neunzehntel des Gebotenen war schlecht und verwerflich. Dies Räthsel aber löst einfach die mit äußerstem Bedacht gepflegte Geistesfinsterniß des Metternichismus.

Zum andern möchte dann das Vorwiegen jüdischer Elemente in der Wiener Bewegung auffallen. Von achtzig Tagesschriftstellern, die mir persönlich in den Wurf

gekommen, gehörten 57 „unsern Leuten" an. Allein diese Erscheinung boten alle politischen Schauplätze Europa's im Jahre 48, und sie erklärt sich wiederum sehr einfach durch die geschichtlich erhärtete schleichende Herrschsucht des Judenthums neben seinem unwiderstehlichen, angestammten Triebe zur Zersetzung. Obenein war das Judenthum nirgend mehr darniedergehalten als in Oesterreich. Erst die Märzrevolution befreite es von seinen schlimmsten Fesseln. Allein es befürchtete bei ruhigem Weitergange der Dinge Verkürzung und Verkümmerung des ihm Gewährten, und so schloß es sich in seiner Mehrheit den unruhigen Vorwärtsdrängern an, speculativ ein Bündniß heranziehend mit Denen, die es seither am meisten gehasst: mit den untersten Gesellschaftsklassen. Mit ihrer Hilfe hoffte es die alte Administrationsmaschine zu stürzen und auf deren Trümmern sich selber warme und sichere Stätten zu erobern.

Es ist eine Errungenschaft des Jahres 48, daß man dermalen nicht mehr zu fragen braucht, wer die Tagespresse zumeist in der Hand habe. Sie ist, wie Braun von Braunthal richtig bemerkte, schon so sehr verjudet, daß alle ehemaligen Unterschiede verschwommen sind.

Nunmehr ist das Judenthum mittelst der Presse der unerbittlichste Executor der Civilisation, und der Genius der Humanität weint blutige Zähren darob, daß allgemeine Verjudung die Perspective der Gesellschaft ist.

# VI.

# Elise Bürger.

## Zur Geschichte

## der letzten Lebensjahre des Dichters

## Gottfried August Bürger.

Sie war ihm gestorben, die unermeßlich und unersetzlich Geliebte, die Ganzvermählte seiner Seele, die er unter dem Namen Molly so berauschend gefeiert. Und als man ihre entseelte Hülle bestattete, da fühlte er es selbst, daß der unendliche Schmerz, der sich ob des erlittenen Verlustes in seine Seele gegraben, die Spannadern Alles Muthes, aller unter den schwersten verschuldeten wie unverschuldeten innern und äußerlichen Heimsuchungen noch bewahrten Kraft des Geistes zum Verbluten durchschnitten. Einem morschen und verwischten Grenzpfahle im Felde sich vergleichend, dünkte ihn besser daß der Tod ihn alsbald neben die Entschlafene gebettet. Aber an den kahlen Stab, von dem die schöne holde Rebe herabgerissen, schmiegten sich Kinder; er sammelte daher, was von Hoffen und Streben ihm übrig geblieben, für sie. Und als dann die Zeit und veränderte Lebensverhältnisse auch ihm bewiesen, daß sie den herbsten Schmerz wenn nicht zu heilen, doch in gewissem Grade zu lindern vermögen, da erfüllte ihn mehr denn je das so natürliche Verlangen, die zerstreuten Seinigen wieder bei sich zu vereinigen und ihre Erziehung selbst zu leiten. Aber wie

diesen zehrenden Wunsch bei dem zarten Alter der jüngern Kinder erfüllen ohne ihnen eine Mutter zu geben? So sah er sich denn aus diesem und zunächst keinem andern Grunde nach einer dritten Gattin um, als der Zufall die Verwirklichung seiner Absicht unerwartet nahe rückte.

Marianne Ehrmann,[1] Gattin des privatisirenden Rechtsgelehrten und Schriftstellers Theophil Friedrich Ehrmann,[2] gab nämlich mit Beginn des Jahres 1790 zu Stuttgart die Monatsschrift „Amaliens Erholungsstunden“ heraus, wozu sie die Ankündigungen drei Monate vorher verschickte, unter andern, mit dem ausdrücklichen Ersuchen einer empfehlenden Vertheilung an Personen, von denen Subscription zu erwarten sei, an Bürger. Und um ihm gleichzeitig zu zeigen, wie sehr er als Dichter auch in Schwaben geschätzt würde, doch unbestreitbar nicht minder aus dem Grunde, ihrer Bitte um wohlwollendes Gehör durch eine schmeichelhafte Ueberraschung Nachdruck zu verleihen, legte sie eine Nummer des „Beobachters“ bei, der „politisch-moralisch-satirischen Wochenschrift“, welche ihr Gatte seit der Mitte des abgewichenen Jahres veröffentlichte und mit dem dritten Jahrgang schloß: jene durch Aufnahme von Versen, worin ein offenbar gebildetes und gefühlvolles Mädchen, hingerissen von dem Zauber der Bürgerschen Dichtungen, diesem Herz und Hand antrug, so verhängnißvoll gewordene Nummer XX. vom 8. September 1789.

Ehrmann hat für diese poetische Liebeserklärung diplomatisch genauen Abdruck in Anspruch genommen. Die Verfasserin hielt ihm aber nachmals, ohne jedoch, wie sie selber sagt, „davon Wesens machen zu wollen“,

vielmehr ironisch kleine Abweichungen und Veränderungen der Urschrift vor.[3] Und so ist der folgende Abdruck der erste dem Originale bis in's Geringfügigste entsprechende.

### An den Dichter Bürger.

Nach einem scherzhaftem Gespräch bei Lesung seiner Gedichte.

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie's Keiner kann,
Voll Geist und voll Gefühl!
Komm, leihe mir zum Lobgesang
Entflossen aus des Herzens Drang
Dein Harfenspiel!

Mein Auge sah von Dir sonst nichts
Als nur den Abdruck des Gesichts,
Und dennoch — lieb ich Dich!
Denn Deine Seele, fromm und gut,
Und Deiner Lieder Kraft und Muth
Entzückten mich.

Ach, als ich Deine Lieder las,
Da wurde mir im Herzen baß,
Hoch pochte meine Brust!
Jetzt rannen Zähren allgemach —
Schnell stahl sich aus der Seel' ein Ach
Voll süßer Lust.

Bald lächelte, bald lachte ich,
Dann rief ich schnell: „O küssen Dich
Möcht ich, Dich lieben Mann!
So wechselte, wie Dein Gesang,
In mir der Hochgefühle Drang,
Je mehr ich sann.

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der deutsche Lieder singen kann
Voll Hochgefühl und Sinn!
Zwar ehret Dich mein Beifall nicht,
Doch höre, was mein Herz Dir spricht,
Und wer ich bin.

Geboren bin ich in dem Land,
Wo Redlichkeit die Oberhand
Seit alten Zeiten fand;
Im Schwaben liegt das Herzogthum,
Durch seiner Fürsten Geistes-Ruhm
Allweit bekannt.

D'rin sprosst' ich auf. Welch' schönes Loos!
D'rin wuchs ich auch allmählich groß,
Und bin jetzt ....... Jahr.
Mein Vater ist seit achten todt,
Die Mutter ließ der liebe Gott
Mir mit Gefahr:

Auch sie sah ich an Grabes Rand;
Da winkte Gottes Vaterhand —
Ihr Leben kam zurück.
Sie leitete mit weisem Stab
Was die Natur mir Gutes gab,
Zu meinem Glück.

Recht heitern Geist und frohen Muth,
Ein sanftes Herz, gar fromm und gut,
Hab' ich, auch offnen Sinn.
Ich bin nicht arm, doch auch nicht reich;
Mein Stand ist meinen Gütern gleich:
Sieh, wer ich bin!

In St.......s Mitte leben wir,
Aus St.......s Mitte schreib' ich Dir,
Du lieber, trauter Mann!
Man sagt, Du sollst ein Wittwer seyn;
Kommt Dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Denn kämen tausend Freier her,
Und trügen Säcke Goldes schwer,
Und Bürger zeigte sich,
So gäb' ich sittsam ihm die Hand,
Und tauschte mit dem Vaterland,
Geliebter, Dich!

D'rum kommt Dir mal das Freien ein,
So lass's ein Schwabenmädchen seyn,
Und wähle immer mich!
Mit ächter Schwaben-Redlichkeit,
Mit deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner Dich

Die Verfasserin
..Y..[4]

Wer aber war die Verfasserin und wie kam Ehrmann zu diesem Gedicht? Hatte es wirklich die klare Absicht einer ernsten Bewerbung dictirt? Hatte es mit Wissen und Willen der Urheberin seinen Weg zum Beobachter gefunden?

Ueber diese Fragen zerbrachen sich die Stuttgarter beiderlei Geschlechts alsbald die Köpfe, da auch der Herausgeber des Beobachters keine genügende Auskunft zu ertheilen vermochte.

Schnell indeß einigte sich die vox populi dahin, daß ein solches öffentliches Angebot blos in der Dreistigkeit

eines excentrischen, unsittigen Frauenzimmers beruhen könne, und dafür galten in der Residenz ein Fräulein B. und Maria Christine Elise Hahn,[5] einzige Tochter der verwittweten Expeditionsrath Hahn; diese besonders, weil sie sich über viele lächerliche Vorurtheile des gesellschaftlichen Lebens spöttelnd hinwegsetzte und — gleich ihrer Mutter hochdeutsch und nicht schwäbisch platt sprach. Ihr zumal allerlei Geniestreiche und bedenkliche Geschichten nachzureden, hatte die Lästerchronik keinen Anstand genommen. Noch aber schwankte das Stadtgeklätsch zwischen beiden, als Ehrmann selber der Verfasserin des von ihm aufgenommenen Gedichtes auf die Spur kam. Er sollte sich in das Stammbuch eines Freundes einschreiben, in welchem bereits eine große Zahl Stuttgarter Damen eigenhändig verzeichnet war; darunter Elise Hahn mit einem Sinnspruch, dessen Schriftzüge denen jener Liebesverse so sehr glichen, daß er nun unmöglich länger in Zweifel sein konnte, wer entweder die persönlich ihm völlig unbekannte Dichterin sei, oder wenigstens, durch wen sie zu ermitteln. Er forschte jedoch nicht weiter und verschwieg seine Entdeckung.

Wie hatte unterdessen Bürger das Gedicht aufgenommen?

Wollte man ihm selber, dann Althof, Jördens und andern Nachschreibern glauben, so habe er den sogenannten Antrag anfänglich blos als Spiel einer aufgeregten Phantasie betrachtet und darüber gelacht und gescherzt. Erst nach dem Einlaufen verschiedener Nachrichten, welche von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entworfen, hätte er sammt einigen Freunden gemeint,

die Sache verdiene doch wol reifliche Erwägung. Mich dünkte dies immer, so oft ich daran dachte, unwahrscheinlich bei einem Manne, der in ungemeiner Lebhaftigkeit der Phantasie den Frauen so auf alle Art und Weise hold gewesen, dem die Urtheile eines gebildeten Weibes über die Aussprüche manches schulgerechten und sattelvesten Kritikers gingen, und der eben von Neuem nach Hymen's Fesseln trachtete. In der That beschäftigte ihn der Vorfall sofort ernstlich und anhaltend, mehr als er sich und Andern eingestand. Am 17. November ward ihm die Zusendung der Frau Ehrmann behändigt, und am 20. bereits fertigte er die Antwort an sie ab, worin es u. a. heißt: „— — ach, das Schwabenmädchen! Beinahe hat es mich durch seine ganz außerordentliche Schmeichelei erschreckt, wiewol freilich auf eine nicht unbehagliche Weise. Wahrlich, einen solchen Glauben hat wol noch kein Poet in Israel gefunden. Ich kann gar nicht leugnen, ich möchte das Mädchen namentlich und näher kennen. Ist es von Ihrer Bekanntschaft, so begehen Sie immer eine kleine Verrätherei, und fürchten Sie davon nicht den mindesten Mißbrauch. Ich will auch dann dem Schwabenmädchen zuverlässig und so antworten, daß es wohl sehen soll, man lasse sich für seine Verse von dem wackern Mädchen sehr gern ein wenig lieb haben.“ Allein seine Ungeduld in Verfolg der Angelegenheit ist viel zu groß, seine Erregung flugs zu hoch gestiegen, um die „kleine Verrätherei“ der Frau Ehrmann abzuwarten. „Ich habe“, lautet die Nachschrift desselben Briefes, „es nicht lassen können, dem Schwabenmädchen gleich jetzt zu zeigen, daß es sein Lied nicht

einem Manne von Holz vorgesungen. Können Sie aber die Einlage nicht an die Behörde bringen, so traue ich es Ihrer Güte zu, daß Sie mir selbige zurücksenden werden."

Die Einlage bestand in dem bekannten Gedichte:

„Was singt mir dort aus Myrtenhecken,
Im Ton der liebevollen Braut?" ꝛc.[6]

Das literarische Ehepaar in Stuttgart gerieth angeblich in Verlegenheit. Die Sache schien ihm eine Wendung gegen alle Berechnung und bei der Ungewißheit des Ausgangs gegen allen Wunsch nehmen zu wollen. Die Vermittlerrolle, in welche es hineingerathen, war ihm schon darum drückend, als es die bisher bewahrte Discretion in keinerlei Hinsicht zu brechen gedachte. Wie also sich verhalten? Ich meine, man wählte den allerschlechtesten, leichtsinnigsten Ausweg. Statt dem Dichter zu sagen, wollte man alles Ernstes seine Hand aus einem Spiele lassen, das von Kuppelei ununterscheidbar und als solche auch gefühlt wurde, daß das Schwabenmädchen nicht von ihrer Bekanntschaft und auf Vermuthungen hin (Elise Hahn konnte ja dem verfänglichen Gedicht nur ihre Handschrift geliehen haben) eine Bestellung jener Beilage[7] kaum rathsam sei, schickte Ehrmann seine Frau ab, die Betreffende in Gegenwart ihrer Mutter zu befragen, ob, worauf das Stammbuch ihnen hingedeutet, sie es sei, welche den Dichter der Lenore im Beobachter besungen, und bejahenden Falles dann Bürger's poetische Antwort auszuhändigen, andernfalls

von dieser keine Erwähnung zu thun.[8] Was einzig und allein dieser Einmischung zur Entschuldigung hätte gereichen können, die Befürchtung, Bürger's Empfehlung, wenn darauf wirklich große Hoffnungen gebaut wurden, für das neue periodische Unternehmen nicht zu erlangen, war beseitigt, denn er schrieb ihnen gleichzeitig, die übersandten Ankündigungen seien unter seinen Bekannten vertheilt, Göttingen wäre aber der unfruchtbarste Boden für dergleichen Journale; und außerdem behelligte er sie mit einem ähnlichen Anliegen, nämlich für die neueste Ausgabe seiner Gedichte.

Sicher empfand Frau Ehrmann am wenigsten Verlegenheit über die zugemuthete Dienstleistung, denn sie entledigte sich des Auftrags mit der vielen ihres Geschlechts in geheimen Angelegenheiten eigenen ziemlichen Unziemlichkeit, das will sagen, sie gab der Elise die Autorschaft jenes Gedichts auf den Kopf Schuld, behauptend, der Student Nast habe dies ihrem Manne unter dem Siegel der Verschwiegenheit eröffnet, was der Wahrheit zuwider lief. Bei Nennung dieser Qüelle aber widersprachen dem punctum principale weder Tochter noch Mutter, und es stellte sich nun der Sachverhalt in einer von Ehrmann nur theilweise richtig und mit ehrenrührigem Zweifel zur öffentlichen Kenntniß gebrachten Weise heraus: mit einem um so schärfere Zurechtweisung verdienenden Zweifel, als Bürger selbst sich noch nach seiner Trennung von Elisen zum Glauben an den folgenden, in Kürze erwähnten Hergang laut bekannt hatte und gestützt auf die Bestätigung der Männer, an welche die Versuchung zur Verleugnung oder, da dies am Ende

doch nicht durchführbar, mindestens Bemäntelung ihres Verfahrens hart herantrat, bekennen musste, wollte er ehrlich handeln.

Elisens Vater war mit dem Expeditionsrath und Klosterverwalter zu Maulbronn Johann Conrad Nast befreundet gewesen.[9] Kurz vor seinem Tode dehnte sich dies gute Verhältniß auf dessen jüngern Verwandten, dem damaligen Regierungs-Commissar Nast aus. Bald bewohnte er mit der verwittweten Hahn ein und dasselbe Haus in Stuttgart, und diese Gemeinsamkeit führte zu den vertraulichsten Beziehungen innerhalb der einem bereits verheiratheten Manne von selbst gezogenen Grenzen. Liebe höchsten Maßes zur deutschen Dichtkunst näherten ihn gleicher Neigung und gleichem Verständniß vornehmlich der Tochter, welche überdies ein schönes, zur Unterhaltung im Familienkreise oft geübtes Improvisationstalent besaß. Eines Abends lenkte sich die Conversation, wie es in der Geselligkeit herzugehen pflegt: im Hundertsten und Tausendsten auch auf Bürger. Seine Gedichte wurden herbeigeholt, man las deren vor, Elise schon damals mit schwunghafter Declamation. Der anwesende Hausfreund meinte, obwol frei von Mißachtung, sie minder schätzen zu dürfen als die Genannte, welche im Gegentheile auf's Wärmste über sie urtheilte. Jugend und unverdorbener Geschmack waren immer von Bürger's Poesien begeistert. Fortgesetzter Widerspruch reizte die junge Dame zu den schwärmerischsten Aeußerungen, und als man darob weidlich am Rocken der Neckereien zu spinnen begann, da wollte sie Allen die Spitze bieten, erklärend, daß sie sich zu dem Sänger der Nachtfeier der

Venus wie zu einem Geliebten hingezogen fühle. Solch' einem Genius möchte sie ihr Dasein verbunden wissen. Und einmal durch leicht entzündbares, erziehlich nie gemäßigtes Naturell und hartnäckig persifflirende Widerpartner in Ekstase getrieben, kleidete sie, einer scherzenden Aufforderung Nast's augenblicks entsprechend, ihre Sympathien in die so folgenschweren, nun von Hand zu Hand wandernden, aber erst einige Zeit nach der hinterrücks geschehenen Veröffentlichung in die ihre zurückkehrenden Verse. Sie wähnte bis dahin sie verworfen zu haben, ohne Kümmerniß deshalb, weil an keinen Mißbrauch denkend. Es waren nicht die ersten Reime ihrer Stegreifkunst, über deren Schicksal sie in sorgloser Unkenntniß geblieben. Als ihr jedoch der Mißbrauch in den kleinen Octavblättern des Beobachters vor Augen lag, geriethen weder sie noch deren Mutter auf den eigentlichen Urheber: den Hausfreund hielten sie dessen am wenigsten fähig, und an der rechten Stelle zu forschen meideten sie, aus Furcht damit selber den Schleier der Ungenanntheit zu lüften. Nach dem Besuche der Frau Ehrmann aber gestand Nast ein, das Gedicht an sich genommen zu haben, doch ohne alle bestimmte und verfängliche Absicht. Hingegen mit seinem Bruder sei zu hadern, der es ihm heimlich entwendet und zum Herausgeber jenes Wochenblattes befördert. Er hätte sich indeß sofort beeilt die Zeugen jenes Abends zum strengsten Schweigen zu verpflichten, und der Beweis liege vor, daß sein Bemühen gefruchtet, denn die Stuttgarter marterten sich ja noch immer um den Namen der Verfasserin. Frau Ehrmann musste dann auch bekennen, daß der Student Nast sich

zwar als abgeschickt von Elisen ausgegeben, ihren Namen dagegen entschieden vorenthalten, auf dessen Fährte erst der vermerkte zufällige Handschriftenvergleich geleitet.

Dies ist in aller Gedrängtheit der Sachverhalt, wie ihn selbst die Gebrüder Nast einige Monate später nicht blos Bürgern, sondern auch andern Personen feierlichst versichert haben. Und Elise Hahn hat sich mithin weder öffentlich noch überhaupt zum Weibe angetragen, sie ist wider Wissen und Willen angetragen worden. Nirgend ist ein Erweis des Gegentheils anzutreffen, und das Gerede einiger Leute, welche in dem Vorgange eine planmäßig angelegte Intrigue witterten, fand gerade in Stuttgart gar keinen Glauben. Daß Ehrmann von dieser Verleumdung ohne den geringsten Versuch der Erhärtung oder Abwehr Notiz genommen, war um so sträflicher, als er von der Erfahrung belehrt sein wollte, daß oft die trefflichsten Menschen am meisten der Lästersucht ausgesetzt sind, und meist wahr sei, was ein französischer Denker gesprochen: Lorsque vous entendrez dire constamment beaucoup de mal d'un être quelconque, pariez à coup sûr, que ce n'est pas un homme médiocre. Lènvie ne s'attache qu'aux talens, comme la foudre ne tombe que sur les grands édifices. Es war um so sträflicher, als er zufolge einer andern Stelle ausdrücklich in Betreff Elisens überzeugt worden, „wie mißtrauisch man in Stadtklatschereien sein müsse".

Sie erlangte nun ihr reclamirtes Eigenthum sonder Schwierigkeit zurück, allein daß damit nichts von irgend einem Belang verhütet wurde, sollte sie von Stund an erfahren.

Nachdem Marianne Ehrmann der Identität der Dichterin vergewissert, präsentirte sie Bürger's Antwort. Mutter und Tochter befiel Erschrecken. Letztere verweigerte determinirt die Annahme. Die Botin ließ sich aber nicht abweisen. Sie meinte, eine solche Ablehnung komme einer Beleidigung gleich, und diese könne sie doch bei ihrer unzweifelhaft außergewöhnlichen Verehrung des Dichters keineswegs beabsichtigen. Zudem fasse sie die Sache augenscheinlich viel zu gewagt auf. Genug, sie war nicht aus dem Felde zu schlagen: Elise behielt die Geburt der schnellen Gefühlsaufflackerung an sich. Alle Ueberredungskunst vermochte sie jedoch zu keiner Erwiederung, und außerdem musste die Botin auf's Heiligste alle und jede Discretion angeloben.

Verdiente in diesem ganzen Handel Jemand den Namen einer Intriguantin, so gewiß Frau Ehrmann. Sie bewies in dieser Rolle eine Routine, welche auf den Bretern, die die Welt bedeuten, von Vielen gewonnen wird, obgleich nur Wenige sie dort erweisen.

Kaum in ihre Wohnung in der Kirchgasse zurückgekehrt, benachrichtete sie Bürger von dem glücklichen Erfolge ihrer Mission, und zwar völlig in der Weise einer gewissenlosen und dennoch den Schein redlicher Freundschaft um sich breitenden Kupplerin: halb verheimlichend, halb offenbarend, einestheils zurückhaltend, anderntheils plauderhaft, von der einen Seite wahr, von der andern verlogen, durchschnittlich anreizend, aufstachelnd. Sie habe — dies aus der fünf Seiten langen Meldung der Kern — seine Loberheberin ausgemittelt, und im Laufe der Unterredung ein lebhaftes, rasches, feuriges Mädchen,

allerdings etwas außer der Art junger Frauenzimmer, in Reden namentlich sehr frei, in ihr kennen gelernt. Nur solle damit nicht angedeutet sein, als ob sie sich einer verlässigen Kenntniß desselben schon rühmen wolle. Die Einlage sei mit schwärmerischem Entzücken aufgenommen und Aehnliches eingestandnermaßen erwartet worden. Freilich hätte man die Liebeswerbung „weggekapert", allein dem Schalk wäre das gar nicht entgangen und er hätte selber durch verschmitzte Anspielungen den Dieb auf die Idee eines Abdrucks im Beobachter gebracht. Ihr Zürnen und ihre Unruhe darüber seien durchsichtig maskirte Schelmerei. Bald, sehr bald würde in Göttingen eine Entgegnung anlangen, vorderhand freilich wol erst anonym. Sie dürfe und möge noch nicht Alles verrathen, das aber könne sie zufügen: die Schöne heiße Elise, und schön wäre sie, das müsse der gelbste Neid ihr lassen.

Bürger sprach am 10. Dezember seine Verwunderung über das Ausbleiben der verheißenen Rückantwort aus, ohne Hehl, wie sehr ihn nach bestimmten Mittheilungen verlange.[10]

Nun hüllte sich Marianne in wenigen lakonischen Zeilen in noch tieferes Dunkel.

Daß Bürger den Eindruck, den Elisens Verse in ihm bewirkt, verstärkt durch den Reiz der vagen Eröffnungen über sie, wieder herabzustimmen suchte, daß er aber gleichwol bereits mit starker, unverschließbarer Leidenschaft an der Unbekannten hing, bewies dann der nächste Brief an Marianne (3. Januar 1790). „— — Ist Ihnen an baldiger Wiederherstellung der erforderlichen

Elasticität gelegen,[11] so sein Sie mit Ihren christerbaulichen Nachrichten nicht sparsam, und zupfen Sie zwischendurch an dem Mädchen selbst ein wenig. An dem Tage, da ich einmal ein hübsches wohlgetroffenes Bild von Elisen, und sonst erhalten werde, was sich dazu schickt, verspreche ich Ihnen ein Gedicht für Ihre Monatsschrift zu singen, dergleichen in ganz Schwaben noch nicht vernommen sein soll. — Doch Possen bei Seite! — Aufrichtig muß ich Ihnen gestehen, das Mädchen spukt mir von Tage zu Tage mehr — im Herzen? — Nein, das wäre wol für jetzt noch zu übertrieben — aber in der Phantasie spukt es mir gewaltig herum. Sie glauben nicht, was für allerliebste Schöpfungen diese Tag und Nacht dem sehnenden Herzen vorgaukelt, und wie süß sie ihm dabei nach dem Munde zu schwatzen weiß. Redete mir die alte kalte Matrone Vernunft nicht bisweilen dazwischen: „Es ist ja nur Theaterspiel, was Du vor Dir siehst!“ so wäre es kein Wunder, wenn das Herz längst in allen Banden der Täuschung gefangen läge. Wenn sich nun dereinst einmal auswiese, daß das wirkliche Schwabenmädchen in Stuttgarts Mitte nicht das Mädchen in der Mitte meiner phantastischen Schöpfung wäre, so könnte das eine Erlösung geben die dem verwöhnten Herzen eben keine Freude machte. Bis jetzt verdirbt indessen Ihre Wahrheit eben noch nichts an dem bunten Christgärtchen meiner Phantasie. Diese baut daher nur desto emsiger fort, und weiß sogar den sprödern Stoff der Wahrheit vortrefflich zu ihren Absichten zu benutzen. — Das Aeußere des Mädchens, liebe Frau, müssen Sie mir bei Zeit und guter Malerlaune etwas

ausführlicher schildern. Denn man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit, und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre wahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand in sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig sein oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Wortes unmöglich, und wer sie dennoch vorgiebt, der lügt und trügt, mit oder ohne Bewußtsein. Ich habe über diesen Glaubensartikel schon manche Fehde gehabt. — Was das Innere des Mädchens betrifft, so können Sie mit wenigen Pinselstrichen abkommen. Nicht, als ob dieses minder wichtig wäre, sondern weil hier ein Practicus, der sich in seinem Leben schon mit mancherlei Charakteren herumgetummelt hat, aus wenigen datis durch Schlüsse sich leicht weiter fortzuhelfen weiß. So hat z. B. in Ansehung des Charakters Ihr Brief mir kaum etwas Neues gesagt. Ich hatte mir das alles längst eben so gedacht. O ich kenne die kleinen weiblichen Geniestreiche, sonst auch Unbesonnenheiten genannt, von innen und außen, und weiß es aus mehr als einem Beispiele, wie sie erzeugt zu werden pflegen. Indessen verdarben sie mir an einer sonst liebenswürdigen Person nichts; ja ich möchte fast sagen, sie erhielten von einer solchen sogar einen Anstrich der Anmuth. Einer von diesen kleinen Geniestreichen war unstreitig das ganze Gedicht, besonders dessen Bekanntmachung, insofern nämlich Elise selbst dazu

beigetragen hat. Gleichwol behagt es mir nicht wenig, daß der Sprung, obgleich ein wenig über das Gleis hinüber, geschehen ist. — Sie können sich kaum vorstellen, was für Aufsehen und Gerede das Gedicht hier, besonders unter den hiesigen Sultaninnen gemacht hat, denen ich eben nie sonderlich gehuldigt habe. Weil es mich Anfangs selbst mehr belustigte als interessirte, so theilte ich's wol einigen Freunden mit, wodurch sich denn gar bald mehrere Abschriften im ganzen Publicum verbreiteten, und ich bin seitdem mit dem Schwabenmädchen bald im Scherz bald im Ernst nicht wenig geneckt und behelligt worden. Das Lustigste ist, daß einige — versteht sich Sultaninnen, die zwar innerlich genug nach Schnupftüchern seufzen mögen, aber es doch für Verletzung der weiblichen Majestät halten, auf Zuwerfung derselben ausdrücklich anzutragen — das Lustigste, sage ich, ist, daß einige glauben, das ganze Gedicht könne unmöglich etwas anders sein, als eine Plaisanterie, womit irgend ein Spaßvogel — also nicht einmal eine Spaßvogelin — mich zum besten haben wolle. Andere gehen mir dagegen sehr ernsthaft zu Leibe und fragen, ob ich denn so ganz und gar still sitzen, und der Sache gar nicht weiter nachforschen wolle. Es wäre ja doch unerhört und unverantwortlich, sich so streicheln zu lassen und nicht einmal nach der streichelnden Hand umzusehen. Dennoch möchte vielleicht die Hand es gar sehr verdienen, daß man nach ihr griffe und sie vest hielte, u. s. w. Kurz, ich werde über meine scheinbare Indolenz bisweilen fast ausgescholten. Ich erwiedere dann ganz kalt, daß ich fast gar keine Mittel und Wege vor mir sehe die

Verfasserin des Gedichts zu entdecken, wenn es ihr nicht selbst gefalle, ihre Spur mehr zu verrathen. Madame Ehrmann kenne sie ebenfalls nicht. Ich müsse also ruhig abwarten, was für ein Licht mir etwa künftig noch einmal von ungefähr darüber aufgehen werde. Seitdem sollen nun unsere Schwaben und Schwäbinnen, deren wir hier nicht wenige haben, darauf ausgehen, die Sache gründlich auszukundschaften, es koste auch was es wolle. Diesen Umstand kann ich in Zukunft bequem genug nutzen, Elisen glauben zu machen, ich sei ihr ohne Hilfe der Madame Ehrmann gar bald auf die Spur gerathen. Wenn ich nur erst unmittelbar etwas von ihr habe. — Merkwürdig genug wäre es übrigens und in der That ein allerliebstes Anekdötchen für Stadt und Land, wenn aus dem Spaß noch einmal Ernst würde. Ich selbst wüsste vor süßer Verwunderung kaum, was ich dazu sagen sollte, wenn auf eine so sonderbare Art in dem fernen Schwabenlande für meines Lebens Nachmittag noch ein Glück sich aufthun sollte, welches noch irgend auf Erden zu finden ich nach dem Tode der Einzigen längst nicht mehr hoffte, so weit ich auch meine Blicke in Ober- und Niedersachsen umherwerfen mochte. — Leben Sie wohl, theuerste Freundin! — Auf meine Discretion dürfen Sie übrigens sich eben so sicher verlassen, als ich auf Redlichkeit und Edelmuth Ihres Herzens, auf Wahrheit eines jeden Ihrer Worte baue; und wenn wir uns gleich bisher noch nicht von Angesicht zu Angesicht sahen, so könnte es ja doch vielleicht künftig — und wer weiß wie bald — noch einmal geschehen."

Zwischen diesem und dem nächsten Briefe Bürger's liegen zwei Episteln der „theuern Freundin", theils in Angelegenheiten ihrer „Amalia", theils ihrer Heiratsvermittlung. Sie hatte an dem Mädchen „herumgezupft" und wenn nicht wachsende, so doch die frühere Neigung zu dem Dichter unversehrt befunden.[12] Anbahnung unmittelbaren Verkehres war ihr aber aller Mühe ungeachtet noch nicht gelungen. Uebrigens wolle sie jetzt bekennen, daß sie sich eine kleine Schäkerei erlaubt: das Mädchen heiße nicht Elise! Den übrigen uns interessirenden Inhalt der ersten dieser beiden neuen Kundgebungen (von der zweiten bin ich in Unkunde) offenbart uns Bürger's Replik vom 28. Januar 1790. „Mit unbeschreiblicher Begierde bin ich über das erste Heft Ihrer Amalia hergefallen. Und warum? Etwa zu genießen, was Sie uns Schmackhaftes aufgetischt haben? — Ach nein, diesmal nicht! Ich muß es Ihnen nur aufrichtig gestehen, daß ich zuerst über Ihr Subscribentenverzeichniß, und besonders über die Rubrik Stuttgart darum so heißhungrig herfiel, weil ich da wenigstens den Namen meines Schwabenmädchens herauszubuchstabiren hoffte. Trotz Ihrer Verschwiegenheit hatten Sie sich nämlich den Umstand entfahren lassen" (natürlich mit gut kupplerischer Geflissentlichkeit) „daß unter nur sechs Stuttgarterinnen sich auch mein Mädchen mit befände. Ha, dacht' ich, das soll dir gewiß auf die Spur helfen! Es müßte doch gar wunderlich zugehen, wenn unter so Wenigen auch nicht einmal eine Vermuthung Statt haben sollte. O wie freute ich mich zum Voraus, Sie, meine geheimnißvolle Dame, ein wenig — auslachen zu können! Aber ach....

16*

Nun — ein kleines Licht ist mir, glaub' ich, dennoch aufgegangen. Was wetten wir, ich weiß den Namen meines Liebchens wenigstens schon halb? Todt, mausetodt will ich mich schlagen, wenn sie nicht — Elise heißt, ob Sie gleich versicherten mir diesen Namen nur aus Schäkerei genannt zu haben[13]. In der That, ein schöner poetischer Name, der sich in meinen künftigen Versen noch recht hübsch ausnehmen soll! Jede Ihrer übrigen Stuttgarterinnen ist eine Madam, und wie sollte eine Madam mir gegenüber auf so bräutliche Einfälle gerathen? — — Also Elise — leugnen Sie's, wenn Sie das Herz haben! Mademoiselle Elise ist mein gebenedeites Schwabenmädchen. — Aber wie nun weiter? — Ja da hapert es freilich noch. Die fatalen Sternchen! Doch — das Uebrige bringe ich zuverlässig auch noch heraus, wenn Sie mir's nicht bald, nicht in Ihrem nächsten Briefe gutwillig sagen. Wahrlich, Sie sollten sich nicht so alle Gelegenheit entgehen lassen, sich um mich verdient zu machen. Denn sehen Sie nur, liebe gute Frau, wenn ich Alles ohne Sie erfahre, so erfahren Sie auch wiederum nichts von allem dem, was etwa künftig zwischen mir und meinem Liebchen vorgehen möchte. Ach, und dann müssen Sie ja in der Blüte Ihres schönen Lebens vor unschuldiger Neugier des bittersten Todes sterben. Also nur hübsch gebeichtet, liebe Frau! — Hiernächst rufen Sie auch Elisen** hinter den zwei Sternchen, die meine Phantasie in zwei hübsche blaue freundliche Aeuglein verwandelt, in meinem Namen das Sprüchlein meines Musäus — Alas, poor Yorick! Volksmärchen zu:

Ich suche Dich, ich sehe Dich,
Fein's Liebchen, ach verbirg Dich nicht!
Flugs schwing Dich hinter mir auf's Roß,
Du schöne Adlersbraut!

Man wird doch hoffentlich merken, wer der Adler ist. Sie können dabei die tröstliche Versicherung geben, daß der Adler weder an Kralle noch Herzen verlobt, viel weniger vermählt. Ich fürchte nur, daß dieser Umstand noch nicht viel sagen will. Denn wenn fein's Liebchen den armen Wicht von Adler sieht, und merkt, daß ihm die weiland ganz artigen Schwungfedern aus Geist und Leib zum Theil schon ausgefallen sind, zum Theil mit nächstem Frost vollends ausfallen werden, dann wird — ach! dann wird, fürchte ich, das Herzensthermometer ganz auf Nummer Null herabsinken. Diese Besorgniß verderbt mir alle Lust an den noch so schön geträumten Träumen der Zukunft. Gleichwol wird's mein unbändiger Stolz nicht erlauben, auch nur ein Einziges meiner unzähligen Gebrechen zu — verbergen. — Aber sagen Sie mir, liebe Freundin, warum sehe und höre ich nun weiter nichts? Kann man mich für so ruhig und geduldig halten? Ihr letzter Brief traf mich, als ich eben von neuem meine Laute gestimmt hatte, und sang:

Warum schweigt mir nur die Kehle,
Die so süßen Zauber sprach,
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach?
Läuft der Strahl, aus Gold entsponnen,
In ein Spinnenfädchen aus?
Ist das Glück, das ich gewonnen,
Ein geträumter Götterschmaus?

Holdes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag', ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselbst lebt?
Bist du wesenlos und nichtig?
Täuschung, die mein Herz gebar?
Oder stellest du mir richtig
Ach! mein Schwabenmädchen dar?
u. s. w.

— — — Also hübsch ist es doch, und offen und munter und helldenkend und allerliebst? Nun, das wäre ja ganz herrlich, wenn es nur noch ein klein fein wenig ausgemalt wäre. Du lieber Himmel, auf wie vielerlei Art kann man nicht hübsch und allerliebst sein! Ich möchte gern das Wie von Haupt bis zu Fuß, von außen und von innen wissen; denn nur aus diesem Wie kann ich beurtheilen, was für mich hübsch und allerliebst ist, wenn's auch für die ganze übrige Welt häßlich sein sollte. Der Himmel bescheere meiner Ungeduld bald ein hübsch und treugemaltes Bild, weil meine liebe Freundin mit ihren Worten so sparsam ist.[14] Sonst holt der kleine wohlbekannte Herzenshenker mit dem goldnen Strick noch allen meinen Schlaf weg, und in den Frühlingsferien, wenn ich mich herzgedrungen fühlen sollte einen kleinen Absprung nach St. zu machen, könnte mir mein Restchen Federn vollends ausgefallen sein. Was meinen Sie, wenn ich vor Ihnen und meiner kleinen Schwärmerin in Leibes- und Lebensgröße erschiene und Sie Beide mich nicht kennten? Aber o weh! wenn dann ein leiser Wunsch sich regte, daß ich doch der

Mann sein möchte, den man sucht? Auf mein Conterfey dürfte man sich doch vielleicht nicht allzuvest verlassen; denn obgleich Frisur und Rock recht gut getroffen sein mögen, so streiten die Gelehrten doch noch über die kleine Nebensache — das Gesicht. Ich weiß nicht, wer recht hat, denn ich kenne mich selbst nicht im Profil. (?) Das aber weiß ich, wenn ich auch ja noch älter und häßlicher aussehen sollte, so sehe ich doch, wenn ich mich an Leib und Seele gerade wohl befinde, ein wenig lebendiger und freundlicher aus, als jenes Bild.[15] Sagen Sie doch ja dem Mädchen, daß es sein Herzchen recht leise horchen lasse, sobald es an der Zeit ist. Denn wenn das Herzchen mich nicht erhorchte, so reiste ich wieder fort ohne mich kund zu geben, wenn ich auch auf der nächsten Station den verliebten Schäfertod sterben sollte. — Hören Sie, traute Freundin! Ich wünschte in der That herzlich, sowol den hiesigen als den Stuttgartischen nase-rümpfenden Sultaninnen einen Streich ohne gleichen gerade in's Angesicht spielen zu können. Mir däucht, ich hab' es Ihnen schon einmal gesagt, daß hier Manche meinen, es existire so ein Mädchen gar nicht und das Gedicht sei nur der Einfall eines Spaßvogels. Es wäre doch drollig, wenn man auch in Stuttgart wähnte, ich, der Dichter von Gottes Gnaden, existirte nicht. Es wäre im Grunde nicht viel ärger, als meine angebliche gedoppelte Existenz in einer lebendigen ehelichen Hausfrau. — Mit Ihrem Schattenriß, liebe Freundin, haben Sie mir ein überaus angenehmes Geschenk gemacht. Ich will ihn über meinem Pult als Heiligenbild aufhängen und beten: Sancta Mariana ora pro me! Daß ich in des

schönsten schwäbischen Mädchenherzens Lust- und Freudenhimmel aufgenommen werden möge, und zwar, ohne so lange erst im Fegefeuer zu braten."

Ohne ein Weiteres hierauf abzuwarten, schrieb Bürger seiner Freiwerberin am 4. Februar schon wieder: „— — Sie sind selbst Schuld daran, warum stecken Sie sich hinter Hänschen und Gretchen? Was da steht, muß sich gefallen lassen, alle Augenblicke gezupft zu werden. Ich fühle, daß ich alle Tage mehr von meiner altmännischen Gravität verliere, und es fehlt wol nicht viel mehr, so mache ich völlig die Rolle des Seladons von achtzehn Jahren mit angebranntem Herzchen und Köpfchen. Ich schäme und gräme mich fast schon nicht mehr, wenn die hochweise Vernunft zu mir spricht: Pfui, alter Mensch!"

Das Erste aber, was ihn diesmal drückte, war die Stelle ihres „letzten" Briefes: „Ich sage Ihnen nur noch, daß ihr Jemand jenes Gedicht wegkaperte, und daß es zu ihrem Erstaunen und Schrecken wider ihren Willen, Dank sei der Vorsehung, bei uns eingerückt wurde." Da dieser Passus mit solchem Wortlaute in keinem der frühern Briefe vorkommt, so kann er nur in dem erwähnten, mir nicht zur Kenntniß gelangten enthalten sein, und es lag auf der Hand, daß Bürger, weil sie diesen Punkt schon früher, jedoch wesentlich anders berührt, ihn jetzt mißverstehen und auf seine poetische Erwiederung beziehen musste. Entweder hatte Frau Ehrmann vergessen, daß und was sie darüber geschrieben, oder sie hielt es jetzt für nöthig, der Wahrheit unübertünchte Ehre zu geben, weil sie bei dem vorauszusehenden Gange der Dinge doch bald an den Tag treten würde. Bürger

wünschte Beruhigung, daß sein Gedicht nicht ebenfalls gedruckt worden sei, und bekam sie kurze Zeit darauf mündlich.

„Das Zweite, gute Frau, warum ich schreibe, ist — nein, das will ich Ihnen hier noch nicht einmal sagen. Sie sollen es von dem Schwabenmädel erfahren, an welches ich die Einlage zu geben bitte. Ach, könnte ich doch als Mäuschen gegenwärtig sein! Wie die geheimnißreiche Frau da stehen, roth werden, stammeln und ihre ganze Rolle vergessen wird! Mit allen Ehren von der weiblichen Verschwiegenheit gesprochen, so läßt sich doch die männliche auch nicht lumpen, besonders wenn Freund Amor mit im Spiele ist. Kurz und gut, Madame, ich habe es über und über heraus, wie mein Schwabenmädchen heißt [16], oder — ich will feierlich durch das ganze heilige römische Reich für einen dummen Teufel ausgerufen werden. Nachgerade dächte ich, gäben Sie Ihre Geheimnisse ein wenig wohlfeiler, oder ich bringe Ihnen die meinigen umsonst in's Haus. — — Geben Sie doch meinem Liebchen auch zu verstehen, daß es nunmehr nicht besser gethan sei als den Schleier selbst wegzuwerfen und mit holdem Erröthen zu gestehen: Ja, ich bin es! O wenn sie es nur fühlen könnte, wie behaglich mir dabei zu Muthe sein würde, sie zögerte gewiß keinen Augenblick. Wer weiß, ob nicht mein Glück schon unterwegs ist. Ungeduld! Ungeduld, mach' es doch nicht zu arg! — — — Ich hoffe, Sie werden es billigen, liebe Freundin, daß ich auf beiliegende Art der Weiblichkeit ein wenig zu Hilfe komme. Die Einlage an Elisen enthält weiter nichts als ein Räthsel.

Was Holdes lobt und liebet mich;
Und doch verbirgt das Holde sich.
Drob Neugier, drob zerrathe Dich!
Für Dich der Reim auf rechte Bahn,
Triffst Du des Holden Namen an.
Mich lobt und liebt E.... H...

Ich kann hundertlei Geschichten vorgeben, wie ich durch die hiesigen Schwaben und Schwäbinnen auf die Spur gekommen bin; und es muß Mutter und Tochter lieb sein, daß ich das Geheimniß auf diese Art selbst so weit hervorziehe, da das Verbergen ja doch nichts mehr hilft. Bekomme ich denn wirklich ein Portrait? Mich verlangt doch recht sehr darnach."

Sein Verlangen sollte eher befriedigt werden als er ahnte. Frau Ehrmann hatte all' ihren Witz in Trab gesetzt ein endliches Ziel zu erreichen, das sie um so weniger verfehlen konnte, als ihre Kunst von Hause aus zu keinem Rennen mit sonderlichen Hindernissen provocirt ward.

„Mein letzter Brief", meldete der Vorige unterm 11. Februar 1790, „war wol kaum hier zum Thor hinaus, als ihr (Elisens) Päckchen bei mir einlief. Wie mir das Herz beim Anblick hämmerte, wie mir die Hände und jedes Glied am Leibe zitterten, das könnte Ihnen vielleicht der Briefträger besser schildern als ich. Denn es war so arg, daß dieser nicht einmal mir im Angesicht seine Glossen zurückhalten konnte. Kaum war er fort, so schloß ich meine Thür ab, riß das Paquet auf und hätte fast alles kurz und klein gerissen. Aber was soll ich Ihnen von dem ersten Eindruck sagen, den das Bild

auf mich machte? Ich kann ihn mir selbst nicht einmal im Geist wiederholen, geschweige denn mit Worten ausdrücken. Sie meinen wol, er wäre so entzückend gewesen? Nein! Aufrichtig zu reden, er war es nicht, ob ich mir gleich bis diese Stunde den feindlichen Zauber noch nicht erklären kann, der sich in den ersten Minuten des Anblicks sowol meiner Augen als meines Herzens bemächtigte. Kurz, das Bild stellte mir eine Gestalt dar, die meinen Augen und Herzen ganz fremd, beiden nicht das Mindeste anzugehen schien. Ich legte das Bild weg, lief einigemal im Zimmer auf und ab, in einer Stimmung, die nichts weniger als behaglich war. Endlich griff ich nach den Briefen und las. Ich fühlte mich besser darnach werden, und unvermerkt war die vorige Unbehaglichkeit, ich weiß selbst nicht wie, verschwunden. Ich eröffnete mein Bild wieder und — o Wunder über Wunder! — Was sah ich? — Ein niedliches braunes Mädchen, an welches nicht nur meine Augen, sondern auch mein Herz längst gewöhnt schienen, ja dem das Herz schon mit Liebe entgegen schlagen konnte. Das letzte hat seitdem von Stunde zu Stunde, von Tage zu Tage zugenommen, und kurz und gut, ich liebe das Mädchen, welches dieses Bild mir darstellt. Jener erste Eindruck ist so ganz verschwunden, daß ich mir ihn nicht einmal zurückrufen, viel weniger gründlich erklären kann. Alles, was ich mit einiger Wahrscheinlichkeit herausbringen kann, ist, daß jener fatale Zauber durch einige Nebenvorstellungen veranlasst wurde. Was ich sonst geliebt habe war blond; daher phantasirte ich mir auch immer mein Schwabenmädchen blond. Es musste mir also wol fremd auffallen,

gerade das Gegentheil zu finden. Manches möchte ich auch wol auf die Rechnung des Malers setzen, der den Haaren das Ansehen einer großen kohlschwarzen Allongen-Perrücke, und sonst sowol dem Gesicht als der Stellung manches gegeben hat, welches sich zuverlässig in dem Original nicht findet. Sähe ich das Original selbst daneben, so würde ich mich bestimmter darüber ausdrücken können [17]. — Doch alles, was mir beim ersten Anblicke als fremd, wiewol freilich nur dumpf und dunkel auffiel, das hat jetzt ganz seine Wirkung verloren. Ich wollte wetten, daß ich, wenn anders der Maler nicht gar zu himmelweit vor dem Ziele vorbeigeschossen, das Mädchen nun völlig, wie es in der Natur leibt und lebt, im Geist aufgefasst hätte, und so, muß ich wiederholen, weiden sich Augen und Herz daran. Ich sage Ihnen, das Bild kommt nicht von mir, weder Tag noch Nacht. Oft seh' ich's Stunden lang an und grüble mich fast todt darüber, wie es zugehen konnte, daß mir's nicht gleich beim ersten Anblick eben so lieblich an's Herz griff. Die Locken, wenn sie wirklich so schwarz sind, als das Bild vermuthen lässt, müssen indessen doch ein wenig gepudert werden [18]. Ich habe das dem kleinen Mädchen [19] selbst gesagt; unterstützen Sie mich darin, liebe Freundin. — Uebrigens habe ich in der Beilage an Elisen so geschrieben, daß Tochter und Mutter hoffentlich mit mir zufrieden sein werden. Ich möchte den Eindruck doch wol wissen, den mein Brief auf Elisen macht. Hat Elisens Herz wirklich die Empfänglichkeit, die ich wünsche, so kann und darf sie nun nichts mehr hindern, sich mir ganz anzuvertrauen. Denn sie sei auch gerathen an wen sie wolle, so ist sie doch bei

Gott! an keinen Schurken gerathen. — — — Suchen Sie Elisen zu recht baldiger Antwort zu bewegen. Ich muß hierauf auch erst noch einmal umständlich an sie schreiben, und dann — und dann — — die Frühlingsferien kommen mit jedem Tage näher. Wie bald läuft die Zeit hin!"

Nachschrift: „Hören Sie, gute Frau! Zeigen Sie denn wohl Elisen meine Briefe? Oder referiren Sie daraus?[20] — Mit diesem müsste Sie doch wol für's erste eine Ausnahme machen. Es ist zwar nichts darin, was ich ihr nicht selbst über ein Weilchen zuschäkern werde. Allein jetzt will mir doch fast bange sein, es möge das traute Mädchen betrüben, daß es mir Anfangs so albern ging, so sehr das auch vorüber ist."

Hinzu fügte er noch folgendes „Notabeneblatt: Für jetzt habe ich auf dies Blatt eben nichts besonders, als den verhenkerten jungen Cavalier. Hole ihn dieser und jener! Ich kann nun zwar nicht sagen, daß er mir bis jetzt was zu Leide thäte; dennoch aber ist mir, als ob ich ihn nicht sonderlich leiden könnte. Was hält Elise von ihm?[21] — — Ich liebe das Mädchen in der That, wenn es wirklich so ist, als ich mir's nach Allem, was ich bis hieher erfahren, vernünftiger Weise vorstellen muß; und ich mache Ernst, wenn es ihr ein Ernst ist. Aber ich fürchte bei näherer Bekanntschaft mit ihr zu verlieren. Gleichwol leiden es meine Grundsätze nicht, sie auch nur im geringsten zu täuschen. — Von ihrer Antwort wird es nun abhängen, ob ich mich ihr ganz mit meinen sowol moralischen als physischen Mängeln und Gebrechen darstellen soll. Hat sie alsdann noch Lust

zu mir, nun so komme ich ganz in der Stille nach St. Schlechter soll sie mich dann wenigstens nicht finden, als ich mich zum Voraus gemalt habe. Ich denke, es ist Pflicht, hier lieber in's Häßliche als in's Schöne zu malen. — Ich denke doch, daß Sie meinen Hauptbrief, so wie er da ist, werden vorweisen können. Haben Sie Acht auf die Wirkung, die der meinige an Elisen thut, und melden Sie mir's. Er ist mir ächt von Herzen gegangen. Bin ich irgend im Stande das Mädchen, ist das Mädchen irgend im Stande mich glücklich zu machen, so geschehe was der Himmel will. —

Sagen Sie mir, Freundin, hat das Mädchen einiges Vermögen? Und wie viel wol? Freilich eine elende Frage die ich selbst mit Ekel und Unwillen thue! Aber warum hat die Erzmetze Fortuna mich dazu verdammt, daß ich sie thun muß?[22] —

Weder von Wort zu Wort noch in nuce ist mir der in diesem Briefe erwähnte schriftliche Beischluß Elisens bekannt; aber von mehreren Seiten wird bestätigt, daß ihr erster Brief an Bürger innig, liebevoll, zart, mit rückhaltsvoller Weiblichkeit verfasst und in dem begleitenden Gedichte die reinste Zuneigung in edler Simplicität ausgesprochen worden. Sie war, so versicherte Frau Ehrmann beinahe spornstreichs[23], vest entschlossen ihm ihre Hand zu reichen, und das erklärte ihm Elise hinterher selbst. Zugleich kündigte jene dem in den Stürmen des Lebens so unglücklichen Segler nachdrücklich an, seine künftige Gattin dürfe außer sonstiger reichlicher Ausstattung auf eine baare Mitgift von ein paar tausend Gulden rechnen, und was sie nach ihrer Mutter Tode mit ihrem Bruder zu

theilen haben würde stelle sich mindestens auf das Zehnfache heraus[24]. Doch nach allen Verlockungen umgürtete sie sich nun auch straffer denn vormals mit der Toga einer vorsichtigen Warnerin. Vielerlei Unerfreuliches sage der öffentliche Leumund der Auserkorenen nach, sehr Bedenkliches hänge ihr die Medisance an, dessen Grund oder Ungrund sie nicht zu untersuchen vermöge. Er werde wohl thun bei den in Göttingen aufhältlichen Stuttgartern nach ihrem Rufe weiter zu forschen, und er werde wohl thun in Erwägung zu ziehen, daß sie erst zwanzig Jahre zähle, er dagegen ein Vierziger sei.

Die Commödiantin! sie wusste von anderer Seite her, daß Bürger dieses Rathes nicht mehr bedurfte, daß er bei Diesem und Jenem über sein Mädchen geforscht, seitdem ihm dessen Name außer Zweifel schien. Alle Nachrichten lauteten bis auf den letzten Tag sehr günstig, vornehmlich in Betreff ihrer sittlichen Eigenschaften verlautbarte nur Lobenswerthes. Die Diplomatin! Sie vergaß nicht beizufügen, daß freilich kein Erfahrungssatz Abweichungen ausschließe, wie sie denn — eine an sich viel bedenklichere Altersungleichheit — ihres Mannes Leben um 9 Jahre überschritten, und dennoch ihrem ehelichen Glücke beiderseits nichts angewünscht würde.

Im Uebrigen erinnerte Dame Ehrmann etwas empfindlich an die wiederholt versprochenen Gratis-Beiträge zur „Amalia“ und deren Recension in einem wirksamen Journale. Natürlich! die gute Frau konnte doch nicht ganz ohne Entgelt für ihre eifrigen und kunstfertigen Unterhändeleien bleiben. Sie blieb es aber: das Versprochene kam nie.

Wäre nun auch die hie und da ausgesprochene Vermuthung begründet, daß die Aussicht auf Erleichterung des ökonomischen Last- und Frachtwagens, an welchem der arme Dichter beständig keuchte — Die Härte äußerer Schicksale klammerte sich von Ewigkeit her am liebsten an die Fersen ausgezeichneter Menschen, und die schwieligen Herzen unseres deutschen Volkes zumal ließen gerade die verdienstvollsten Geister darben —, ich sage: hätte jene Aussicht ihn vollends zu der bevorstehenden Vermählung bestimmt, so schwelgte er doch zu sehr wieder in Liebe, so lebte er doch in zu unendlicher Abhängigkeit von weiblichem Umgange, als daß er diese Verbindung überhaupt hätte rückgängig machen sollen, wenn sich ihr weiter nichts entgegenstellte als Mangel an Aussicht auf Besserung seiner bedrängten Lage. Einen Beweis hiefür haben wir in der gänzlichen Fruchtlosigkeit der ihm von einigen befreundeten Göttingern geäußerten Besorgnisse, als sie den Ernst seines Wagestückes — was jede Ehe mehr oder minder ist — erkannten. Frau v. d. Recke schrieb ihm mit dürren Worten, sie fürchte, sein Roman werde schlecht enden. Er antwortete: „Poetisch phantastisch fing mein Liebeshandel an, aber ich hoffe — meine Ehe soll prosaisch glücklich sein". Von unbekannter Hand kam ihm folgende

### Warnung an Bürger.

Ein Mädchen ist mit zwanzig Jahren
In Schwaben herzlich unerfahren
Und liebt und wirbt gar unbesehn.
Schnell ist der künft'ge Mann gefunden,

Viel schneller ihre Lust verschwunden;
Wie kann sie auch bestehn?

Hat Chodowiecky allen Leuten
Dich Singenden in Deine Saiten
Nicht als Philister dargestellt?
Dein Haupt im Schmuck der Bürgermeister,
Dein Schlafrock Spott der schönen Geister;
So kennt Dich längst die Welt.

Doch will das Jüngferlein aus Schwaben
An Dir den ersten Gatten haben?
O Bürger, merke klug auf mich!
Es will das Jüngferlein aus Schwaben
Den ersten Gatten bald begraben;
Darum erwählt sie Dich.

Aus Wolken, die mich oft verstecken,
Tret' ich, um meinen Freund zu decken,
Mit strengem Blick und Wort hervor.
So strenge bin ich Dir zu Ehren.
Drum leihe gut gemeinten Lehren
Dein bald bethörtes Ohr.

Schwer konnte Tönen der Syrene,
Verstärkt durch ihres Anblicks Schöne,
Odysseus selber widerstehn.
Willst Du aus ihren Rosenketten
Den fast verstrickten Nacken retten,
So musst Du nie sie sehn.

Aus Italien. Frau Menschenschreck[25].

Er entgegnete:

In Schwaben ist mit zwanzig Jahren
Ein Mädchen nicht so unerfahren,

Liebt sie und wirbt gleich unbesehn.
Wenn Seelenadel den erhebet
Des Harfe süß das Herz erbebet,
Wie leicht ist's da geschehn.

Ha, stellte nun auch, wie im Bilde,
Als Aga der Philistergilde
Der traute Harfner selbst sich dar:
So blieb' ihr doch der Herzbeweger,
Als Rockelor- und Atzelträger,
Was er vorher ihr war.

Um Geistes- und um Herzensgaben
Warb laut das Jüngferlein aus Schwaben,
Und nicht um Fleisch und Bein nnd Kleid.
Und traun! das Jüngferlein aus Schwaben
Wünscht das sobald nicht zu begraben,
Was wechsellos erfreut.

Getreu wird's, unter Himmelssegen,
Des einzig lieben Mannes pflegen,
Bis zu dem höchsten Stufenjahr;
Und Deutschland soll's zu rühmen haben,
Daß dieses Jüngferlein aus Schwaben
Einst Bürger's Gattin war.

Drum, Sängerin der falschen Lehren,
Die keck dem schönsten Bündniß wehren,
Schweig, oder schrei in leeren Wind!
Des Freundes Nacken willst Du retten?
Wie? Auch aus weichen Rosenketten,
Die ohne Dornen sind?

Wär' er wie Du in Welschland's Mitte —
Denn da nur herrscht Syrenensitte —
So warnt' ihn wol Dein Wort zurück.

Doch, wen der Liebe goldne Schlingen
Im biedern Schwabenlande singen,
Dem lacht sein gutes Glück[26].

Um sich indeß der Zukunft an Elisens Seite völlig zu vergewissern, erachtete er es für nothwendig sie auf Alles aufmerksam zu machen, was ihr späterhin an dem Gatten möglicherweise mißfallen und den Frieden einer so romantisch geschlossenen Ehe stören könnte. Und so schickte er denn angekündigtermaßen eine umständliche Schilderung seiner selbst und seiner Verhältnisse an sie ab, die er die „Beichte eines Mannes nannte, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will".

Ich gestatte mir, diese Urkunde hier folgen zu lassen[27]:

„Besäße die lebhafte rasche Schwärmerin, deren Liebe schon durch ein Paar Hauche meines Geistes und Herzens angefacht werden konnte, — besäße sie auch Alles, was die kühnsten Ansprüche eines Mannes befriedigen möchte, Schönheit und Anmuth, wie des Geistes, so des Leibes, Güte und Adel des Charakters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen; hätte sie auch mit allen diesen Vollkommenheiten mein ganzes Wesen längst dergestalt bezaubert und gefesselt, daß sie nothwendig das Ziel meiner heißesten unauslöschlichsten Wünsche sein und bleiben müßte: so könnte, so dürfte ich dennoch dies Bekenntniß der heiligen Wahrheit nicht unterdrücken, wenn ich auch gleich im voraus wüßte, daß sie mir dadurch, zu meinem unaussprechlichen, bis in's Grab hinab dauernden Kummer, verloren ginge. Also gebeut mir der Richter, der Gesetzgeber, der Gott, den ich in meinem Busen

trage, den ich nicht verleugnen kann, den ich verehren, dem ich, trotz allen widerstrebenden Neigungen gehorchen muß, wenn ich nicht unmittelbar die grausamste aller Seelenstrafen, Verachtung und Verabscheuung meiner selbst auf mich laden will.

Theures Mädchen! so sehr ich wünsche, daß Sie die Person sein mögen, der es verliehen ist, den Nachmittag und Abend meines Lebens zu beseligen; die Person, welche nun noch auf Erden zu finden ich längst verzweifelte; so sehr ich wünschte, der einzige Mann Ihres Geistes, Ihres Herzens, Ihrer Sinne, und in allen diesen der Mann Ihrer höchsten irdischen Glückseligkeit zu sein: eben so sehr drängt mich auch die Pflicht, Sie durch dieses getreue Bekenntniß von mir selbst zur strengsten Prüfung aller Ihrer Neigungen und Ansprüche erst aufzufordern, ehe der Enthusiasmus uns Beide zu Schritten verleite, die uns in großes Unglück führen könnten. Ich will daher mein Inneres und mein Aeußeres so schildern, daß, wo möglich, ich selbst hinfort mich nicht genauer kennen will, als Sie mich kennen sollen.

Was zuvörderst meinen Geist und mein Herz betrifft, so mögen Sie zwar wol glauben, Beides aus meinen öffentlichen Werken so hinlänglich zu kennen, um sich in Ansehung dieser Stücke volle Genüge für Ihre Wünsche versprechen zu dürfen. Allein vielleicht könnten Sie dennoch wol irren. Ich will zwar, eben so unbefangen von Demuthsziererei, als von Dünkel, gern zugeben, daß Einiges unter meinen Werken befindlich sein möge, das eines edeln Geistes und Herzens nicht unwürdig ist. Allein daraus dürfen Sie auf vollkommenen

und unbefleckten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre sonst eben so viel, als ob Sie von einigen schönen Blüten auf gesunde und unverdorbene Schönheit und Vollkommenheit des Baumes, welcher sie trug, schließen wollten. Auch ein wurmstichiger mehr als halb verrotteter Stamm mag, wenn er sonst nur ursprünglich guter Art ist, noch immer deren einige hervorbringen. Nun fürchte ich sehr, daß Sie und Jeder, der mich näher kennen lernt, trotz dem besten Vorurtheil, das er vorher für mich hegte, genöthigt sein werde, mich für einen solchen verdorbenen Stamm zu halten. Ungewitter und Stürme des Lebens haben hart in meine Blüten, Blätter und Zweige gewüthet. O, ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte, und auch wol wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte. Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholische Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen höchst werthlosen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur ansieht, spricht bei sich: „Es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!“ weil ich dies wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir dann selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Da ich indessen ursprünglich gewiß mehr Anlage zum Frohmuth, als zum Trübsinn habe: so

wäre ich wol in den letzten Jahren in mein erstes Natur-Geleise zurück gelangt, wenn ich meine gefeierte Molly-Adonide behalten hätte. Denn in dem Besitze ihrer Person und Liebe fühlte ich mich sehr merklich wieder gedeihen, wie an Reichthum des Kopfes, so an Fülle, Wärme und Kraft des Herzens. Jene Laune belästigte mich damals in weit geringerem Grade, und das Weib meines Herzens erfuhr davon, wie ich glaube, gar keine Beschwerde. Wodurch hätte ich aber nach ihrem Hinscheiden genesen sollen? — Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande. Sollte sie aber wol möglich sein, eine so gewaltige Liebe, die es der Mühe werth hielte, ein lange verstimmt gewesenes Instrument rein umzustimmen und mit neuen Saiten zu beziehen? Und würde hernach das Instrument ihr Mühe und Kosten vergüten? — Ach, ich bin auch im Stande der Gesundheit des Leibes und der Seele nur ein gewöhnlicher Alltags-Mensch, wie sie zu Millionen unter Gottes Himmel herumlaufen. Ich erstaune, wie ein vernünftiges Publicum mich, um einiger guten Verse willen, für etwas Besonderes halten könne.

Elise meint, weil ich nicht übel schriebe, so müsste ich auch wol artig sprechen. Nichts weniger. Ich bin ein erbärmlicher Sprecher. Meine Schrift fließt mühselig und langsam, in Prose und Versen. Nur ein Bischen gesunde Beurtheilungskraft und Geschmack machen, daß es bisweilen leidlich wird, was ich schreibe. Mein mündlicher Vortrag muß daher vollends schlecht von Statten gehen. Die Gabe, geistreich, lebhaft und witzig

im Umgange zu unterhalten, mag ich vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur in meinen glücklichsten seltensten Stunden, und auch da nur für Solche besitzen, die mich sehr lieb haben, und gerade an meiner Weise Gefallen finden. Manchen mag auch blos deswegen etwas als schön vorkommen, weil ich, der für etwas Besonderes Gehaltene, es sage; ob es gleich etwas sehr Armseliges ist. Ich könnte nun zwar wol öfter und mehr mit manchem gesellschaftlichen Schwätzer und Spaßmacher wenigstens gleichen Schritt halten. Allein ich bin zu schüchtern und blöde, alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuspenden, die gleichwol, wie ich an Andern täglich sehe, ohne Widerrede im gemeinem Handel und Wandel gilt. So oft ich mir auch desfalls Muth einzusprechen suche, so tritt mir doch gemeiniglich das Gewissen in den Weg. Aus Besorgniß, durch Zucken oder Stocken die Unvollkommenheit meiner Waare zu verrathen, schweige ich lieber ganz stille. Darüber mag mich wol schon Mancher und Manche für einen armen Schlucker gehalten, und sich gewundert haben, wie ein so langweiliger Mensch doch so leidliche Gedichte gemacht haben könne. Nun, an echter vollwichtiger Goldmünze des Geistes bin ich auch in der That kein Crösus, wiewol ich an gemeinem Klappergelde nicht eben ein Bettler bin.

Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth sein, als meine Geistes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener sein muß, als mit diesen. Denn so wie ich hier nicht nur erkenne, was zum besser und vollkommener sein gehört, so fühle ich auch gar wol die Mög-

lichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtsinn und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe. Dies verursacht, daß ich auch in Ansehung dessen, worin ich vielleicht wirklich besser bin, als andere Menschen, dennoch nicht gar viel von mir selbst halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüber liegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben: so muß ich wol mein wirkliches Gute nur für Product eines unterstützenden Temperamentes halten. So glaube ich, zum Beispiel, nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, boshaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig u. s. w. bin: aber warum bin ich's nicht? Etwa weil ich das Alles für unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach, das thue ich freilich: aber darum meide ich wol nicht jene Laster und übe die entgegen gesetzten Tugenden aus; sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weichliches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht entspringen!

An meiner Lebensweise und an meinen Sitten ist noch ungleich mehr auszusetzen. Ich bin kein guter Haushälter: nicht, daß ich etwa zur Verschwendung geneigt wäre; sondern weil ich ziemlich unordentlich, nachlässig, träge und leichtsinnig bin, und weder meines Geldes, noch meiner übrigen Habseligkeiten sonderlich achte. Es läßt sich daher auch kein Mensch bequemer betrügen, als ich. Denn wenn ich den Betrug auch merke, so muß er schon arg kommen, ehe ich ihn nur zur Sprache bringe, be-

sonders auch darum, weil ich mich Niemanden gern unangenehm mache. In Essen, Trinken und vielen andern Gegenständen des Luxus kann ich mich, ohne daß es mir sauer wird, sehr sparsam behelfen. Etwas weniger vielleicht in der Kleidung, worin ich, wenn es sein kann, wol etwas mehr, als meines Gleichen, modernisire.

In dem, was die Kinder dieser Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, habe ich auch eben nicht viel gethan. Ich glaube, ich bin ziemlich trocken, hölzern und steif in meinen körperlichen sowol, als geistigen Bewegungen. Durch so genannte Galanterie und Politesse bin ich schwerlich im Stande, mein Glück zu machen. Was ich vielleicht auch leisten könnte, den Menschen angenehm und gefällig zu sein, das unterlasse ich doch, entweder aus Stolz, oder aus Nachlässigkeit und Trägheit. Des Stolzes, wie auch des Trotzes gegen fremden Stolz und Trotz ist mir überhaupt eine ziemliche Portion zu Theil geworden. Dies wäre indessen wol noch so übel nicht. Aber das ist übel, daß ich's aus Nachlässigkeit und Leichtsinn zum Beispiel oft an Antworten auf Briefe, an Besuchen, an Ehrenbeschickungen und Befolgung mancher Vorschriften der Etiquette ermangeln lasse.

Was indessen Lebensweise und Sitten betrifft, so glaube ich, ein Weib, das ich liebte, könnte mich ohne sonderliche Schwierigkeit zu demjenigen machen, wozu sie mich nur immer gern hätte. Liebe würde meiner mächtig sein, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wol noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei aufrecht erhalten

würde; besonders wenn sie die Kunst zu herrschen verstände.

Uebrigens kann ich nicht bergen, daß man mich für einen ziemlichen Libertin hält, und leider! nicht ganz Unrecht hat. Doch ist es darum, weil ich bisweilen eine unartige Zunge habe, bei weiten nicht so arg, als Mancher glauben mag. Ich bin in diesem Punkte nicht immer, und sonderlich in früheren Jahren nicht, ganz regelmäßig, aber doch nicht auf eine niedrige und schmutzige Art ausschweifend gewesen. Denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen. Ich fühle indessen, daß ich dem Weibe meiner Liebe ohne sehr harte und dringende Versuchung nicht ungetreu sein könnte. Ich weiß das aus der Erfahrung bei dem einzigen weiblichen Geschöpfe, das ich vor Elisen nur allein im höchsten und vollesten Verstande des Wortes geliebt habe, wovon ich hernach reden werde.

Was ich bisher, und leider! auch zu meinem Nachtheil, von mir habe bekennen müssen, könnte vielleicht noch nicht hindern, daß ein Weib, welches mich und welches ich liebte, mit mir glücklich wäre. Allein nunmehr folgt das Bedenklichste.

Wenn ich auch noch so liebenswürdig von Geist, Herz und Sitten wäre: so bin ich doch weder jung, noch schön, noch in guten häuslichen Umständen. Meine Jahre reichen völlig an das wol bewusste — Schwaben-Alter hinan. Von hundert jungen, hübschen, zwanzigjährigen Mädchen dürften leicht neun und neunzig die Schultern

davor zucken. Ob ich gleich an Gesicht und Figur nicht eben eine Fratze zu sein glaube: so bin ich doch wahrlich auch nie ein Adonis gewesen. Das Profil, das Elise kennt, soll, wie Viele behaupten, mir ziemlich gleichen; wiewol Andere dies wieder leugnen. Ich kann's nicht beurtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, mich im Profil zu kennen; indessen möchte ich doch beinahe fürchten, daß man sich darnach leicht etwas Hübscheres unter mir vorstellen könnte, als ich wirklich bin; etwas mehr Leben und Freundlichkeit allenfalls ausgenommen. Meine kleinen Kränkeleien geben mir oft ein weit hinfälligeres und abgeblasstes Ansehen; wiewol in den Zeiten, da ich mich gesunder und munterer an Leib und Seele fühle, die Leute mich auch wol für zehn Jahr jünger zu halten geneigt sind. Denn in der That bin ich ursprünglich von sehr guter Constitution, und stände vielleicht jetzt noch in eben der Blüte, in welcher Andere zwischen zwanzig und dreißig stehen, wenn ich nicht Geist und Körper mit so vielen und langwierigen Widerwärtigkeiten hätte müde ringen müssen. Ich bin am ganzen Körper weit schmächtiger und magerer, als mein Gesicht vermuthen lässt. Ich habe Dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letzten pflegten bisher Weiblein und Mägdlein, bei denen ich, Gott weiß warum, bis auf den heutigen Tag niemals übel gelitten gewesen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Ueberhaupt soll ich bis unter die Nase herab, selbst nach Maler-Urtheil nicht uneben gebildet, der Mund aber soll ganz verzweifelt häßlich sein. Das liebenswürdigste der Weiber pflegte zu sagen: „Bürger, es ist kein anderes Mittel, als man muß dich unaufhörlich

küssen, damit man nur den häßlichen Mund nicht sehe, den du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen lassen kannst.“ — Sonderbar! Mir selbst kommt nun weder der Mund so excessiv häßlich, noch Nase, Stirn und Augen besonders schön vor.

Meine ökonomischen Umstände sind noch zur Zeit sehr schlecht. Ich habe nichts, — nichts! Ja, ich würde sagen müssen: noch weniger, als nichts; wenn ich nicht noch so viel an Grundstücken besäße, daß meine Schulden damit getilgt werden können. Wenn aber auch dies geschehen ist, so wird wenig oder nichts übrig bleiben. Ich hatte ein ganz artiges Vermögen. Allein bei einer sehr wenig einbringenden Beamtenstelle auf dem Lande, wobei ich gleichwol ziemlich viel Aufwand machen musste, und bei einer unglücklichen Pachtung, ist mein Vermögen drauf gegangen. Auch war meine erste Frau eine eben so nachlässige Haushälterin, als ich selbst. Schon vor fünf Jahren habe ich, durch unsäglichen Verdruß genöthigt, jene Beamtenstelle niedergelegt, und seitdem, freilich eben nicht im Ueberflusse, aber doch auch nicht in allzu drückenden Mangel, von meinem Kopfe gelebt. Ich bin nun zwar in diesen Jahren nicht weiter zurück, aber doch auch nicht vorwärts gekommen. Der Tod eines mir abgeneigten angesehenen Mannes, der in verwichenem Frühjahr sich ereignete, hat verursacht, daß ich endlich hier als Professor angestellt worden bin. Wäre dies, wie billig, eher geschehen: so befände ich mich wol schon wieder in gedeihlichen Umständen. So aber eröffnet sich mir erst jetzt eine bessere Aussicht. Ich bekomme zwar noch kein Gehalt, und muß vielleicht noch ein paar Jahre darauf warten;

jedoch läſſt ſich hier durch Collegien=Leſen ein Ziemliches erwerben, und ich ſchmeichle mir, auf dem Wege zum Beifalle zu ſein. Ich kann alsdann, wenn ich auch gleich noch keinen Heller fixes Gehalt bekäme, auf eine jährliche Einnahme rechnen, die auf's ſchlechteſte nicht unter fünf hundert Thaler herab ſinken, ſehr wol und leicht aber bis über tauſend hinauf ſteigen kann. Wenn ſich nun ein gutes liebenswürdiges Weib, begabt mit etwas Vermögen und häuslichen Wirthſchaftstugenden, entſchließen könnte, mich armen Stümper zu heiraten: ſo ließen ſich zwar wol, wenn ich leben und geſund bliebe, ganz leidliche Umſtände für mich, und zwar ohne des Weibes Nachtheil, erwarten. Aber wie wenn Kränklichkeit mich unthätig machte, oder gar ein früher Tod mich hinnähme? Ach, dann könnte das gute Weib vielleicht nicht einmal ihr Zugebrachtes unverkürzt zurück, geſchweige denn vollends eine andere hinlängliche Verſorgung erhalten. Einigen Troſt hiergegen giebt jedoch unſere ſehr ſolide Profeſſoren=Wittwen=Caſſe, woraus ſie ſich ſogleich eine jährliche Penſion von hundert und zehn Thalern, und ſobald ſie in die Claſſe der ſechs älteſten Wittwen gehörte, von hundert und dreißig Thalern zu verſprechen hätte, mit der Freiheit, dieſe Penſion zu verzehren, wo ſie will. Gleiche Penſion genießen auch die elternloſen Waiſen ſo lange, bis das jüngſte Kind das zwölfte Jahr erreicht hat.

Zu allen dieſen bedenklichen Umſtänden kommt noch der, daß ich nicht weniger als drei Kinder, eine Tochter von elf, einen Sohn von ſieben, und eine Tochter von vier Jahren habe. Nun ließe ſich zwar wol eine Einrichtung treffen, daß eine Frau wenig oder gar nicht davon

belästigt würde. Denn meine älteste Tochter wird hier in einer Pension, wo sie mir aber wol gegen hundert und zwanzig Thaler jährlich kostet, erzogen; der Sohn ist auswärts bei einer leiblichen sehr edeln Schwester von mir, und die jüngste Tochter bei einer braven Frauen-Schwester.[28] Jedes Kind hat es da, wo es sich befindet, sehr gut, und wird dergestalt geliebt, daß ich Mühe haben würde, es loszureißen. Denn alle sind, Gottlob! sehr gut geartete und liebenswürdige Kinder von Kopf und Herzen. Allein wenn ich wieder heiratete, so würde es mit darum geschehen, daß ich dadurch von dem Herzweh genäse, welches ich so oft über die Abwesenheit und Zerstreuung meiner lieben Küchlein empfinde. Ich würde sie dann wieder um mich versammelt wissen wollen, theils um Kosten zu ersparen, theils um ihre Erziehung unter meinen Augen zu besorgen. Da ich aber diese Kinder alle außerordentlich lieb habe, und es bei mir sowol Temperament, als Grundsatz ist, daß man nie gütig und liebreich genug gegen seine Kinder sein könne: so würde es mich an meiner empfindlichsten Seite schmerzen, wenn sie es bei einer Stiefmutter hart und übel hätten. Nun könnte eine Stiefmutter, wäre sie gleich sonst ein gutes Weib, die Kinder vielleicht dennoch nicht lieben, blos weil sie nicht Kinder ihres eigenen Leibes wären. Ganz unschuldiger Weise könnten sie ihr zuwider sein. Denn ich fühle, es könnte mir eben so gehen, wenn ich Stiefvater von manchen Kindern sein sollte, die ich unglücklicher Weise nicht leiden kann; und gleichwol brauchte ich mich deswegen nicht für schlechter zu halten, als ich wirklich bin. Dieses ist also ein höchst wichtiger Punkt, der aufmerksame Prüfung erfordert.

Nunmehr noch etwas von meiner vorigen Lebensgeschichte. Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heiraten, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wol; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzens-Gleichgiltigkeit gegen mich unterstützt wurde): so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute

entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, in geheim es wirklich zu sein. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege. —

Im Jahre 1784 starb meine erste Frau an der Auszehrung, die in ihrer Familie erblich war. Im Jahre 1785 heiratete ich öffentlich und förmlich die Einzige Höchstgefeierte meines Herzens; allein nach kurzem glückseligen Besitze verlor ich auch sie am 9. Januar 1786 nach der Geburt der jüngsten Tochter an einem hektischen Fieber. Was ihr Besitz, was ihr Verlust mir war, das sagen meine Freuden- und Trauerlieder. Seit dieser Zeit lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen.

Kann Elisen der Mann noch reizen, der so vor ihr da steht? Noch habe ich, wie mir vorkommt, mir selbst eben nicht zum Vortheile geredet. Etwas ist indessen doch wol demjenigen erlaubt, zu seinem Besten zu sagen, der keinen seiner wichtigsten Fehler vorsätzlich verschwieg. Dem Weibe, das mich, so wie ich da bin, zu lieben vermag, und welches ich mit voller Freude wieder liebe, darf ich ein nicht unglückliches Leben versprechen. Ist es ihr süß, von mir geliebt, an meinem Busen gehegt und gepflegt zu werden, so wird es ihr nie an voller Genüge ermangeln. Denn wenn ich einmal echt und von Herzen liebe, so liebe ich gewiß unveränderlich, und keine Fülle des Genusses kann mich des geliebten Weibes satt und überdrüssig machen; so gemein auch die Bemerkung ist: der Genuß sei das Grab der Liebe. Nur Afterliebe, die den heiligen Namen nicht verdient, erkaltet im Bette der

Ehe. Der wahren Liebe, meiner wahren Liebe, bleibt dies immer ein Brautbett. Auch das Weib, welches ich unglücklich genug wäre nach der unzertrennlichsten Verbindung nicht mehr zu lieben, darf wenigstens keine unedle und rauhe Begegnung von mir fürchten. Das bezeuge mir noch in jener Welt die, mit welcher ich zehn Jahre ohne ein rohes unfreundliches Wort verlebte, ob ich sie gleich nicht liebte. Eher möchte ich vielleicht fähig sein, mit der Höchstgeliebten meines Herzens, doch nur über geargwohnten Mangel an ihrer Gegenliebe, zu hadern. Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Noch bin ich in diesem Falle zwar nicht gewesen: aber mich däucht, es würde von allen möglichen der schlimmste sein. Leicht könnte ich dann der unerträglichste Mensch werden. Denn es kommt mir vor, als sei ich großer Eifersucht fähig. Freilich nicht, nach gemeiner Männer Weise, zum Hüten und Auskundschaften der Schritte und Tritte meines Weibes; nicht zur Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umganges: aber heimliche Verzweiflung würde mein Herz zerfleischen, und in der grausenden Gestalt eines Höllen-Verdammten würde ich vor ihrem Angesichte umher schleichen.

Nun, Elise, prüfen Sie sich und mich! Erkundigen Sie sich, wo möglich, nach mir und meinen Umständen auch bei Andern. Doch glauben Sie eher nichts, als bis ich's Ihnen selbst bestätigt habe. Denn obgleich kaum irgend Jemand mich schlimmer schildern wird, als ich selbst gethan habe: so könnte mich doch wol ein Anderer

minder wahr schildern, als ich, der ich mich selbst am besten kenne, zu thun im Stande bin.

Sie haben eine Mutter, und, wie mir versichert worden ist, eine rechtschaffene und kluge Mutter. Wenn Ihnen je in ihrem Leben der Rath einer solchen Mutter theuer und werth war, so lassen Sie sich's in diesem Falle doppelt angelegen sein, auf ihre Stimme zu horchen. Sie wird vermuthlich diese Darlegung mit einem offneren und unbefangeren Sinne, als Sie, liebe süße Schwärmerin, aufnehmen, und der Rath des Mutter-Kopfes wird vermuthlich zuverlässiger sein, als der Rath des Tochter-Herzens. Findet die Mutter, daß der Mann, der sich mit dem Pinsel der Wahrheit hier selbst geschildert hat, ohne mit Wissen und Willen irgend einen Flecken, worauf etwas ankommen kann, auszulassen, dennoch wol ein guter Mann für ihre Tochter sein könne: nun — so überlassen Sie sich dem vollen Zuge Ihres Herzens.

Doch nein! auch alsdann noch nicht eher, als bis Sie mich selbst gesehen haben. Meinen Sie, nach wiederholter und abermals wiederholter Prüfung dieser Beichte, daß ich, trotz Allem, was an mir auszusetzen ist, dennoch der Mann Ihres Herzens sein könne, wenn anders mein Körperliches Ihnen nicht ganz und gar zuwider sein sollte; und Sie sagen mir dieses redlich, offenherzig und unbefangen: so will ich ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Namen, um weder Sie, noch mich selbst vor der Welt bloß zu stellen, zu Ihnen nach Stuttgart kommen. Auch ich selbst muß Sie erst sehen, wie Sie leiben und leben, und ob Sie diejenige wirklich sind, die ich im Geist freilich schon längst mit hoher Liebe um-

fasse. Geist, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen, sind zwar wichtige Ingredienzen zu einer glücklichen Ehe; allein sie machen es doch nicht immer und ganz allein aus. Wir sind insgesammt sinnliche Menschen, und auch die Sinnlichkeit will ihr Recht haben. Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärlichen Etwas richtet, daß sich weder malen, noch schreiben, sondern allein im Innersten fühlen läßt. Dieses Etwas läßt sich weder geben, noch nehmen.

Nach diesen Vorbereitungen wird es sich in der ersten Stunde unserer persönlichen Zusammenkunft ausweisen, ob wir das Publicum mit der allersonderbarsten Heirats-Geschichte zu amüsiren, — zu unserm eigenen noch größeren Amüsement zu amüsiren im Stande sind, oder nicht.

Elise, Elise! ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh, und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt sein kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten.

Und so hoffe ich freudig, der Allbarmherzige werde unsern Bund, wenn er zu Stande kommt, mit seinem Segen krönen."

Elise beharrte bei dem einmal kund gethanen Vorsatze, sie forderte ihn auf persönlich um ihre Hand zu

werden, und so reiste er denn, im strengsten Incognito, Ostern 1790 nach Stuttgart, um seine Braut aus mütterlicher Hand zu empfangen.[29] Frau Hahn hatte zwar, wie schmeichelhaft ihr sonst die Verbindung erschien, mancherlei Vorstellungeu dagegen erhoben. Die Uebernahme von drei Kindern dünkte sie für ein so junges, unerfahrenes und lebenslustiges Mädchen eine zu schwere Bürde. Gleich in der ersten Stunde der persönlichen Vorstellung Bürger's wollte sie in dem innern und äußern Wesen Beider, disparate, unversöhnliche Gegensätze wahrnehmen. Und das Mutterauge täuschte sich in keiner Hinsicht. Allein nicht gewohnt der Tochter hartnäckig entgegen zu streben ertheilte sie die förmlich begehrte Einwilligung.[30]

Ich schalte hier einen Brief ein,[31] datirt aus Giebeldshausen vom 22. April 1790, nicht weil er des Dichters gehobene, heitere Stimmung verräth,[32] denn wie hätte sie bei der ihm verheißungsreichen Zukunft anders sein können, sondern weil er abermals, schonend ausgedrückt, auf eine für unser Plaidoyer keineswegs gleichgiltige Schwäche in der Subjectivität Bürger's hinweist. „Ich muß Dir", heißt es dort, „wiewol für jetzt nur kurz sagen, daß mir ein junges zwanzigjähriges, sehr hübsches, an Geist und Charakter vortreffliches Schwabenmädchen, nicht ohne Vermögen, und überdies mit sehr wahrscheinlichen Aussichten zu ansehnlichen Erbschaften, einen Ring an den Finger practicirt hat. Das Mägdlein heißt Maria Christiane Elisabeth Hahn und wohnt in Stuttgart, von wannen ich sie künftige Michaelis heimholen werde. Diese ganze Heiratsgeschichte

ist so romanhaft und originell, daß sie gewiß seit Adam die erste in ihrer Art ist. [33] Das Mädel hat sich aus meinen Gedichten bis über die Ohren in mich verliebt. In einer lustigen Gesellschaft wird sie damit aufgezogen. Scherzweise macht sie ein Gedicht, worin sie förmlich um mich anhält. Es ist aber natürlicher Weise kein Gedanke daran, daß das Gedicht gedruckt werden und in meine Hände gelangen soll. Gleichwol geschieht dies ohne ihr Wissen und Willen durch Jemanden, der eine Abschrift dieses Gedichts zu erhaschen weiß. Ich fange diesen Winter hindurch an, mich nach Namen und übrigen Umständen der Verfasserin zu erkundigen. Alle Nachrichten lauten sehr vortheilhaft. Ich gerathe durch ein poetisches Gegen-Compliment endlich selbst mit ihr in Briefwechsel, erhalte ihr Portrait, stimme den anfänglichen Scherz nach und nach in Ernst um, gebe ihr eine umständliche und getreue Schilderung meiner innern sowol als äußern Umstände, reise endlich selbst in diesen Osterferien nach Stuttgart, und die Sache ist richtig. Unmöglich ist mir's jetzt, die höchst sonderbaren Fügungen bei der ganzen Geschichte auseinander zu setzen, wodurch sie ein solches Ansehen gewinnt, daß entweder eine höhere, unsichtbar leitende Hand im Spiel sein muß, oder wahrlich, es giebt allüberall eine solche Hand nicht. Denn z. B. hätte ich, wie ich Anfangs vorhatte, meine Abreise nur um einen Posttag verspätet, so wäre wahrscheinlich aus der Sache nichts geworden, denn da lief ein Brief ein, der meiner Kinder wegen nichts Geringeres als einen zierlichen und manierlichen Korb enthielt. Diesen Brief

wartete ich nicht ab. Es musste sich fügen, daß einer meiner Schwäbischen Collegen, mit dem ich reisen wollte wider Vermuthen eher abreisen musste. Ich wollte durchaus noch nicht mit; er ließ aber nicht nach, bis er mich gleichsam bei den Ohren mit in den Wagen geschleppt hatte. Meine persönliche Gegenwart und die den spindelbeinigen Apoll umstrahlende Lieblichkeit gab der Sache nun eine ganz andere Wendung. Kurz, ich bin mit meinem Liebchen öffentlich und förmlich verlobt. Ihr Vater war Expeditionsrath und ist todt. Sie hat nur noch eine Mutter, die von ihren Renten lebt, und einen Bruder, der würtembergischer Officier ist. Kurz, ich schmeichle mir, das Mägdlein soll Euern ganzen Beifall gewinnen, denn sie darf sich sowohl im Körperlichen als Geistigen und Moralischen vor Meister und Gesellen sehen lassen."

Die hier gesperrten Stellen enthalten theils keines Beweises mehr bedürfende Täuschungen, theils positive Unwahrheiten. Niemals haben Elise und deren Mutter ihm irgendwelche Aussicht auf Erbschaften, wie sie von ihm allein gemeint sein können, eröffnet, weil sie schlechterdings nicht vorhanden waren; und aus allen vorliegenden handschriftlichen Nachrichten geht auf's Ueberzeugendste hervor, daß erstere keinen Augenblick an einen Absagebrief gedacht. Frau Hahn, eine streng rechtliche und offenherzige Matrone, rückte ihm selber blos die schon ihrer Tochter vorgehaltenen Bedenken in Betreff der Erziehung von drei Kindern Seitens eines jungen Mädchens, das sich eher um alles Andere in der Welt als diese schwierige Aufgabe bekümmert hätte, vor, frei heraus zu-

setzend, sie wenigstens würde dieser Umstand noch im letzten Augenblicke zum Rücktritt bestimmt haben. Beseitigung dieser Bedenken waren die einzigen von Bürger zu überwindenden und sofort um so leichter überwundenen Schwierigkeiten, als Elise, bar jedweder Rechenschaft über die Tragweite ihr sofort aufzuerlegender Pflichten, durch den Aufwand seiner persönlichen Liebenswürdigkeit in den umgarnendsten Rausch versetzt jede nüchterne Besprechung als beleidigenden Pedantismus des Alters, als Etwas, was sich schon von selbst finden werde, beseitigt wissen wollte.

Wie Bürger auf solche Täuschungen und Unwahrheiten gerieth, davon weiter unten.

Im October (1790) ward denn das seltsame Paar kirchlich verbunden. Trübe schaute die Mutter in des Hochtages Fröhlichkeit. „Wenn", versetzte sie, ihrem gepressten Herzen einmal Luft machend, der hudelnden Frau Ehrmann vor allen versammelten Gästen — „wenn diese Heirat übel ausschlägt, so haben Sie es zu verantworten, denn Sie haben das Ganze angestiftet!"[34].

Begreiflicherweise waren die gesammte Göttinger Zopfgilde wie auch Alle, die über derselben standen, ungemein begierig die in so eigener Schickung erworbene Gattin kennen zu lernen, „und ihr Erscheinen entsprach dem Rufe, der ihr voranging", muß sogar einer der mißgünstigsten Zeitgenossen bekennen. In Wahrheit: ihre Schönheit gestattete beinahe keinen Vergleich; Antlitz und Leib strahlten einen schier untilgbaren Zauber aus. Einigermaßen empfängliche Sinne konnten sich ihr kaum nahen ohne unwiderstehlich hingerissen zu werden. Noch

in ihrem vierzigsten Jahre schlugen ihr die Herzen junger Männer ungestüm entgegen, zumal wenn die Musik ihrer herrlichen Sprache erklang. Ihr bloser wiederholter Anblick wirkte heilkräftig auf den jahrelangen Irrsinn eines alten böhmischen Edelmannes[35]. Die Götter schienen ihr ewige Jugend verliehen und die Reize einer Circe und Vestalin in ihrem Gürtel vereint zu haben[36]. Dazu gesellte sich eine Liebenswürdigkeit und Versatilität des Umganges, eine so imponirende Bildung und graziöse Entschiedenheit, daß sie die größte Sensation in Göttingen erregte.

Neidisch blickte mancher Mann auf Bürger, beschämt mancher Professor auf die eigne Gattin. Von Einigen aber ward ihm Bemitleidung statt Scheelsucht. Welch' eine Eroberung! meinte Jemand zu Kästner; welch' eine Niederlage! erwiederte er weitersehend augenblicklich. Als Lichtenberg, dem scharfsichtigen Menschenkenner, Bürger's Ankunft mit seiner jungen Frau angezeigt und diese beschrieben ward, sagte er: Gut, ich werde condoliren. Einige Wochen später deshalb gehechelt antwortete er blos: Sero Jupiter diphtheram inspexit[37]. Wie bald sollte dies Wort in Erfüllung gehen! Als er mit seiner neuen Anvermählten nach Göttingen zurückgekommen war, erzählt Carl Ludwig v. Woltmann, trat einer seiner jüngsten und redlichsten Freunde unwillkürlich vor ihrem Eindrucke zurück[38]. Gewiß erkannte dieser instinctmäßig das Unglück einer solchen Heterogenität.

Noch im Januar (1791) zeigte sich kein Stürme weissagendes Wölkchen am ehelichen Horizont, und Elise gefiel sich in den neuen Kreisen. „Ich bin ganz gern

hier" — schrieb sie am 18. d. M. —, „die Stadt ist hübsch, die Leute klug, und viele auch gut. Ich gelte hier ein paar Batzen mehr als in Stuttgart, werde par Exemple für sehr gescheidt gehalten u. s. w. Aber Dank sei es meiner Selbsterkenntniß, die mich allstündlich daran erinnert, was im Ernste von mir zu halten ist, und mich vor Eitelkeit bewahrt! Deswegen schwindelt mein Köpfchen noch nicht". Bald jedoch vermehrten und verstärkten sich kleine Zwistigkeiten, und an ihrem zweiten Geburtstage seit der Vermählung überraschte sie der Gatte weder mit einem poetischen Glückwunsche noch Geschenk, sondern mit folgendem schwere Wetter androhenden Briefe:

„Deinen Geburtstag, mein liebes Kind, habe ich nicht vergessen, wenn ich ihn gleich nicht mit Banketten bei Trompeten und Pauken, nicht mit stattlichen Geschenken, auch nicht einmal mit Versen feire. Bankette mit und ohne Trompeten und Pauken ziemen unserer Lage, ziemen unsern Umständen nicht. Ein kleines Geschenk, wie es die Armuth zu geben vermag, hätte ich wol darbringen mögen, wenn ich nur gewusst hätte, was Dir etwa angenehm sein könnte. Erführe ich dies, so könnte ja noch Rath werden. — Aber nicht einmal Verse? Ach nein! Eher waren noch Bankette mit Trompeten und Pauken, eher stattliche Geschenke möglich, als Verse aus einem Geiste und Herzen, deren Schwungkräfte von so manchem und manchem Steine niedergedrückt werden. Ich habe also Deinen Geburtstag mit Gebet und Thränen zum höchsten Regierer aller Dinge begonnen; mit Gebet und Thränen, daß er Dich nicht nur willig und bereit,

sondern auch thätig machen und erhalten wolle, jene Steine von meinem Geiste und Herzen zu unserm beiderseitigen Wohlsein abzuwälzen. Würde dieses Gebet von Gott und von Dir mit Erhörung gekrönt, o, so würde meine Feier mit den besten Geburtstagfeiern um den Vorzug wetteifern. — Für heute will ich nichts mehr hinzufügen. Ich wünschte nun aber wohl einmal ein Stündchen, da Du mir ein offenes und ruhiges Ohr, einen offenen und ruhigen Geist, ein offenes und ruhiges Herz verleihen könntest, welchen aber auch ein unwandelbarer guter Wille und Thatkraft mit nimmer auszuleerendem Köcher nachtreten müssten. Da wir nun einmal bestimmt sind, mit einander zu leben, o, so lass' uns auch für einander leben!"

Bürger beschuldigt sie, ihm die erwünschte Gelegenheit zu Herzausschüttungen entzogen zu haben, weil, wie er argwöhnte, sie nur für ihren „Hauptbuhler", einem damals täglich im Hause anwesenden jungen Grafen aus der Nachbarschaft, Gedanken gehabt, und so entluden sich denn die zum Orkane angesammelten Stürme seines Innern in einer langen, langen Epistel an sie vom 29. November (1791).

Unter Weglassung einem auf's Aeußerste grimmigen und nach völligster Zornesentladung gierigen Manne sehr natürlicher Wiederholungen, verschiedener bagatellmäßiger Umständlichkeiten und kleinlichster, den Aufzähler wahrlich nicht zierender Particularitäten des häuslichen Lebens, möge diese Epistel [39] entblättert werden. Genug ist davon geblieben Elise als eine der Verächtlichsten ihres Geschlechts zu charakterisiren.

„Es hat“, beginnt er, „wie ich mit tiefem Kummer wahrnehme, auch nicht den mindesten Eindruck auf Dich gemacht, was ich Dir neulich an Deinem Geburtstage schriftlich zu verstehen gab. Ich klagte über Steine, die meinen Geist und mein Herz niederdrückten. Ich sprach von thränenvollen Gebeten zum Himmel, daß er Dich willig und thätig machen wolle, diese Steine von mir abzuwälzen. Ich wünschte mir eine ruhige Unterredung mit Dir, um zu unserm beiderseitigen Wohlsein mein Herz ganz ausschütten zu können.

Wäre mir oder irgend Jemanden, der nicht ganz und gar gefühllos oder im allerhöchsten Grade leichtsinnig ist, so etwas von einer Person zu verstehen gegeben worden, der ich hohe und heilige Pflichten schuldig bin; wäre mir's vollends so zu verstehen gegeben worden, daß ich nothwendig mich für die Ursache jener Beschwerden ansehen müsste: o so würde ich keine ruhige Stunde haben verleben können, bis ich alles gewusst, und mich entweder entschuldigt, oder zur Abstellung des Drucks auf das ernstlichste anheischig gemacht hätte. Von allen dem hat sich nun seit mehrern Tagen nicht das Mindeste bei Dir geäußert. Es ficht Deinen beispiellosen Leichtsinn ganz und gar nicht an, ob ich aufgeräumt, oder versunken in traurigem Ernste vor Dir erscheine. Es fällt Dir nicht ein zu fragen: Lieber, was fehlt Dir? Was mißfällt Dir an mir? Wie soll ich es machen, daß Du zufriedener und vergnügter werdest? — Von allem, was nur irgend eine rechtschaffene und gute Frau ihrem Manne unter solchen Umständen gewiß sagen und thun würde, kommt Dir schlechterdings nichts in den Sinn. Und doch

dächte ich wäre der Mann ja wol nicht von Bären-Natur; und dürfte sich einer liebevollern Bekümmerniß um ihn wohl werth halten. Dein Leichtsinn spielt Tag für Tag lustig und guter Dinge sein frivoles Spiel fort, ohne sich durch den schwermüthigen Mann irre machen zu lassen.

Nun wolan denn! Wenn Du keinen Sinn für die stille Sprache meines Kummers hast, so muß ich laut und deutlich durch Worte mit Dir reden, zum einzigen und letzten Versuch, ob es denn ganz und gar nicht möglich sei, Dich weise zu machen, und zu Beobachtung solcher Pflichten zurückzuführen, die Dir allein meine Werthschätzung erwerben und in dieser Werthschätzung meine fast ausgelöschte Liebe wieder anfachen und lebendig erhalten können.

Wisse denn, daß Dein Lebenswandel ein Gegenstand der allgemeinen Mißbilligung des ganzen hiesigen Publicums ist, und zwar nicht blos des Widriggesinnten, sondern auch, ja noch mehr desjenigen, welches uns gewiß nicht übel will. So unangenehm es nun schon jedem rechtschaffenen Manne sein muß, in seiner Frau das Ziel des allgemeinen Tadels zu erblicken: so ist es doch unendlich kränkender, gestehen zu müssen, daß leider! das Publicum in den meisten Stücken Recht habe. Denn in der ganzen Stadt giebt es keine Frau, so reich und angesehen sie auch immer sein mag, welche die Pflichten der Hausfrau, der Mutter, der Gattin schlechter erfüllte, als Du. Siehe, ich will Dir einen Spiegel vorhalten, worin Du Dich und Deinen Wandel in wahrer Gestalt erblicken sollst. Und wenn, wie allerdings zu befürchten

ist, Dein heilloser seelenverderblicher Dünkel Dich bereden sollte, diese Gestalt gleiche Dir nicht: so nimm den Spiegel und gehe Haus bei Haus, zu Feind und Freund, und frage: Ihr Leute, ich beschwöre euch bei Gott und der Wahrheit, sagt mir, ob ich getroffen bin? und wenn eine einzige vernünftige und rechtschaffene Seele, die Dich und Deine Lebensweise kennt, Nein sagt, so möge der Werkmeister des Spiegels öffentlich von dem Pöbel mit Koth beworfen werden.

Laß uns 1) Dich als Hausfrau betrachten, laß uns Deinen täglichen Lebenslauf untersuchen und sehen, ob Du etwas, und wie viel Du thust, was wahre Achtung und mithin auch Liebe verdient.

Des Morgens stehst Du selten vor 9 öfters kaum erst um 10 Uhr aus dem Bette auf. Was geschieht hernach in den wenigen Stunden bis zur Tischzeit? Du nimmst das Frühstück, ziehst Dich an und — treibst Frivolitäten. Denn sage: Ob ein großer Theil Deiner Correspondenz, der Dir so viele Zeit wegnimmt, etwas anders als Frivolität ist? — Hernach setzest Du Dich an den Tisch, und nimmst eine Mahlzeit ein, an deren Zubereitung Du nicht den mindesten weitern Antheil genommen, als daß Du das Geld dazu ausgezahlt hast, das ich, oder andere gutwillige Narren Dir gegeben haben, die sich für so vieles Geld einen sehr kärglichen Tisch gefallen lassen. Was kannst Du Dich rühmen nach Tische bis um 5 Uhr nützliches zu thun? Was außer Deinen Lappalien Briefen an Hans und Kunz und Greten, oder was außer der Zubereitung Deines Putzes, worin Du Visiten empfangen und geben, worin Du in Con-

certen, Assembleen und Pickenicken glänzen willst? Denn beiläufig, Visiten nehmen und geben, Concerte, Assembleen und Pickenicke besuchen, treibst Du so unausgesetzt und regelmäßig als nur irgend ein gewissenhafter Professor seine Lehrstunden abwarten mag. Damit werden denn nun die Stunden von 5 bis 8 Uhr ausgefüllt. Um 8 Uhr setzest Du Dich wieder wie Mittags zu Tische, und alsdann wird der so würdig vollbrachte Tag mit einer angenehmen Ruhe beschlossen. Wenn man einen täglichen Lebenslauf so in einem Roman oder in einer Comödie geschildert fände, so würde man die Schilderung für übertrieben halten. Aber dennoch ist hier leider! das Urbild in der Natur.

Am 21. dieses (denn Du musst wissen, daß ich Dein Thun und Lassen mit meinem Tagebuch belegen kann) traf ich Dich des Morgens nach 10 Uhr noch im Bette an. Meiner Verwunderung kamst Du mit vorgeblichen Mißbefinden und einer gar elend hingebrachten Nacht entgegen. Mittags bei Tische ächztest Du mit kindischen Geberden. Abends warest Du lustig und fröhlich in großer Theegesellschaft, und nach Tische wälztest Du Dich beim Blinde-Kuhspiel mit unsern Tischgenossen, die Du gleichsam dazu aufzerrtest, bis nach 11 Uhr, da ich mich schon weg und zu Bette geschlichen hatte, herum.

Daß ein solches Leben nicht das Leben einer guten Hausfrau sein könne, das leidet wol nicht den mindesten Zweifel. Einer guten Hausfrau gebührt es durch die ganze Welt auf Küche, Keller, Vorrathskammer, kurz auf alles zu achten, was sie im Hause hat, damit sowol die Consumtibilien gehörig zu Rath gehalten, als auch andere

Sachen so lange erhalten werden, wie möglich. Es liegt der Hausfrau nicht sowol ob, Geld zu erwerben, als vielmehr des vom Manne erworbenen Geldes in allen auch noch so geringfügigen Stücken möglichst zu schonen. Zu dem Ende geht nicht leicht ein Tag hin, da sie sich nicht fast überall im ganzen Hause, zum mindesten in der Küche, Speise- und Vorrathskammer mehr als einmal sehen ließe. Sie läßt keineswegs das Gesinde für sich und allein schalten, sondern geht dem Gesinde überall nach, und sieht auf alle sein Thun und Lassen. Es giebt sehr reiche und vornehme Hausfrauen, die dieses befolgen, und werden deswegen von der ganzen vernünftigen Welt nur desto höher geachtet. Du aber, wie oft bist Du seit dreizehn Monaten Deines Hierseins, in Küche, Speise- und Vorrathskammer; und in der Gesindestube gewesen? Mein Leben will ich verloren haben, wenn dreizehnmale herauskommen, da doch wahrlich noch dreizehnmal dreizehnmale nicht hinreichend sein würden. Die schönen Früchte dieser enormen Nachläßigkeit liegen nunmehr am Tage, und die ganze Welt schlägt dabei die Hände überm Kopfe zusammen. Trotz einer Einnahme von gewiß weit mehr als 1200 Thlr., wovon ich ungefähr 300 Thlr. voriger Schulden abgetragen habe, und das übrige im Haushalt aufgegangen ist, sind doch noch leicht aus diesem verwichenen Jahr noch einige hundert Thaler Schulden zu bezahlen übrig. Wenn ich mir die Mühe geben will, alles gegen einander zu rechnen, so bin ich gewiß, daß zum allermindesten 1000 Thlr. darauf gegangen sind. So gewiß, als ich selig zu werden wünsche, bin ich überzeugt, daß bei einer rechtlichen ihren Pflichten

getreuen Hausfrau wenig über die Hälfte draufgegangen sein würde. Aber wie konnte es anders kommen, da liederliche Mägde das Hausregiment führten? Wie konnte es anders kommen bei den öftern und zahlreichen Gesellschaften von zwanzig und dreißig Personen, welche die Hausfrau nach eigenem Belieben einlud? Wie anders bei den unzähligen kleinern Zusammenkünften, wenn auch weiter nichts als Thee, Butterbrot, oder Zwieback gegeben wurde? — Etwas, dessen sich in der ganzen Welt auch die Damen vom besten Weltton nicht schämen, habe ich Dich nie thun sehn, z. B. Thee- und Kaffeezeug spülen, dieses nur meist mit eigenen Händen handhaben, nicht aber den rohen Fäusten der Mägde überlassen, nur damit es in gutem Stande erhalten werde. Wie oft habe ich die wackersten Damen sich hiermit nach geendigtem Trinken, wo nicht selbst noch in der Gesellschaft, doch unausbleiblich nachher beschäftigen, sich Wasser bringen lassen, das Geschirr ausspülen, abtrocknen und wegsetzen sehen. Auf diese Art ist denn aber auch etwas, was im ersten Ehejahre angeschafft ist, oft noch im dreißigsten unversehrt vorhanden. Nie aber sah ich noch dergleichen von Dir. In Mägdefäusten muß alles herum fahren. Es sieht aber auch darnach aus.

So schlecht Du nach dem allgemeinen und leider! gegründeten Urtheil der Stadt die Rolle der Hausfrau spielst, so schlecht spielest Du auch nach dem Urtheil eben derselben 2) die Rolle der Mutter. Ach! Ich wünschte einst so herzlich die Zeit herbei, da Du ein Kind auf dem Schooße haben könntest. Ich Thor wähnte ja, wenn auch sonst über nichts, dennoch über einem

Kinde könnte eine zwar leichtsinnige aber doch sonst gut geartete Mutter, wofür ich Dich hielt, an mancher Frivolität den Geschmack verlieren, und eine stille vernünftige Häuslichkeit lieb gewinnen lernen. Aber wie sehr habe ich mich betrogen! Mit tief, tieffressenden Kummer nehme ich wahr, daß Dir fast alle wahre ächte Mütterlichkeit fehlt. Nichts, nichts hast Du für den armen verwahrlosten Agathon, als jene elende vornehme Weiberweise aus der entarteten Welt, die höchstens einmal von Zeit zu Zeit ein Paar Minuten mit dem Kinde tändelt, aber übrigens auch nicht die mindeste Ungemächlichkeit seinetwegen zu dulden im Stande ist. Großer Gott! Was habe ich nicht oft andere, so gut wie du Gemächlichkeit und Vergnügungen liebende Mütter ihren Kindern aufopfern sehn! Dir aber darf das Kind ja nicht die mindeste Beschwerde machen, Dir darf es an Deinen hundert Frivolitäten nicht den mindesten Abbruch thun. Selbst gute und billige Personen, die Dir alle Deine übrigen Thorheiten zu übersehen geneigt sind, können Dir doch das nicht verzeihen, daß Du Dein erstes und einziges Kind so Deiner unerhörten Eitelkeit, so Deinem übermäßigen Hange zu schwärmenden und lärmenden Vergnügungen aufzuopfern im Stande warst. Ein Kind, das bis jetzt ganz allein von der Milch einer gesunden und starken Mutter hätte genährt werden, und dabei auf das beste hätte gedeihen können, das sollte sich schon wenige Wochen nach seiner Geburt an Kleister gewöhnen, damit die üppige Mutter nur seiner bald los werden, und desto ungehinderter sich auf dem Triumphplatze wilder Vergnügungen herum wälzen könnte. Daß Dir die Milch darüber vor

der Zeit vergehen müsste, das war wol kein Wunder. Ha! warum sagtest Du mir denn nicht früher, daß Du Deinem Kinde auch nicht einen elenden Walzer aufopfern könntest? Bei andern Müttern ist es oft nöthig, sie gleichsam mit Gewalt zu Beobachtung der Pflichten gegen sich selbst zu nöthigen, wenn mütterliche Zärtlichkeit sie über die Schranken hinausreißt. Und das ist Mutternatur, selbst in ihren Ausschweifungen noch herzrührend und ehrwürdig! Von Dir aber besitze ich einen merkwürdigen Brief, worin mit sophistischer Spitzfindigkeit die Mutterpflichten und die Selbstpflichten gar pünktlich abgewogen werden. Und wie soll man das nennen? Etwa Mutterkunst? O Kunst und hättest du auch noch so haargenau gemessen und gewogen, mein Herz versagt dir dennoch alle Achtung.

Auch in Rücksicht auf Deine Stieftochter spielst Du, trotz aller läppischen Zärtlichkeit zwischen euch beiden, Deine Mutterrolle so, daß ich die traurigsten Folgen vorahnden muß. Was soll aus einem jungen 14jährigen Mädchen werden, das an Dir ein solches Vorbild hat?

3) Wie beträgst Du Dich endlich in der That sowol als nach dem Urtheile des Publici als Gattin? Was für Erleichterung meines mühseligen Lebens habe ich von Dir? Worin richtest Du Dich nach meinen Wünschen, wenn sie nicht gerade auch die Deinigen sind? Wie nimmst Du meine Erinnerungen über das auf, was mir etwa mißfällt? Giebt es eine dünkelhaftere, superklugere, eigenliebigere, prätensionsvollere Haberecht, als Dich? Und das wahrlich selbst in Sachen, worin mich vielleicht ganz Deutschland zum competenten Richter annehmen würde. — Eben deswegen und weil das selbst am aller-

grünsten Holze geschieht, muß ich beim etwas dürren mein Mißvergnügen gewöhnlich in mich verschließen, und mir davon das Herz abnagen lassen. Denn ich muß jederzeit superkluge rechthaberische Einwendungen erwarten, wenn ich auch gleich behaupte, das zwei mal zwei unmöglich zu fünfen werden können. Worin zeigst Du Dich sonst für meine Bedürfnisse aufmerksam? Freilich wer so den Kopf voll Pickenick, voll Concert, voll Assemblee, voll Visiten, voll jungen Herren, voll jou jou, und an wie viel Ellen Schnur der Herzog von York oder von Braunschweig, und ob sie das jou jou mit den Zähnen oder mit dem Hintern spielen, kurz wer den Kopf so voll von hundert und abermal hundert Frivolitäten und Kindereien hat, kann freilich an den verdrüßlichen Mann nicht denken. Aber eben deswegen kann auch der Mann nicht anders als kalt und steif bei Deinem Gruß und Kuß sein. Eben deswegen, und weil Du ihm zu so vielem Mißbehagen gerechten Anlaß giebst, muß er's lieber sehen, wenn Du gehst, als wenn Du kommst. Wahrlich, eine Liebe, die wie der Vesuv brennte, müsste endlich auslöschen, wenn der Mann bei allem jenen Mißfallen, das über seine Liebe wie Meeresflut herströmt, nun noch hören muß, daß die ganze Stadt ihn obendrein für einen ausgemachten Hahnrei hält. Und das thut sie. Schon von dem kleinen D. Jacobs mußte ichs hören, daß sogar ein Kupferstich oder eine Caricatur-Zeichnung von mir zum Vorschein gekommen, worin ich mit Hörnern erscheine. Nun glaube ich zwar gern, daß Du mir noch wirklich keine Hörner aufgesetzt hast, und ich habe mich jene Nachricht auch eben nicht anfechten lassen: aber verdenken kann ich es dem

Publicum im mindesten nicht, wenn es mich für einen armen Hörnerträger hält. Denn wenn das Haus einer jungen Frau und eines bejahrten Mannes ein solcher Taubenschlag ist, wie das unsrige, wo Tag für Tag zu allen Zeiten die jungen Laffen aus- und einfliegen, wo man sich so oft und so laut mit den jungen Laffen herumwälzt; wenn die junge Frau alle Woche Briefe an junge Laffen und darunter auch an solche nach der Post schickt, mit welchen sie schon bei deren Hiersein im Gerede war; wenn sich dies von der Post aus in der Stadt umher verbreitet; wenn endlich die allerliebsten Mägde, denen man so sorglos alle seine Ehre, so wie sein Habe und Gut anvertraute, von bald diesen bald jenen Billetbestellungen, von bald diesen bald jenen jungen Herren ihr Geschwätz treiben; — wie kann dann das Publicum nach allem diesen Schein anders urtheilen? Ich wiederhole es, mir ist zwar bei allen Deinem bisherigen Beginnen bis jetzt noch kein Argwohn gegen Deine eheliche Treue angekommen; aber daß nichts desto weniger solche Dinge meiner Liebe zu Dir endlich nachtheilig werden müssen, das ist wol sehr natürlich. Denn durch Deine Unbesonnenheiten, durch Deinen Leichtsinn, durch Deine thörichte Eitelkeit giebst Du zu so schändlichen Vermuthungen Anlaß.

Heucheln kann ich nicht. Getreu und offenherzig ging ich von jeher und längst vor unserer Verbindung mit Dir um. Offenherzig und gerade heraus muß ich Dir auch jetzt sagen: so wie Du bist, kann ich Dich weder achten noch lieben. Wenn Du meine Dir nach Stuttgart geschriebenen Briefe noch besitzest, so schlage sie nach, und

Du wirst irgendwo eine Stelle finden, wo ich sagte: Wenn Du meiner ausdauernden Liebe versichert sein wolltest, so solltest Du Dich nur meiner Hochachtung bemächtigen. Meiner Hochachtung für Dich würde auch Liebe unzertrennlich nachfolgen. Diesen Rath hast Du bisher schlecht befolgt, wie denn überhaupt guter Rath an Deinem Eigendünkel selten haftet. Unmöglich, unmöglich kann ich für eine so kindische, läppische, frivole, die richtigsten und ehrwürdigsten Pflichten so vernachlässigende und daher von Feind und Freund allgemein und mit Recht getadelte, ja verschrieene Frau Hochachtung hegen. Wenn ich sie vollends noch dazu von Eigendünkel, von Selbstgenügsamkeit, von Superklugheit, von Rechthaberei, von egoistischen Ansprüchen, von vornehmer Kostbarkeit strotzen sehe, so gehört in der That ein geduldiges Phlegma, wie das meinige dazu, um sie nicht ganz und gar zu verachten. So lange wie Du so bist und bleibst, kann ich Dich nicht lieben. Alle meine Liebe hängt sich nur an Hochachtung, selbst sogar meine Sinnliche. Und wenn ich Priaps Sinnlichkeit hätte, so würden die heftigsten Triebe vor einem Gegenstande erschlaffen, den ich nicht achten kann. Erobere meine Achtung wieder, wenn Dir an meiner Liebe etwas gelegen ist!

Mich wundert, wie Du nicht das mindeste Arg daraus haben kannst, daß selbst alle Deine hiesigen Freundinnen sich ganz sichtbar von Dir zu entfernen suchen. Mir kommt es wenigstens gar deutlich vor, als ob eben kein sonderlicher Drang mehr zu Dir wäre. Außer Einladungen und Besuchen der kahlen Höflichkeit nehme ich nichts mehr wahr. Solltest Du in Deinem Taumel hieran noch

nicht gedacht haben, so muß ich Dich aufmerksam darauf machen. Ja, ich muß Dir noch mehr sagen: Aus mehr als einer zuverlässigen Quelle weiß ich es, daß alle Deine Freundinnen ohne Ausnahme Dein Wesen und Deine Handlungen mißbilligen, und sich Dir daher möglichst zu entziehen suchen. Das erklären Spittlers, das erklären Gmelins, das erklären Richters, kurz das erklären alle, sogar Michaelis! Sollte etwa eine oder die andere Dich einmal wieder zu einer Liebesintrigue nöthig haben, so dürfte sich die freilich wieder herzudrängen, weil sie es Dir leicht abgemerkt haben kann, daß Du Dich mit blindem unbesonnenen Wahnsinn für diejenigen in Worten und Werken zu verwenden pflegst, die sich bei solchen Gelegenheiten unter die Flügel Deiner Gunst begeben. Sonst aber werden auch diejenigen, die in Ansehung ihres guten Rufes eben nichts zu verlieren haben, Dich so viel wie möglich meiden, um dieses ihr Nichts nicht durch Deinen Umgang zu verlieren. Junge Laffen werden sich freilich noch immer, und zwar um so lieber um Dich versammeln, je mehr Du diejenige bist und bleibst, die Du bisher warst. Denn wo fänden sie wol sonst ein Haus, und in dem Hause eine Frau, die es ihnen besser böte, als Du? Wohin es aber endlich mit der öffentlichen Achtung für Dich kommen werde, das ist leicht abzusehen. Und die jungen Herren — Du glaubst wol wunder, wie Du von ihnen gefeiert werdest? — Natürlich! Wie könnte ein so selbstgenügsames, in sich selbst so seliges Herz daran zweifeln? Ich aber kann und muß Dir sagen, daß sogar Verschiedene von denen, die hier Höflichkeiten genießen, Deiner Affectation, Ziererei, Kostbarkeit, Vor-

nehmthuerei u. s. w. spotten. Auch sehe ich gar nicht, daß Du sie in gehöriger Reverenz gegen Dich erhältst. Sollte wol noch eine andere Dame hier in der Stadt sein, auf deren Zimmer sie sich herausnehmen dürften, so studentisch zu schreien und zu lärmen, als auf dem Deinigen? Mit Erstaunen höre ich oft, wie sie die Treppe heraufpoltern, an die Thüre schlagen, und hereinfahren, nicht anders, als auf eine Studentenstube.

Das Ende von diesem ganzen traurigen Liede ist, daß es so wie bisher nicht bleiben kann, wenn ich nicht an Leib und Geist, so wie an Vermögen zu Grunde gehen soll. Du mußt entweder schlechterdings Deinen Pflichten als Hausfrau, als Mutter, als Gattin, sowol durch Thun als durch Lassen, Genüge leisten, oder es muß auf einem andern Wege aus der höchsten Noth eine Tugend gemacht werden. —

Jedermann kennt meine Umstände, ja man hält sie wol gar für schlimmer, als sie wirklich sind, jedermann weiß, daß Du mir kein Kaiserthum zugebracht hast, so gern ich auch sähe, daß es die Leute zu Deiner Entschuldigung glaubten, und gleichwol willst Du ein glänzendes Haus machen und einen Schwarm gehorsamer Diener und Dienerinnen um Dich her haben. Anstatt den Kreis Deiner Bekanntschaften einzuschränken, breitest Du ihn täglich weiter aus. Alles ist Dir willkommen, was sich nur irgend an Dich hängen, oder wie es in der lächerlichen Sprache vornehmer Thorheit heißt, was sich präsentiren lassen will. Du denkst wol wunder, wie sehr Dich das alles verherrliche! — O ich wollte nur, daß Du diese Verherrlichung in den Herzen selbst derer

lesen könntest, die äußerlich die Rollen der gehorsamen Diener und Dienerinnen spielen. Wie viel mehr Ruhm und Werthschätzung der Vernünftigen und Guten würdest Du Dir ohne eine solche Hofhaltung durch stille häusliche Eingezogenheit und gute Wirthschaft erwerben, wenn man sagen müsste: Mit einer solchen Frau, wenn je mit Einer, muß Bürger auf einen grünen Zweig kommen, er mag wollen oder nicht. O wie liebenswürdig würdest Du mir unter einer solchen Nachrede erscheinen! Statt dessen aber wird von guten Leuten Ach und Weh über den Unstern geseufzt, der mich nach Schwaben geführt hat, und die Uebelgesinnten halten mich für einen schwachen Pinsel, weil sie wähnen, ich sähe das Unwesen so ruhig mit an, und hege wol gar daran Wohlgefallen.

So stark ich Gottlob! bin, ungegründete, unverdiente Urtheile der Welt mit verachtendem Gleichmuth zu tragen, so wenig kann und will ich hinfort mich und die Meinigen gerechtem Tadel bloßgestellt wissen. Was dagegen in meinen Kräften steht, und mit der Würde eines rechtschaffenen und edlen Mannes vereinbar ist, das will ich thun. Die Vorhaltung dieses Spiegels war das erste, was mir rathsam schien. Hilft dieses nichts, so sehe ich nur noch zwei Mittel, um nicht zu Schanden zu werden. Entweder ich muß die ganze Lage der Sachen, wie sie ist, Deiner Mutter entdecken, muß sie bitten, daß sie zu uns ziehe, und das ausgeartete Kind wieder in Aufsicht und Zucht nehme; oder ich muß Dich auf ein oder zwei Jahre wieder zu Deiner Mutter nach Schwaben schicken, und nicht eher wieder holen, als bis Du weiser geworden bist."

Die also Geschilderte antwortete in einem Briefe vom 1. Dezember (1791), der widersprüchlich frech, anmaßend, leichtsinnig und dennoch ein tröstliches Gelöbniß der Besserung genannt worden.[40] Althof, der einzige Freund und Vertraute seines Kummers, soll ihr vergebliche Vorstellungen darüber gemacht, Bürger aber Folgendes entgegnet haben:

„Eine solche Antwort! — Nun, ich will nicht darauf repliciren, wie sie es vor Gott und der ganzen vernünftigen und billigen Welt, die die Lage der Sachen kennt, verdient. Selbst die gerechten Empfindungen will ich unterdrücken, die sie in meinem Innern aufregt. Ich will vielmehr glauben, daß ein zwar äußerst krankes, aber doch im Grunde noch gutgeartetes Herz nur in der ersten Empörung nach einer angreifenden moralischen Arznei einen Unrath von sich geben konnte, wie ihn nur immer das Verworfenste, an welchem alle Hoffnung verloren ist, von sich zu geben im Stande sein kann. Hoffen, ja hoffen will ich, daß die Zeit nicht ausbleiben werde, da Du Dich dieser Antwort mit tiefer Reue von selbst schämen wirst, ohne daß ich nöthig habe ihre schimpflichen Blößen aufzudecken. Wenn dieser Vorbote Deiner Genesung sich gezeigt haben und mein Auge durch seine stillen Thränen hindurch an Deinem ganzen Betragen es wahrnehmen wird, daß Du der Wohlthat werth warst, meine Meinung in so derben Worten, wie Du sie nennst, zu vernehmen, so wird alle meine Achtung und Liebe zu Dir wiederkehren, und ich werde mit Bräutigamszärtlichkeit um die Deinige werben. Wenn ich diese dann auch nimmermehr erwerben sollte, so will ich doch meinem

Gewissen das volle Zeugniß, ihrer werth zu sein, zu erwerben trachten. Wofern aber von alledem, was ich hoffe, nichts sich ereignen sollte, so ist das Bekenntniß Deiner Nichtliebe ein Balsam für mein verwundetes Herz."

Verschiedene neue Gerüchte über ihre Untreue versetzten ihn in die merklichste Leibes- und Seelenermattung. „Dies erregte," schreibt er, „die Aufmerksamkeit meiner Frau so weit, daß sie Unrath merkte und mit dem liebreichsten, theilnehmendsten Anscheine in mich drang, ihr zu sagen, was mir doch fehle. Da kam es denn am 10. Dezember unter uns zu einer Scene, da ich Gott zum Rächer und Richter zwischen mir und dem ungetreuen Weibe anrief, wenn sie mich hinterginge. O, wenn der Allbarmherzige nicht, durch Reue und Buße versöhnt, Gnade vor Recht ergehen lässt, so muß das Schicksal der heuchelnden Betrügerin dereinst schrecklich sein!

Ich that ihr Vorhalt von Dem, was ich wusste, und unter der Maske himmlischer Wahrhaftigkeit und Unschuld suchte sie mir allen Argwohn von irgend einem verdächtigen Verkehr auszureden. In den Stürmen von Zweifeln, die mein ganzes Wesen, wie das heftigste Fieber, bei jener Scene hin und her schüttelten, that ich Alles, was in solchen Fällen nur irgend auf die Menschheit zu wirken vermag, um die Ungetreue zu einem freien und edeln Geständniß ihrer Vergehungen zu bringen. Aus der erschütterten Tiefe meines Herzens bat, beschwor ich sie mit heißen Thränenströmen, mich doch nur jetzt nicht zu hintergehen. Ich gelobte ihr sogar heilig, alles Geschehene, was es auch immer sei, zu vergessen und zu

vergeben; nur sollte sie mir jetzt ihre Fehltritte frei und offenherzig gestehen. Ich rief feierlich und schrecklich Gott an, Richter und Rächer zu sein zwischen ihr und mir, wenn sie jetzt heuchelte und die Wahrheit zurück hielte. Ich erinnerte sie an ein heiliges Versprechen, das sie mir ehemals gethan, wenn ihr jemals eine Schwachheit des Herzens ankommen sollte, wofür man nicht immer stehen könnte, so sollte ich der Erste sein, der es erführe, und von welchem sie Beistand und Rettung gegen jede Verirrung suchen wollte, welches ich ihr auch heilig zugesagt hatte." Nun soll Elise nach langem Zögern gestanden haben, daß ihr der schon erwähnte Graf (H.) nicht gleichgiltig sei. „Darauf fragte ich zwar fest und ernsthaft, aber doch gütig, ob es schon zu Erklärungen zwischen ihnen gekommen sei. Das wurde durchaus geleugnet. Mit der Miene der höchsten Unschuld und Redlichkeit, an welcher nur ein teuflischer Argwohn noch hätte zweifeln können, sagte sie: Er habe bisher nur, wann ein Gespräch von ihrer häuslichen und ehelichen Lage auf das Tapet gekommen, von fern darauf gedeutet, sich auch dann und wann wol durch einen sanften Händedruck verrathen.

Sie versprach hierauf freiwillig, sie wolle ihn nicht wieder sehen. Ich fragte: Kann ich mich auf die Wahrheit alles dessen wie auf Gott selbst verlassen? — Sie versicherte es. Kannst Du mir schwören, fragte ich ferner, daß Du mich nicht hintergehest, daß Du sonst nie eine eheliche Untreue an mir begangen hast? Sie behauptete das fest. Soll Dir Gott, fuhr ich fort, nimmermehr gnädig sein, wenn Du mich hintergehest? Willst Du, daß die-

ser Schwur als die frevelhafteste Lästerung seines allerheiligsten Namens angesehen werde? Willst Du das? Sage! — Sie zögerte etwas und sagte endlich: Das sind schreckliche Worte; aber wenn's Dich beruhigen kann, ich will es: Ja!

Ich armer, schmählich Getäuschter schloß hierauf die Meineidige mit der höchsten Inbrunst in meine Arme, überhäufte sie mit thränenvollen Küssen und Liebkosungen und gelobte in meinem Herzen, ihr ferner zu vertrauen, sie zu lieben, wie es nur immer der beste und zärtlichste Gatte vermag. Wie hätte ich glauben können, daß bei und nach einer so erschütternden Scene, die den Teufel selbst hätte entteufeln müssen, der mindeste Unrath auf einem nur einigermaßen empfindlichen Gewissen heimlich sitzen geblieben wäre? — Wenn das unredliche Heuchelei ist, sprach ich zu mir selbst, so ist kein Gott mehr im Himmel und keine Tugend mehr auf Erden.

Und dennoch — stand die verbuhlte, ehebrecherische Heuchlerin nicht nur längst mit diesem H. in einem buhlerischen Briefwechsel, sondern trieb ihn auch noch nachher unausgesetzt fort, und übersandte ihm Geschenke."

Das Gerede des Publicums nahm kein Ende, und Bürger will oder soll deshalb Wege eingeschlagen haben, die weder fein noch zuverlässig gewesen sein mögen, so weit wir sie kennen in der That unstatthaft und unsauber waren. Aber in seiner Qual fragte er nicht mehr darnach, und er sagt:

„Durch meine leisen, behutsamen Nachforschungen wurde ich denn freilich mehr als allzusehr überzeugt, wie sehr ich betrogen wurde, indem mir der Inhalt manches

Briefes bekannt ward. Dennoch konnte sich mein anhängliches Herz ihrer und der Hoffnung noch nicht sogleich gänzlich entschlagen, so empörend auch der heuchlerische Betrug war. Wochenlang entschuldigte ihn noch mein billiges und nachsichtiges Herz mit der menschlichen Schwäche."

Bürger setzte seine heimlichen Nachforschungen fort, wollte von einer neuen Liaison mit einem jungen niederländischen Baron, der im Herbst (1791) nach Göttingen gekommen, Beweise erlangt, endlich sie eines Tages in einer buhlerischen Umarmung überrascht haben, und Zeuge einer Scene gewesen sein, welche zu schildern Verletzung des Schamgefühls wäre. Nach einem unmittelbar darauf folgenden fürchterlichen Auftritt zwischen dem Ehepaare beschloß Bürger die gerichtliche Scheidung. Elise wartete dieselbe aber nicht ab, sondern reiste eines „so unerträglichen Verhältnisses halber" schon am 3. Februar 1792 nach Stuttgart zurück.[41] Desselben Tages hatte ersterer eine Schilderung der Leiden seines ehelichen Lebens, wie sie uns im Vorigen bekannt geworden, an Frau Hahn vorausgeschickt.

„Schmerzlich ist es mir," klagte er im Eingange, „daß ich Ihre Tochter so schwer anklagen — daß ich mich von ihr scheiden muß. Sie ist ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes und ehebrecherisches Weib. Ich Armer bin vielleicht der Letzte in der ganzen Stadt, der sie endlich, durch allzu unleugbare Proben überzeugt, dafür erkennen musste. Jahr und Tag, trotz so mancher Stimme, die mir zu Ohren drang, trotz so manchem bösen Anschein, trotz Caricaturzeichnungen mit

Hörnern, die von mir erschienen, Jahr und Tag sträubte sich mein Glaube an Menschenwürde, etwas Arges von ihr zu wähnen. Sie hat Dich ja, sprach ich zu mir selbst, auf die außerordentlichste Art aus der Ferne zu sich gerufen. Wie hätte sie das gekonnt, wenn sie nicht den bessern Theil von dir, deinen Geist und dein Herz so wie diese in deinen Werken sich abspiegeln, auf die edelste Art lieb gewonnen hätte? — Du hast dich hierauf von innen und außen auf das getreueste geschildert, fast nichts verschwiegen, was dir nachtheilig war, und sie hat sich dir frei, ohne allen Drang als Gattin in die Arme geworfen. O, schon um dessen willen wird es ihr unmöglich sein dich jemals mit Untreue zu beleidigen, wenn auch gleich das Feuer ihrer ersten Liebe nachlassen sollte. Wie viel weniger wird sie es können, wenn sie sieht, daß du ihr edel und anständig begegnest, und das grenzenloseste Vertrauen auf sie setzest? Ja, wenn Du, der abgeblühte Mann in den Vierzigen, dich ihr, der jungen, blühenden, raschen Zwanzigjährigen durch einen despotischen Vater, durch eine böse, drängende Mutter, durch überredende Verwandten, oder auch durch andere lose Künste wider Willen aufgedrungen hättest; wenn Du nun sie tyrannisirtest, sie rauh und ungestüm behandeltest, sie lästig einschränktest, mit Argusaugen bewachtest, mit Argwohn und Eifersucht quältest, kurz, den Plagegeist gegen sie spieltest, dann wäre es möglich, daß auch ein sonst gutes Geschöpf sich einmal aus Unmuth verginge. Aber da du dir von alledem des Gegentheils so sehr bewusst bist, so könnte wol nur eine Verworfene, dergleichen es vielleicht gar unter der Sonne nicht giebt, dir so arg

mitspielen! — So sprach ich zu mir selbst, und Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich auch den entferntesten Argwohn verabscheute, weil ich dadurch die Menschenwürde zu beleidigen und ein Schicksal zu verdienen glaubte, das ich nun dennoch, und der Allwissende weiß es! wie unschuldig trage.

Mit wahrer, herzlicher Liebe schloß ich sie als Gattin in meine Arme, und führte sie hieher. Wie ich unter Ihren Augen, o Mutter, in Stuttgart war, so blieb ich von innen und von außen. Gleichwol gerieth sie nicht lange nach unsrer Hieherkunft, ich weiß selbst nicht wie? in heftig tragische Klagen, daß ich sie nicht wie Molly liebte, — nicht so lieben könnte. Ich wusste schlechterdings nicht woher, und fiel dabei wie aus den Wolken. Ich suchte sie erst scherzend und dann zärtlich zufrieden zu sprechen. Als mir das aber durchaus nicht gelang, wurde ich im Bewusstsein einer so gänzlichen Schuldlosigkeit lebhaft und ungeduldig, schlug mir unter meinen Betheurungen vor den Kopf und eilte auf mein Zimmer. Ich erhielt hierauf ein Billet von ihr, das die glühendste Liebe athmete, und worin sie es bereute mich durch ihre Leidenschaft so aufgebracht zu haben. Nach wenig Stunden schloß ich sie wieder in meine Arme, und meiner Meinung nach war Alles wieder gut. Es war ein Regenschauer, wie sie im Lande der Liebe zu tausenden fallen, und dieses Land sonst nur desto fruchtbarer und reizender machen. — Nachher fielen von Zeit zu Zeit noch einige kurze Mißhelligkeiten unter uns vor, indem ich wol durch ihren heftigen Widerspruchsgeist, durch ihren superklugen Dünkel, durch ihre Rechthaberei gegen alle

gesunde Vernunft zu lebhaften Aufwallungen gereizt wurde. Doch kam es gemeiniglich noch in der nämlichen Stunde wieder zum Friedenskusse. Nie erinnere ich mich ihr dabei das kleinste unfeine oder gar harte Wort gesagt zu haben. Ich denke, dergleichen Auftritte ereignen sich wol in jeder, auch in der besten Ehe. So wenig mir es desfalls ankam, von meiner Liebe zu lassen oder gar auf Nebenwege auszuschweifen, eben so wenig ließ ich mir dergleichen von ihr träumen. Indessen erwiederte sie meine Liebkosungen kalt. Auf diese Weise entstand unter uns eine Art von Entfremdung. — Ach! ich ahnte nicht, was ich leider nunmehr weiß, daß sich schon in dem ersten Monate unsers Hierseins ein Buhler bei ihr eingenistet hatte. Denn von dem ersten Pickenick her, welches ich mit ihr besuchte, noch keine vierzehn Tage oder drei Wochen nach unsrer Ankunft, schmiegte sich der Bruder der Demoiselle M. an sie, machte ihr sehr auffallend die Cour und kam bald täglich in's Haus. — — — Denken Sie nicht, gute Mutter, daß diese Beiden" — es ist noch ein Herr von S. aus Liefland als Nachfolger erwähnt — „etwa die einzigen Gäste in meinem Hause gewesen. Nein! zu ganzen Dutzenden zog ihre Koketterie sie in's Haus. Wir waren keine zwei Monate hier, als kein Tag verging, da nicht der Eine oder Andere Cour machte, und an jedem Donnerstage in der Woche war große, volle Assemblee bei uns, zu welcher auch eins und das andere Frauenzimmer, besonders solche, die ihre Anbeter hier wussten, mitkamen. Da ging es mit Blindekuh und allerlei andern Spielen sehr laut zu. — Ich

armer Mensch, der in der Hauptsache ein unerschütterliches Vertrauen auf sie setzte, konnte durch sanft gewendete Vorstellungen gegen diese Begierde nach lärmenden Ergötzlichkeiten nichts ausrichten, und mit Gewalt und Trotz mich dagegen zu stemmen, war meiner Gutmüthigkeit unmöglich. — Daß bei einem solchen tagtäglichen Commerz eben nicht viel Schmeicheleien für den armen Ehemann abfielen, das ist sehr begreiflich, besonders da derselbe entweder aus Mißvergnügen oder seiner Geschäfte halber sehr wenig Theil daran nahm und mehrentheils auf seinem Studirzimmer blieb. Ich leugne gar nicht, daß ich dabei immer kälter und trockner wurde, besonders da auch bald der ungemeine Aufwand, und die von Madame ganz vernachlässigte Hauswirthschaft zum allgemeinen Stadtgespräch wurden, und keine Winke dagegen etwas fruchteten. Dennoch kann ich vor Gott betheuern, daß ich, trotz meiner äußerlichen Kälte und Trockenheit, nie den brummischen Ehemann gegen sie gespielt habe. Ich suchte Erbitterungen auszuweichen, verschlang manchen und manchen gerechten Verdruß im Stillen, um nicht über die unsinnigsten Widersprüche, die ich überall befürchten musste, mich sowol als sie selbst, die schwanger war, zu empören. — Meine tröstenden Hoffnungen, daß sie sich als Mutter ganz anders und besser als bisher benehmen werde, wurden leider! nicht erfüllt. — Da nun der Mutterstand im geringsten keine Besserung hervorbrachte, vielmehr der alte Jubel wieder angestimmt wurde, inmittelst der Tadel der ganzen Stadt über die auf das enormste vernachlässigten Pflichten der Gattin, der Hausfrau und Mutter immer öfter und lauter mir zu Ohren

drang, so sah ich mich gedrungen, endlich ein ernsthaftes Wort zu sprechen."

Hieran genug. Wir wissen das Uebrige bereits. Frau Hahn las das Libell nie zu Ende. Beim Eintritt ihrer Tochter rief sie: „Armes Kind! ich ahnte, daß es kein gutes Ende nehmen würde, aber daß es ein so schnelles Ende nähme, wer hätte das ahnen können?" [42] Daß Bürger nach Elisens Abreise noch „viel Schändliches in Erfahrung gebracht," so daß er, seine Worte zu gebrauchen, neben diesem unnatürlichen Weibe wie an einer Schandsäule bisher gestanden, kann man nicht im Mindesten bezweifeln.

Das vom Gericht verlangte ernste Wort wurde gesprochen. Allein das Divortium datirt erst vom 31. März 1792, und nicht schon aus dem Februar, wie seit Althof immer angeführt worden. Im Februar wurde blos bis zu endgiltigem Erkenntniß die „separatio quoad torum et mensam" bestimmt. Es gestattete ihr die Fortführung des Namens, den Bürger abgeurtelt wissen wollte, erklärte sie indeß „wegen böswilliger Verlassung" ihrer Ausstattung und des sonstigen Eingebrachten verlustig, wovon freilich ohnehin nichts mehr vorhanden war.

Wenn die Literarhistoriker unserer Tage im Capitel von dem Dichter Bürger das mehr als halbhundertjährige Verdammungsurtheil über Elise adoptirten, die strengen, lieblosen und ungerechten Sentenzen über sein sittliches

Verhalten auch auf sie übertrugen, so kann das weder befremden noch unverzeihlich sein. Die absolute Einstimmigkeit musste imponiren, das Bemessen geistigen Wirkens könnte oft nur künstlich von rein menschlichen Verhältnissen in Abhängigkeit versetzt werden, und hinsichtlich Bürger's ist es vollkommen ausgemacht, daß die in Rede stehende tragische Episode für die Abschätzung seines poetischen Werthes nicht in die Waage fällt. Bei dem von den meisten Literaturgeschichtsschreibern eingenommenen abstracten Standpunkte ist überdies das biographische Moment größtentheils irrelevant. Denn die Erkenntniß von der für richtiges Verständniß der geistigen Entwicklung eines Volkes ausnahmslosen Nothwendigkeit eng verbundener Untersuchung des äußern Lebens und innern Schaffens ihrer Träger ist eine vorerst noch sporadische. Und noch seltener sehen wir die Einsicht zur Geltung gelangen, daß es keinen allgemeinen, auf alle Menschen ohne Weiteres anwendbaren sittlichen Maßstab giebt, daß jedes Individuum seine eigenartigen Astrolabien und Meßketten erheischt. Freilich werden wir, huldigt man allgemein jener Nothwendigkeit, bethätigt Jedweder diese Einsicht, auf undenkliche Zeit hin keine Darstellung von Jahrhunderten oder kürzern Zeiträumen erhalten, lediglich Episoden, Einzellebensläufe und Specialissima, aber diese unausmeßbare Phase ist unumgänglich, soll die Geschichtschreibung in der Rückkehr zum Generellen und Summarischen durchgreifenden thatsächlichen Erfolges für die Menschheit und die wahrhaft erhabenste aller Wissenschaften werden. Denen jedoch müssen wir allen und jeden Beruf zur Geschichtschreibung absprechen, welche in jeder Katastrophe

das plötzliche Erscheinen einer Nemesis gewahren, alle Vergeltung im Guten oder Schlimmen übermenschlich abgelöst von den Dingen erblicken. Es existirt nur Eine Nemesis, und sie ruht in unserm eigenen Wesen. Es giebt zufällige Ursachen, aber keine zufällige Wirkungen. Unsers Dichters dritte Ehe war eine so zufällige, wie sie es nur irgend sein konnte, und eine absolut selbstständige Ursache; und wenn ihr unglücklicher Ausgang daher eine fürchterliche Heimsuchung dessen genannt worden, was er in der ersten Ehe gefehlt,[43] so verräth das nicht mehr eine ethische, sondern eine hyperreligiöse Betrachtungsweise, welche sich der Logik begebend mit Widersinn zusammenfällt. Wo ist ein Zusammenhang zwischen Dorette Leonhart und Elise Hahn? Will man alles Ernstes den Begriff des Causalnexus auf der Drahtbank supranaturalistischer Willkür so in die Länge ziehen und zerren, daß ihm alle Glieder darüber bersten, dann muß jener eheliche Verlauf als die Heimsuchung von viel weiter zurückliegenden Umständen erfasst werden, deren Aneinanderreihung aber den Stoff zu einer Posse liefern hieße.

Unverzeihlich hingegen, obgleich nicht befremdlich, ist die Aufrechthaltung der Anklage gegen Elise in allen ihren Theilen bei Denen, welche sich Bürger's Leben und Charakteristik zur Aufgabe abgesonderter, einerlei ob mehr oder minder umfassender Behandlung machten. Unverzeihlich, denn die Anklage, wenn man sie auch nur in einigen Stücken kannte, trägt der Stellen nicht wenige, welche in erfahrungsmäßige Widersprüche verwickelt von vornherein mindestens starken Zweifel erwecken. Unverzeihlich, denn wo hörte man die Angeklagte? Sie erschien

vor keiner öffentlichen Schranke. Und wenn man weder von einer Vertheidigung wusste noch von der Beschuldigung aus eigenem Vernehmen, musste es nicht zur größten Behutsamkeit und Zurückhaltung mahnen, daß Althof so hurtig und unentschieden und mit geflissentlichem Verschweigen von den fraglichen Begebenheiten sich abwendete, er, der aufrichtige Freund unseres Dichters, der sicher um Vieles wusste und besser als ein Anderer? War er dem heimgegangenen Freunde nicht verbunden ihm ein Absolutorium von jedweder Verschuldung seiner letztehelichen Leiden nachzurufen, wenn Ehre und Gewissen ihm dies gestatteten? Welche allgemeinhin vorgeschützte wichtige Rücksichten durften ihm das Erörtern von Details verbieten, wenn nicht vornehmlich verdiente Rücksichten auf Elise? wenn nicht auf des Verstorbenen Kinder? Endlich: In einem längern Briefe unserer Clientin an Emil Bürger (Frankfurt den 21. April 1808) heißt es: „Unglückliche Ehen giebt es nur zu viele, und gewöhnlich tragen beide Theile die Schuld." Dies ist ein bis zur Trivialität bekannter und verbrauchter Erfahrungssatz. Dennoch kenne ich keinen Lebensbeschreiber Bürgers, so viele deren existiren, der sich dieses Dictums erinnerte und von ihm aus zu einer nicht alle Verhältnisse wie in einem Hohlspiegel widernatürlich verunstaltender Fixirung gelangte, damit unser Rechtsmündel vor unwürdigster Behandlung schützend. Gödeke spricht von ihr wie von einer Vagabondin. Und auch die letzte Zuflucht vor der Rüge der Unverzeihlichkeit, die Freistatt des Gerichtsspruches, müssen wir abschneiden. Er erkannte die Zulässigkeit der formellen Lösung eines concreten Zustandes, die Unverträg-

lichkeit dieser Ehe, aber er abjudicirte so wenig wie ein anderes Scheidungsurtheil alle Wahrzeichen eines sittlichen Charakters, er war kein Verdict über die ganze Zukunft der geschiedenen Frau.

Allein nicht befremdlich. Ihre Schuld hatte die Tradition so in's Unendliche und Compacte gesteigert, daß es nur beifallverheißend sein konnte sich von den weichen Polstern des Schlendrianismus aus zum Wortführer der nächsten Erben und Pfleger dieser Ueberlieferung zu machen. Die im alltäglichen Leben leicht bemerkbare allgemeine selbstsüchtige Zaghaftigkeit und träge Scheu vor der Parteinahme für einen von der Menge Geächteten spiegelt sich in der Literatur in den schärfsten Umrissen. Vielen ist das St. Georgsschwert der Wahrheit und Prüfung in die Hand gedrückt, Wenige aber ermannen sich den Lindwurm des öffentlichen Leumunds damit zu erlegen. Ehrenrettungen waren immer eine müh- und gefahrvolle Arbeit, meist nur den undankbaren Lohn der Rabulisterei und Sophistik erntend. Zu gefahrvollen Mühen sich centripedal verhalten erforderte indeß gar oft eine apostolische Weihe, die man in der Regel verschmähte, weil sie ein dem allgemeinen Beifall gegenüber meist centrifugales Verhalten auferlegte. Aus dem Beifall rollen ewig die goldenen Aepfel, welche den Wettlauf der Atalanta und des Hippomenes entschieden. Doch treffe man hieraus keine Anwendung und falsche Schlüsse auf unser eigenes Beginnen. Dürfen wir uns das Verdienst einer rühmlichen Unternehmung vindiciren, so doch nicht das einer gefahrvollen. Wir wissen sehr wohl, daß durch je mehr Generationen eine Meinung als Erbschaft geht sich die

Gefahr eines Anpralles gegen sie mindert, jede Ueberlieferung irgend einmal den Rost der Veraltung ansetzt, der sie unschädlicher Abbröckelung der Hülse vom Kerne entgegenreift; und ich halte die Untersuchung des Heimatscheines der Fama über Elise Bürger um so gefahrloser, als unsere Zeit wie keine andere an Aufräumung und Durchsiebung des Schuttes der Vergangenheit und des Zweifels ernste und wuchtige Geräthschaften gewöhnt ist.

Indeß auch verkehrte und unstatthafte Heranziehung der Pietät macht es unbefremdlich, daß unsere Schutzgenossin nicht zu ihrem Rechte gelangte. Ich kann nur wiederholen, was ich an einer andern Stelle hervorgehoben [44]: Pietät ist ein religiösliebender Genius, der immerdar in der Familie, im Hause, im stillen Alltagsgetriebe der Gesellschaft walten möge, denn dort ist sein Terrain, dort stiftet er Segen. Auf dem Forum der Geschichte aber soll er keinen Zutritt haben, hier soll allein die Wahrheit reden, enthüllt vom Haupt bis zur Zehe. De mortuis nil nisi — Vere! Ueberdies ist es keine Pietät auf den Einen zu Gunsten des Andern zu schlagen, den Größern zu hätscheln, den Kleinern zu striegeln, den Einen zu stürzen um den Andern zu erheben, Einen niederzudrücken damit der Andere sich aufrechthalte: keine Pietät Lügen und Irrthümer fortzupflanzen und Thorheiten zu mumisiren. Und als solch' ein erbärmliches und dummdreistes Ding erscheint sie mehrentheils. Bürger den Menschen konnten seine Biographien ganz fallen lassen, an dem Epistylium der Unsterblichkeit, das Bürger der Dichter erklommen, hätten sie damit nicht gerüttelt.

Nehmen wir denn nun unsern Versuch, was von den verschiedenen Instanzen allseits verfahren worden in das rechte Gleis zu bringen, wieder auf. Berechtigung und Verpflichtung dazu können von keinem Gesichtspunkte aus angezweifelt werden. Wer in der Walhalla des nationalen geistigen Lebens auch blos den Kragstein zur kleinsten Nippesfigur eingenommen hat Anspruch auf Säuberung von dem Staube, der ihn verunstaltet. Nicht kommt mir in den Sinn um Elisens Andenken eine Glorie zu breiten, welche sie zur Heiligen verklärt; Abtragen von den dicken Farben, mit denen sie bis zur Unkenntlichkeit angestrichen und Hineintragen lichter behufs Wiederherstellung ihres wahren Bildes, ist allein mein Unterfangen. Nicht zur unbedingten, von ihr selbst abgelehnten Freisprechung dient das unserm Plaidoyer gebotene Material, sondern zur Wehr, zur Entschuldigung und Aussöhnung.

Obgleich Bürger's letzteheliches Unglück von vielen Seiten Elisen gleich anfänglich ausschließlich aufgebürdet wurde, so läßt sich doch nicht behaupten, daß sie sich damit eine allgemeine Verurtheilung zugezogen hätte. Nicht mit dem, was bei dem Scheidungsprozesse zur Erörterung gelangte, aus der Gerichtsstube in die städtischen Kreise und dann weiter hinaus drang, nicht mit den vornehmlich aus Indiscretion und Scandalsucht diesem und jenem Blatte zur Verbreitung übergebenen wenigen Einzelheiten und Bruchstücken beginnt ihre ausnahmslose und radicale Brandmarkung in der Literatur, sondern erst mit der Veröffentlichung von Schriftstücken, welche im Jahre 1812 unter dem Titel: „Gottfried August Bürger's Ehe-

standsgeschichte“ in gewisser zusammenhängender Vollständigkeit auf den Markt traten und unbedingte Authentie forderten. Diese unbedingte Authentie muß ihnen aber abgesprochen werden, und zwar aus folgenden Gründen. Der Herausgeber dieses „aus Niedertracht und Bosheit gezimmerten Schlagbaumes, um einer Frau alles Glück der Zukunft abzusperren“[45] war Karl Reinhard (der später — en passant bemerkt — seinem Namen die Adelspräposition anhenkelte, ohne, wie von achtbaren Personen behauptet worden, seine Nobilitirung urkundlich jemals erhärtet zu haben): zeitlebens ein flacher Dichterdilettant, der mit Bürger häufigen Umgang gepflogen und bei demselben in besonderer Gunst gestanden hatte, seine Genanntheit auch hauptsächlich der Ausbeute der Bürger'schen Schriften verdankt. Dieser Reinhard nun behauptete u. a. in einer öffentlichen Erklärung vom 17. Mai 1823, als die Dietrich'sche Buchhandlung in Göttingen im Verein mit des verstorbenen Dichters Kindern die von ihm in Berlin bei Christiani veranstaltete „vollendete rechtmäßige Ausgabe“ von Bürger's sämmtlichen Werken als vollkommen unrechtmäßige anfocht: er habe die von diesem hinterlassenen Papiere in öffentlicher Auction meistbietend erstanden, wie die gerichtlich geführten Auctionsprotocolle beweisen könnten. Das Göttinger Universitätsgericht aber bezeugte unterm 20. Juni 1824 aus den Bürger'schen Nachlaßacten in forma probante: daß in der am 8. September 1794 und folgenden Tagen gehaltenen Mobilien-Auction keine Manuscripte verkauft worden seien; daß ferner in der zu derselben Zeit stattgefundenen Bücherversteigerung keine

andern Manuscripte als ein Convolut Collegienhefte über Aesthetik und den deutschen Stil veräußert und vom Professor Althof erworben, eine Menge Briefe und Hefte dagegen den Vormündern der Bürger'schen Kinder, dem genannten Althof und Dr. med. Jäger blos zur Durchsicht überlassen worden wären. Daß Reinhard die Collegienhefte über Aesthetik und den deutschen Stil Ersterem wieder abgekauft[46], und das zu der neuen Ausgabe der Bürger'schen Schriften (von 1796) erforderliche Material, genau verzeichnet, zur Benutzung erhalten hätte, ward der Dietrich'schen Buchhandlung schriftlich bestätigt. Dagegen verweigerten ihm die Vormünder die Aushändigung der Privataufzeichnungen sammt dem Briefwechsel des Erblassers, lieferten diese Papiere im Gegentheile an die Vormundschaftsbehörde zurück. In deren Depositum ruhten sie versiegelt bis 1804, wo sie Marianne Bürger entgegennahm[47], welche ihrer Stiefmutter schon früher geschrieben, ihr Gefühl zwinge sie jede Beziehung und jede Erinnerung an sie als erloschen zu betrachten, weshalb sie auch niemals, weder durch Wort noch Handlung, Partei für oder gegen sie nehmen könne und werde.[48] Uebrigens stellte Reinhard seiner eigenen Erklärung, die sämmtlichen Bürgerschen Papiere 1794 käuflich an sich gebracht zu haben, das stärkste Dementi im Vorwort zu der angefochtenen Edition der Werke unseres Dichters aus. Dort sagte er, unterm 5. März 1823, seine Sammlung der Schriften Bürger's von 1796—98 wäre weder eine vollständige noch vollendete

gewesen, weil er damals durch Zufall noch nicht im Besitze des ganzen literarischen Nachlasses seines Freundes gewesen! Aber welcher Zufall hätte ihm denn diesen Nachlaß, einmal rechtlich erworben, aus der Hand ziehen sollen, wo er eben tutorio nomine durch die Dietrich'sche Buchhandlung zur Redaction der neuen Ausgabe von 1796 engagirt worden? Die Wahrheit ist, daß er außer jenen Collegienheften keinen Nachlaß als Eigenthum acquirirt, den von den Vormündern überreichten und von ihm in seinen Vorreden selber gekennzeichneten indeß leihweise erhalten hatte, nämlich Exemplare und Abzüge früherer Publicationen, eine Sammlung von Blättern, welche Correcturen und Abänderungen von Bürger's eigner Hand zu seinen verschiedenen Schriften enthielten, und ein durchschossenes Exemplar der Gedichte von 1789, worin sämmtliche Verbesserungen und Varianten zum Behufe einer bereits angekündigten großen und von einer namhaften Zahl seiner Verehrer bereits bezahlten Ausgabe angebracht worden. Außerdem die Handschriften zur Ilias, zu den Gedichten Komala und Kathloda, zu den Freimaurerreden, der Bearbeitung des Froschmäuslers, zum dritten Abschnitte aus Daniel Wunderlich's Buche, zur Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus, zu den Fragmenten über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst und über die Popularität der Poesie.[49] Reinhard war aber jedenfalls schon damals auf Ausnutzung der Bürger'schen Werke in seinem alleinigen Interesse und eine die damalige Gratification der Dietrich'schen Buchhandlung weit übersteigende Verwerthung bedacht, und so

unterdrückte er vorderhand, seinen Auftraggebern gegenüber Gott weiß unter welchem Vorwande, nicht nur eine Anzahl Gedichte, verschiedene Verbesserungen und Varianten, sofern sie alle Bürger'sche sind (was man bona fide hinnehmen muß), sondern auch mehreres Handschriftliche und schon anderweitig Gedruckte zu den vermischten Schriften. Auch umging er die Aufnahme der Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil. Daß ihn die nackteste Selbstsucht bei diesen Unterdrückungen geleitet und seine Freundschaft zu Bürger niedrig eigennützig gewesen, ist um so unzweifelhafter, als er von dem Ertrage der angefochtenen Berliner Ausgabe Bürger's Kindern nicht die kleinste Quote zugestand, und auch die Sammlung von 1796 als sein bürgerliches Eigenthum betrachtete, dessen Erneuerungen allerdings ihn, nicht aber des Verfassers Kinder zu Honoraransprüchen berechtigten sollten.

Wenn es denn evident ist, daß Reinhard zur Veröffentlichung der in der schmutzigen „Ehestandsgeschichte" enthaltenen neuen Mittheilungen[50] weder durch das Gericht, noch durch die Vormünder, noch durch Marianne Bürger, deren Wahrhaftigkeit wir nicht bezweifeln dürfen, in den Stand gesetzt worden; wenn zum andern nicht anzunehmen daß ihm Frau Hahn die an sie gerichteten Klagen des Schwiegersohnes gegen ihre Tochter ausgeantwortet, was letztere auch verneint hat; drittens zu deren Versicherung, kurz vor ihrer Trennung ihre an Bürger geschriebenen Briefe zurück erlangt zu haben, kein Gegenbeweis geführt worden, so müssen wir sehen, worauf die erheischte Authentie sich allein noch stützen kann.

Bürger pflegte selten einen Brief abzusenden ohne Brouillon oder Abschrift davon zu besitzen. Nun kennt aber wol Jeder das Verhältniß des ersten Conceptes zur Reinschrift, Jeder weiß, daß fast immer Abweichungen zwischen beiden stattfinden, oft sogar sehr wesentliche. Und wer Bürgersche Abschriften gesehen kennt deren problematische Flüchtigkeit. Oftmals war ihm dabei, auch in den Copien der an ihn adressirten Correspondenzen, nur an dem gelegen, was ihm das Hauptsächlichste schien oder sein musste.

Andere Unterlagen jedoch als erste Concepte und Copien kann Reinhard keine gehabt haben, und die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen wird hinfolglich von Voraussetzungen abhängig, welche bei obiger Bewandniß nur eingeschränkten Maßes zu statuiren.

Inzwischen hatte Bürger das größte Interesse an der Aufbewahrung der ersten Entwürfe und Abschriften der an, über und von Elise verfassten Briefe, er wollte ja, wie er sagte, eventuell sein Mühen um Wiederherstellung der ehelichen Harmonie damit legitimiren, und Reinhard musste daher selbst erst wieder Abschriften nehmen, Lücken und Unverständliches durch mündliche Mittheilungen seines Freundes ausfüllen und in Fluß versetzen, was auch jedenfalls innerhalb der beiden letzten Lebensjahre des Dichters geschehen. Denn während der Dauer dieser dritten Verbindung ist Reinhard laut eigenen Bekenntnisses und anderweitiger Nachrichten nicht ein einziges Mal in Bürger's Hause, ja außer aller Beziehung zu ihm gewesen, da aus unbekannter Ursache eingetretene gegenseitige

Verstimmung und örtliche Entfernung beide auseinander hielt. Reinhard kehrte erst einige Zeit nach seines Freundes Scheidung gen Göttingen und in dessen frühere Vertraulichkeit zurück. Aus eigener Erfahrung und Beobachtung vermochte er also schlechterdings nichts über Elise zu berichten, er hatte sie sogar, und zwar in den ersten Tagen ihrer Verheiratung, nicht länger gesehen als zu einer Verbeugung nöthig war.

Wie verhielten sich nun seine Abschriften zu den Vorlagen? Wie seine schriftliche Einkleidung zu den mündlichen Eröffnungen Bürgers? (Denn daß er den morschen Klatsch Dritter, Unbetheiligter zur Verkleisterung seines übelduftenden, selbst dem kleinsten Rest weiblichen Gefühls Ekel anwehenden Gewebes verwendet hätte will ich nicht einmal glauben.) Beide Fragen können nicht zu seinen Gunsten beantwortet werden. Vergleicht man nämlich die Bruchstücke des Briefwechsels unseres Ehepaares, welche er in den Jahren 1795—98 an einige Journale verzettelte, und auch ein bei Althof abgedrucktes Fragment mit dem vervollständigten der „Ehestandsgeschichte", springen uns mancherlei Verschiedenheiten sofort in die Augen.[51] Diese hätten aber sorgfältiger Arbeit nie widerfahren können, und sie impfen bei Mangel an Bürgschaft der Identität des Uebrigen die Lymphe zersetzender Scrupulosität unvermeidlich ein. Und wer ihn endlich mit den Goldstücken seiner Freundschaft aequilibristenartig unaufhörlich um sich werfen sieht, während er des Gepriesenen geistige Schätze bis auf den letzten Heller plündert, und mit marktschreierischer Ostentation sich abhasten den in umgekehrter Zaunkönigs-Manier liebelnd unter die Arme

genommenen Dichter auf der höchsten Ehrensäule oberſten Knauf zu tragen, doch nur, wie genauem Betrachten erkenntlich, damit er ſelber auf dieſe einzig mögliche Weiſe über das Niveau ſeiner angebornen Unbedeutenheit gelange, der muß ihn nothwendig in Verdacht einer Senſationsmache haben, in welcher ſogar die discreteſten Offenbarungen eines qualvollen Gemüths ſtatt zarten Griffels und künſtleriſcher Hand mit grober Fauſt und dickem Maurerpinſel auf rohe Leinwand zum höchlichſten Ergötzen eines Meßſchaubuden-Publicums aufgekleckt worden.

So ſinkt das Fundament der Schmach, in welcher das Schwabenkind lebendig eingemauert verkommen ſollte, alsbald zur ſchiefen Ebene herab, daß der Oberbau ſich ſpaltet und durch die Fugen Eliſens Ehre wieder Luft zu einigem Leben ſchöpft.

Allein das Subtractionsexempel der poſtulirten Glaubwürdigkeit iſt damit nicht beendet.

Nehmen wir einen Augenblick an, Reinhard ſei Bürger's alter ego und in keinem Stücke ein alterum tantum geweſen, dürfen wir dann zuverläſſig die Sproſſen der Leiter beſteigen, auf deren Spitze wir alle Winkel der Nacht ſeines Unglücks überſchauen? Mit Nichten! Bürger wählte ſelbſt bei ruhiger Gemüthsverfaſſung nicht immer die entſprechende Benennung der Dinge, ſeine Art zu reden war häufig draſtiſch, derb, er bewegte ſich oft in den ſtärkſten Kategorien. Um wie viel mehr mußte er zu übertriebenen Darſtellungen hingeriſſen werden, wo er ſich aus allen Venen blutend erblickte! Ungezähmte Einbildungskraft raubte ihm, was man gemeinhin Wahrhaftigkeit nennt. Zweimal bereits hatten wir Gelegenheit

zu bemerken, wie er in der ihm zur andern Natur gewordenen Gewohnheit die Concretheit der Dinge in phantastische Gerinnung zu versetzen sich und Andere täuscht. In der sogenannten „Beichte“ sagte er Elisen, er besäße weniger als nichts, wenn nicht so viele Grundstücke sein eigen wären, daß damit seine Schulden getilgt werden könnten. Dies war, ohne Verbrämung gesprochen, eine Unwahrheit. Auf diesen Ländereien, von seinem Großvater ererbt und im Halberstädt'schen gelegen, hafteten laut gerichtlichen Ausweises schon damals so viele Capitalien, daß nach deren Abtrage nicht der dritte Theil der bis Ostern 1790 aufgelaufenen Verbindlichkeiten hätte gedeckt werden können, wie der nach seinem Tode angestrengte Concursprozeß (denn er starb durchaus insolvent) ergab. Er redete Elisen und sich ein, daß er durch bloßes Collegienlesen nicht unter fünfhundert Thaler, sehr wohl und leicht sogar tausend verdienen könne. Und doch musste er die Göttinger-Universitätsverhältnisse genügend kennen um überzeugt zu sein, daß ein außerordentlicher Professor, der nicht einmal ein Brotstudium vertrat, sondern, wie sein College, der berühmte Georg Ludwig Böhmer sich ausdrückte, „Allotria“ trieb, es selbst bei seinem Rufe kaum zu der Einnahme bringen würde, welche hier als mindeste angegeben. Die ihm von Lichtenberg eröffneten rosigen Aussichten verwirklichten sich niemals und Gleim's Abmahnung nach Göttingen zu gehen war eine wohlbegründete[52]. Hätte ihm sein bloser Unterricht, wie er Elisen in der Strafpredigt vom 29. November 1791 vorhielt, kein einziges Jahr unter 600 Thaler eingetragen, wie ist dann bis October 1790 (von den folgenden Jahren

zu schweigen) die fortwährende Steigerung seiner Schulden zu erklären, wie zu erklären, daß er von 1784 bis zu dem eben genannten Zeitpunkte vom Buchhändler Dietrich Vorschüsse bis zum allmäligen Betrage von 1500 Thalern entnahm, auf deren Erstattung aus dem Nachlasse (denn vorher war gar nicht daran zu denken) der brave Verleger zu Gunsten der hinterbliebenen Kinder verzichtete? [53] Müsste er bei dem damaligen Geldwerthe und seinen sonstigen Einkünften nicht ein heilloser Verschwender gewesen sein, der er doch keineswegs war, obschon er sich ungern einen angenehmen Genuß versagte? Wirklich versicherte Elise, seine gesammte Einnahme wäre in der Zeit ihrer Verheiratung nicht über fünfhundert Thaler auf das Jahr zu veranschlagen gewesen. Freilich taxirte er in jener Strafpredigt das „verwichene Jahr" mit mehr als zwölfhundert Thalern, wovon dreihundert Thaler an Schulden abgetragen. Aber er hat diesem ausnahmsweise fetten Jahre eine mit unserer Zeitrechnung unverträgliche Reihe von Monaten angehängt, indem er die auf die Ankündigung der großen Ausgabe seiner Gedichte, welche bekanntlich von ihm nicht zu Stande gebracht wurde, nach und nach gezahlten Pränumerationsgelder von 205 Subscribenten (also 205 Louisd'or) in jene Summe einschloß. [54] Doch über den bei weitem größten Theil dieser Gelder war schon vor seiner Verheiratung mit Elisen verfügt, so daß er gar keine Berechtigung hatte, ihr Wirthschaftsconto mit dem fetten Jahre zu belasten. Zudem beklagte er es in derselben Epistel ja selbst, daß der Zulauf zu seinen Vorlesungen nicht so stark sei als zu den der andern Professoren, was wahrscheinlich an den

von ihm vorgetragenen Gegenständen liege. Er selber berechnete an einer andern Stelle seine Einkünfte für 1792 mit 500, alleräußerstens mit 600 Thalern in voraus. In der sogenannten „Beichte“ erzählte er der Braut, seine älteste Tochter werde in einer Pension erzogen, wo sie ihm jährlich gegen hundert und zwanzig Thaler koste. Sie kostete ihm aber gar nichts, denn eine Verwandte seiner verstorbenen Frauen leistete jenen Unterhalt bis zu seiner Wiederverheiratung. Ja, so zu sagen, mit halbem Leibe schon im Grabe konnte er dem Hange sich und Andere mit falschen Thatsachen zu hintergehen nicht widerstehen, indem er Althof's ärztliches Geschick auf's Unwahrste in's übelste Licht stellte. Zwar wollte Reinhard die Aechtheit dieses Schriftstücks anzweifeln, sie ist jedoch auf's Evidenteste nachgewiesen worden.[55]

Zu einer kaum glaublich vielgliederigen Kette ließen sich die Belege dafür anreihen, daß im Punkte der Wahrhaftigkeit der kategorische Imperativ ebenfalls umsonst nach der Herrschaft über seinen pathologisch habituellen Sinnenzug rang. Allein theils gebricht der Raum dazu, theils Neigung den Leser und mich damit zu ermüden. Für unsern Zweck genügen die obigen schon hinreichend.

Ist nun unseres Erachtens die Umfassung des Anklagebaues in ihrer ganzen Länge und nach allen Seiten hin geborsten, so würden wir doch für unsere Gefangene nur noch wenig erobert haben, stünden keine andere Widder und Sprenggeräthe in Bereitschaft.

Bürger hielt Elisen einen „Spiegel“ vor, in welchem sie sich nach seiner Meinung als Gattin, Hausfrau und Mutter verurtheilt erblicken sollte. Aber es giebt männiglich

bekannt sehr viele schlechte Spiegel, die unsere Gestalt verkürzt oder verlängert, zu schmal oder zu breit, zu lebhaft oder zu matt, ja ganz verfratzt zurückstrahlen. Prüfen wir unsers Dichters Spiegel, und wir werden sehen, daß er weder rechtes Geschick noch rechten Beruf zur Anfertigung solcher Dinge hatte. Er gab ihr den Rath von Haus zu Haus, bei Feind und Freund zu fragen, ob sie getroffen sei, und wenn auch nur ein vernünftiger und rechtschaffener Mensch, der sie kenne, nein rufe, solle der Pöbel des Spiegels Werkmeister mit Koth bewerfen. Gewiß, ein armseliger stümperhafter Menschenkenner blos kann solch' absurden und unverständigen Rath alles Ernstes ertheilen und eine so übereilte Eventualität beschwören. Doch so war es auch nicht gemeint, es war nur das zornige Rasseln einer leeren Scheide: Phrase.

Nie haben zwei Menschen den verantwortlichsten und schwersten aller gemeinsamen, in den Folgen nicht sowol von Uebereinstimmung der Charaktere als von der Möglichkeit harmonischer Vereinbarung der Gegensätze in denselben abhängigen Schritte in unbesonnenerer, verblendeterer Eilfertigkeit gethan als unser Dichter und die Schwäbin. Ihn allein aber, den gereiften und geschulten Mann, müssen alle Vorwürfe treffen, die man deshalb erhoben hat oder erheben kann, keiner darf gegen das junge, kaum in's Leben getretene, unerfahrene, noch durch keinen einzigen Schicksalsschlag zu nüchterner Erwägung und Herabstimmung der Scala seiner enthusiastischen Seele gedrängten Mädchens gerichtet werden. Nicht leicht ein anderer Mann seiner Bildung und seiner Erlebnisse hätte das Band der Liebe zum ehelichen Knoten geschürzt ohne seine

Festigkeit zuvor an längerem persönlichen Umgange erprobt zu haben, zumal wenn wie hier das Bedürfniß der Erzieherin und Hausfrau maßgebend sein sollte, zumal wenn, wie Bürger deutlich erkannte, jene Liebe vorerst in schwärmerischer Begeisterung für geistige Bethätigungen und in nichts Weiterem bestand. Und tausend andere Männer unter seiner Bildung und sogar leer an mahnenden Erlebnissen würden mehr Gewissen, ja selbst mehr Menschlichkeit besessen haben, als daß sie einem jungen, lebenslustigen Mädchen strenge Durchführung der Mutterpflichten für drei fremde Kinder hätten zumuthen sollen, zumal unter so erschwerend bestellten ökonomischen Verhältnissen. Wenn dann solche, geläuterte Motive überspringende Schnellfertigkeit, Gewissen- und Mitleidslosigkeit in gährender Sinnenlust das Freudenfeuer von den Bergen herunterholen und neben den verglimmenden Stumpf auf das Heerdgerülle ihrer Laren und Penaten stellen, dann können wir nur kühl mit den Achseln zucken, wenn das Haus darüber in Flammen und Schutt geräth, und dürfen nicht über das Feuer schelten und schreien, das auf die Berge gehörte.

Freilich hat man der Schwäbin jede Zulässigkeit einer Rechtfertigung oder Entschuldigung abschneiden, sie schlechterdings für ihren Schritt verantwortlich machen wollen, nachdem der, dessen Leben in beständigem Widerspruch, ihr eine allumfassende Schilderung seiner innern und äußern Zustände zu reiflicher Ueberlegung vorgehalten; und er selber pochte darauf. Aber mit der Narrenpritsche sollte man diese Leute aus dem Ringkreise der Richter über Andere stoßen und in den Elementarunterricht über das

Wesen des Menschen verweisen, ihn hingegen bedauern, denn jene Schilderung und das Dickethun darauf waren das sicherste Symptom seines den Jahren nach vorzeitig herannahenden geistigen Bankerots, und nichts weniger als ein durch Treuherzigkeit nothwendig rührendes, durch Geradheit und Biederherzigkeit ergreifendes Bekenntniß. Wäre eine rein conventionelle Ehe, oder ein Bündniß „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen" aber dennoch ganz infamen Wege des öffentlichen Gesuchs eingeleitet worden, dann erst könnten wir seine Selbstschilderung eine unschätzbare Urkunde nennen, welche als Trumpf gegen Elise von Bürger und seinen Partisanen ausgespielt werden durfte. Allein wo Liebe vom Menschen vollen Besitz genommen, da sind Raisonnements leere Austerschalen.

„Illuc praevertamur: amatorem quod amicae
Turpis decipiunt caecum vitia, aut etiam ipsa haec
Delectant — — — —"

Diese Worte des Horaz sind auf den andern Theil bezogen erfahrungsmäßig von noch viel größerer Wahrheit, was seinen allgemeinen Grund in der Eigenartigkeit der Geschlechter hat, wonach das den Mann zum Weibe Hinziehende nicht die bestimmte Person, sondern deren Qualität, nicht sowol das einzelne Weib ist, als das in und an ihm zur Erscheinung gelangende Weibliche, wogegen das Weib die positive Ergänzung seines Wesens nicht im schlechthinig Männlichen, sondern in der individuellen Besonderheit, in einer bestimmten einzelnen männlichen Persönlichkeit sucht. So ist es auch zu verstehen, wenn

Bulwer sagt, die Liebe sei dem Manne ein Roman, dem Weibe die Welt.

Ein von Liebe ganz erfülltes Weib wird für die Mängel und Gebrechen des Geliebten gar kein Auge oder ein sehr blödes haben. Ja sie werden sogar als besondere Reize erscheinen, selbst wenn sie Andern Widerwillen einflößen. Erzählungen Dritter darüber weist es als unberufen und verleumderisch ab, seine eigenen Schilderungen derselben als Uebertreibungen. Und wenn es wirklich Fehler und Schwächen als solche erkennt, erfasst es sie als Medium der Einflußerringung über den Geliebten. Es ist ein der weiblichen Natur eingebornes Streben den Mann nach ihren Wünschen zu bilden, ihr höchster Triumph das Gelingen dieses Strebens. Unsere Schwächen lediglich sind die Hebel, mittelst deren sich eine liebende Gefährtin zur Ebenbürtigkeit und Unentbehrlichkeit aufzuschwingen sucht. Wäre ein Mann ohne Schwächen denkbar, er würde vom Weibe ungeliebt dahingehen. Ist nun vollends die Liebe so abstracter Art wie die Elisens, setzt sie sich um so sorgloser über alle Schattenseiten hinweg. Daß Bürger nach Lesung seiner Selbstschilderung sofort und ohne alle Erwägung irgend eines Punktes zur förmlichen Werbung ermuntert ward, ist, bedürfte es dessen noch, ein schlagender Beweis für den ebenso idealen als wahnvollen Zug ihres Herzens. Denn jede minder hochgehende Neigung hätte sich nach dem Inhalte jener Beichte, sofern er des Commentars ledig blieb, aus allen Wolken gestürzt fühlen müssen; nach einer Beichte, welche in einigen Stellen nicht den Vierziger, sondern jene physische Lebenswandlung verräth, wo der Meinung des Anatomen

Bock zufolge Cerebral-Hydropisie sich meldet; welche in andern Stellen eines Pferdehändlers aber keines Dichters würdig, und in noch andern geradezu schamlos ist. Nicht rührend sondern beleidigend, nicht treuherzig sondern absurd, nicht ergreifend sondern abstoßend muß diese Beichte in Form wie Tenor auf jeden unverliebten Verstand wirken.

Hatte er aber nicht der Frau Ehrmann geschrieben, es dünke ihn Pflicht sich lieber in's Häßliche als in's Schöne zu malen? Und sollte irgend Jemand meinen, Frau Ehrmann hätte dies verschwiegen? Sie hätte nicht wo es vielleicht nöthig schien jeden bedenklichen Passus zu seinen Gunsten überfirnißt? So ward also von ihm selber vornweg der Eindruck des Nachtheiligen paralysirt, Elise vornweg ermuntert aus dem Häßlichen in's Schöne zu übersetzen.

Sehr bald sollten ihr, wie sie schrieb, „die Schuppen von den Augen fallen," sehr bald sollte sie zu ihrem Erschrecken erfahren, daß sie ihre Liebe zum Dichter mit der zum Menschen verwechselt hatte, sie auf diesen nicht zu übertragen vermochte, und von diesem Augenblicke an war ihre Ehe eine innerlich und also wesentlich schon gelöste Ehe — der Fortbestand an sich schon Ehebruch. Als er nach Ostern 1790 einige Tage in Stuttgart weilte, zeigte er sich ihr, wie bemerkt, in einer Geistesfrische und strahlenden Liebenswürdigkeit, welche die leiseste Ahnung einer Selbsttäuschung fern hielt. Allein dieser Aufwand, der sie in ihrem Rausche bestärkt, war gleichsam nur die verschwenderische Hingabe des Restes eines ehemaligen Vermögens, es waren blos Obolen gewesen, was sie für

Gold und Ausfluß dauernden Reichthums gehalten. Er hatte sich zu einer Rolle angestachelt und aufgeputzt, die er nicht durchführen konnte, und seine Unfähigkeit bekundete sich in der abstoßendsten Weise. Sie träumte sich einst wie Molly schwärmerisch geliebt zu werden, und sein Herz war ein mattglimmender, blos flüchtig zu Sprühfunken aufgeblasener Aschenhaufen, er als Gatte ein Philister, der es bald nicht über eine hausbackene Zuthulichkeit treiben konnte. Sie strotzte von elastischer Beweglichkeit und er war in der That phlegmatisch-trocken, hölzern, unbeholfen und pedantisch; sie war feinfühlend, und er derb bis zur Rohheit; er weckte, wir dürfen es nicht verschweigen, ihre Sinnlichkeit auf's Aeußerste, und — konnte ihr bald nicht mehr genügen; sie war keusch trotz aller Glut, und er — „gemein." Sie erkannte in wenigen Monaten mit Entsetzen die einem Weibe immer furchtbare Thatsache, daß er nicht blos ihr, vielmehr in jeder Hinsicht zu alt sei, und daß die Weihe des Dichters den Menschen vergessen, verlassen oder überhaupt nur kaum angehaucht hatte. Seines Seins besserer Theil schlummerte offenbar schon bei Molly im Grabe, Elise wandelte zur Seite einer Ruine. Sanguinisches Temperament indeß benahm der leidigen Erkenntniß den bittern Geschmack, und angeborne Weichheit des Gemüths hinderte sie dem Gatten mit Abscheu zu begegnen, wenngleich sie beständig wachsende Gleichgiltigkeit gegen ihn nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte. Ihm entging dies nicht, wohl aber, daß er nicht fordern durfte was er selber nicht zu gewähren vermochte.

„Wo ein Mahl ist," sagt Swift, „da sammeln sich auch Hunde, um, wenn nicht das ganze Mahl, doch Knochen zu erschnobern und zu haschen." Wo sich irgend ein ausgezeichneter Mensch geltend macht, ja blos einzelne Vorzüge scharf hervortreten da stellt sich auch der blödsichtige Neid ein und dicht auf seinen Fersen die geifernde schlinggierige Schwester Verleumdung. Wer je von ihnen verschont blieb, der rechne sich getrost zum Schund der Schöpfung dieses Planeten. Aber je mehr wir Licht um uns breiten, um so erkennbarer sind auch die Motten und Chrysaliden, welche sich vornehmlich durch früheste Erziehung und äußere Verhältnisse in die Falten unseres Wesens setzen, und niemals gänzlich vertrieben werden, wie sehr immer spätere Schicksale uns klopfen und ausstäuben mögen.

Bürger genoß im socialen Leben weder die Achtung noch Bedeutung, die Elise in ihrem eigenen Interesse wünschte. Er war ja nur ein außerordentlicher Professor, und noch dazu Lehrer der schönen Wissenschaften; in welchem Cours diese auf dem Börsenzettel der gelehrten Göttinger Zunft standen, beweisen sehr treffend ein paar Anekdoten. Als er sich um ein öffentliches Lehramt bewarb und deshalb auch dem berühmten Georg Ludwig Böhmer seine Aufwartung machte, bemerkte dieser: „Nicht wahr, Sie haben unter andern ein Calendarium Musarum edit? Meine Tochter sagte mir, es sei sehr niedlich, denn ich selber lese dergleichen Lappalien nicht." Und als Bürger eines Tags in Gegenwart desselben Böhmer einige seiner ungedruckten Gedichte vorlas, äußerte er: „Ich muß gestehen, Sie haben einen unge-

meinen Habitum in dergleichen Allotriis. Wo nehmen Sie denn alles das Zeug her?" Kästner und Lichtenberg dachten freilich anders, doch sie bestimmten nicht einmal die Mehrzahl ihrer Collegen geschweige das Publicum. Er galt immer nur für einen halbschürigen Professor, und seinen Mangel an gründlicher Wissenschaftlichkeit mussten selbst Wohlwollende eingestehen. Mehr jedoch schadeten ihm in bürgerlichen Kreisen die ihm nachgerechneten „moralischen" Fehler, und vor Allem, daß er ein schlechter Bezahler und unaufhörlich verschuldet war. Die große Menge beugt sich in tiefster Reverenz vor dem Geldsacke, ob auch ein vollendeter Schurke und Dummkopf darauf sitze, und rümpft hochmüthig oder verächtlich die Nase vor dem Genius, der die Räume eines Gottes erklimmt, auf dieser Erde aber ein nackter Pilgrim bleibt. Außerdem verstand es Bürger ganz und gar nicht aus sich etwas zu machen, sich auch den ihm gebührenden äußern Rang zu ertrotzen.

Zur Beseitigung dieser simpeln und zweideutigen Stellung verfiel Elise auf das Mittel, das ihrem lebhaften Naturell, ihrem jugendlichen Hange und ihrer Gewohnheit am meisten entsprach: sie eröffnete, wie man zu sagen pflegt, ein Haus, gab Gesellschaften, zog ihren Mann in Gesellschaften um ihn Verbindungen zu verschaffen, und trieb einen Aufwand, der sich allerdings nicht mit den Einkünften des Dichters vertrug, der aber dennoch keineswegs seinen Glücksstand untergrub, wie man behauptet hat, da sie diesen Aufwand aus eigenen Mitteln bestritt. „Bürger", schrieb sie gelegentlich an Kosegarten, „durfte nicht klagen, daß ich seine Einkünfte vergeudete;

sie reichten nicht einmal zur Bestreitung eines einfachen Hauswesens aus, wenn Sie bedenken, wie hart er fortwährend von Gläubigern bedrängt wurde, die er nicht immer abweisen konnte, sondern dann und wann mit Etwas beschwichtigen musste. So habe ich denn in den ersten zwölf Monaten unserer unglücklichen Ehe 1500 Fl. meines eigenen mitgebrachten Vermögens verausgabt". Genau dieselbe Angabe findet sich in ihrem Briefe vom 21. April 1808 an den Stiefsohn Emil Bürger.

Je gleichgiltiger oder kälter sie nun gegen den Mann ward und werden musste, der den Frevel begangen ein junges Wild in seinen verödeten Hag zu locken, um so mehr wurden ihr, der ohnehin weder von Natur noch Erziehung an Vereinsamung und Zurückgezogenheit Gewöhnten, Gesellschaften, Zerstreuungen und Vergnügungen ein Bedürfniß, eine nothwendige Entschädigung für die schwerste aller Enttäuschungen. Daß sie darüber dem Manne viele Aufmerksamkeiten vorenthalten und geordnete Beaufsichtigung der Wirthschaft, im elterlichen Hause ihr stets ein uneingeweihtes Gebiet, vernachlässigen musste, ist selbstverständlich. Und diese Gesellschaften sammt den zunehmenden, vom Dienstpersonal ausgetragenen Zwistigkeiten des Ehepaars dienten der Verleumdung um so willkommener zum Stoff, in je freierer, wie man meinte die Grenzen erforderlicher weiblicher Zurückhaltung überspringender Weise sie sich dabei benahm. Ihrem raschen Temperamente und ihrer Jugend wollte man nichts zu Gute halten. Und auch dem außerordentlichen Professor sollte ein Haus nicht verziehen werden, daß sich

kaum ein ordentlicher in Göttingen jemals gestattete. Bald drang der anfängliche Leisetritt neidischer, unnachsichtiger und verleumderischer Mißbilligung mit lautem Schall an Bürger's Ohr, den ehelichen Zwiespalt auch äußerlich mehr und mehr erweiternd.

Wo sich wunderbare Schönheit mit Grazie, imponirender Bildung und originellem Wesen vereinigten musste natürlich vornehmlich die Männerwelt auf's Stärkste angezogen werden. Als sie zur Aufbesserung und Bestreitung der wirthschaftlichen Bedürfnisse die Absicht aussprach, Tischgänger zu nehmen, drängten sich so viele Studirende und junge wohlhabende Leute, die sich Studirens halber in Göttingen aufhielten, herbei, daß sie nicht wenige Anbieter aus localen Gründen zurückzuweisen genöthigt war. Kein Wunder, daß man ihr den Hof auf alle Art und Weise machte, daß man sie in Liebesnetze zu verstricken suchte und — verstrickt ward. Es wäre unmenschlich, gegen ein so junges, getäuschtes und liebebedürftiges Weib deshalb den Stein der Verdammniß zu schleudern; denn nicht einmal ihrem Selbstgefühl und ihrem Ehrgeize vermochte Bürger zu genügen. Vergebens bemühte sie sich ihn aus einer Trägheit empor zu reißen, welche Alles gethan zu haben glaubte, als sie die erbetene unbedeutende Professur erlangt und nun in nichtiger Beschönigung und grundverkehrter Eitelkeit darauf wartete, daß ihr Gott das Bessere noch im Schlafe bescheren werde. In der Regel war es immer so in der Welt: wer nicht selbst vorwärts trieb, blieb hintenan, und wenn Viele aufwärts bequem gekrochen, so hat doch auch gar Mancher seine Höhe errudert, erobert in

saurem Schweiße. Unfleiß (immer beschäftigt sein heißt noch nicht fleißig sein) und Indolenz allein, umsonst von Bürger abgeleugnet, brüsten ihr Zurückbleiben mit der hoffärtigen Unfähigkeit „sich die Beine abzulaufen" und „um Hans und Kunz zu schwänzeln".

Verleumdung und Schadenfreude hatten also nun das volle Spiel in der Hand, und bedienten sich ihrer Karten meisterhaft. Alle weiblichen Tugenden sollten ihr zum größten Behagen Derer fehlen, die Bürger ein solches Weib vornweg mißgönnten.

Ja, sie war leichtsinnig, vergnügungssüchtig, eine schlechte Hausfrau, ihre Liebesaffairen anstößig. Aber wer weder ihre Erziehung, noch ihre Jugend, noch ihr Wesen vergisst, wer es nicht vergisst, wie sie umgarnt worden um an den morschen Grenzpfahl, Bürger genannt, gepflöckt zu werden, der darf sie nicht verurtheilen, der muß sie entschuldigen.

Sollte sie aber auf die rechte und von Bürger gewünschte Bahn zurückgeleitet werden, so war die von ihm gewählte Weise die allerungeeignetste. Gerade an einem Tage, den sie im heimatlichen Kreise stets in „Heiterkeit, Liebe und besonderer Stimmung" verbracht, vergaß er, daß sie ihn in allgemeiner Bildung weit übertraf, und daß sie trotz manches herben gegenseitigen Straußes infolge oft grundverschiedener Ansicht über Dinge des Lebens und des Wissens, namentlich auch in religiöser Hinsicht, und trotz aller Herzensabneigung ihm hinterher stets gütig und höflich begegnet war, immer zugänglich mildem Tone, doch starr gegen Eigensinn und Rauheit. Statt sich zu ihrer Geburtsfeier mit allmäligen

sanften Vorstellungen persönlich zu nahen, schrieb er ihr einen Brief, den Grobheit, Hohn und unmännliche Sentimentalität dictirt hatten. Solche Gratulation konnte sie wahrlich nicht geneigt machen, dem ungeliebten und aller Liebenswürdigkeit baren Manne zu Herzausschüttungen eine Gelegenheit darzubieten, die er sich obenein selber nehmen konnte. Denn auch ohne die entgegenlautenden Aeußerungen Elisens müssen wir den Argwohn für ebenso abgeschmackt als unbeholfen erachten, daß er wegen beständiger Anwesenheit ihres „Hauptbuhlen" keine Gelegenheit zu persönlicher Rücksprache gefunden. Was dann folgte wissen wir, wenn wir es auch nicht ganz genau wissen. Viele Stellen der Epistel vom 29. November 1791, wie sie Reinhard's „Ehestandsgeschichte" enthält, sind nach Elisens Versicherung gemildert, einige derer, „welche alle Würde eines gebildeten Weibes mit den kothigsten Stiefeln zertreten", ausgelassen. Doch wie immer: jene Strafpredigt ist ein Gemisch von ekelerregender Selbstfreisprechung, verblendeter und roher Selbstgefälligkeit, jämmerlicher Kleinlichkeit, schreiender Ungerechtigkeit, Wahrheit und Lüge. So schlecht war die Schwäbin nicht im Entferntesten als sie sich dort hingestellt sah, und sollte sie wirklich auf den Weg „der Pflicht" zurückgeführt werden, hätte er ihr wenigstens Ein gutes Haar zugestehen sollen. In dieser Strafpredigt ist kein Gran von Menschenkenntniß offenbart worden.

Wie Elise selbst bekennt keine gute Wirthin gewesen zu sein, weil sie nicht die mindeste Anleitung dazu erhalten, so bekennt sie übrigens auch sich ihrem eigenen Kinde nicht als solche Mutter erwiesen zu haben, wie sie

es nachmals wünschte und wirklich war. Aber der Knabe Agathon, den sie geboren, trug den Namen des Mannes, den sie nicht mehr liebte, „er war häßlich wie die Nacht" und einige Wochen nach seiner Geburt hörte sie Althof zu Bürger heimlich sagen, er befürchte das Kind habe den Fehler einer organischen Stupidität. Gewisse Symptome schienen ihm darauf hinzudeuten, und seine trübe Vorhersicht bewährte sich leider vollständigst. Sie jedoch betrachtete dies Unglück als eine Folge seiner geschlechtlichen Ausschweifungen, und es darf uns daher keineswegs befremden, daß sie von Zärtlichkeit eben nicht überströmte. Zu seinem körperlichen Gedeihen vernachlässigte sie inmittelst nichts; er ward groß und stark, und mit verdoppelter Kraft weihte sie dem von der Natur geistig verwahrlosten Sprößling nach Bürger's Tode ihre Liebe. Althof, der Specialvormund, gestattete ihr die gänzliche Obhut. Alle ihre Sorge ging darauf hin, ihm durch Ansammlung eines Capitals ein „sicheres wenn auch kleines und bescheidenes Loos zu bereiten". [56] Sie betete zum Himmel, „daß er seinetwegen ihren Fleiß segnen möge." Als sie ihre nachmalige theatralische Laufbahn in Dresden fortsetzte, übergab sie ihn dem dortigen Erziehungsinstitute des Magister Lange, wo er aber im Jahre 1809 alle mütterlichen Anstrengungen überflüssig machte, da er in Folge einer heftigen Erkältung unerwartet verschied.

Nach einem so rohen, auf's Crassеste übertreibenden, alle Saiten ihres Gemüths schonungslos zerreißenden Briefe ist ihr längeres Verweilen an seiner Seite wahrhaft erstaunlich, nicht aber, daß sie ihrem empörten Herzen

Luft gemacht und, wie sie sagt, nach Art des Sprüchworts, auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil, antwortete. Doch erkannte sie die bei Reinhard abgedruckte Erwiderung nicht als die ihrige an.

Gereiztheit, Mißtrauen, Eifersucht setzten inzwischen neben der tausendzüngigen Fama ihr Werk fort, und da Elise eine angeborne Güte niemals lange verleugnen konnte, forschte sie der angethanen Schmach vergessend ihn selber nach seinen ersichtlichen Leiden aus. Und so kam es denn zu jener hochtragischen, erschütternden Scene, von der Bürger eben so wenig denn sie mehr als im Allgemeinen berichten konnte, so daß wir die Niederschrift bei Reinhard mindestens als ein Product einbildnerischer Erfindung betrachten müssen. „Ich erinnere mich nur", heißt es in ihren Papieren, „daß er mir unaussprechlich leid that, daß ich ihm Alles versprach was zu seiner Beruhigung dienen konnte, daß ich ihm jedes Opfer zu bringen entschlossen war. Was ich ihm aber auch versprochen haben mag, eins hatte ich gewiß mit gutem Gewissen geschworen, nämlich daß ich noch keinem andern Manne das Recht gestattet, welches ich dem Ehemanne schuldete."

Doch ein wirklicher Friede konnte nach Lage der Dinge um so weniger geschlossen werden, als Bürger nach wie vor den zum Theil schadenfrohen Hetzereien und Einflüsterungen Anderer williges Gehör lieh, und Elise sich dennoch nicht überwinden konnte angeknüpfte intime Verhältnisse, die, nach ihrem eigenen Geständniß, mehr ihrer Eitelkeit schmeichelten als ihrem unbefriedigten Herzen genügten, sofort abzubrechen, wie er namentlich durch Be-

stechung einer leichtfertig in ihr Vertrauen gezogenen geschwätzigen Magd, aus Briefen, mittelst heimlicher Erbrechung einer Commode seiner Frau erlangt, und, wie letztere zugegeben, einem von ihm belauschten vertraulichsten tête à tête bestätigt fand.

So ward denn das widernatürliche Band endlich für immer zerrissen. „Nie aber," versicherte sie, „habe ich mich mit einem Ehebruche befleckt." Er wollte sie auf der That eines solchen ertappt haben. Ihn behaftete einmal eine förmliche Manie über das Ziel hinauszugreifen. Im Scheidungsprocesse kam das umständlich zur Sprache, ward jedoch vom Richter als „nullius testimoniis confirmatus" abgewiesen.

Ob es wahr ist, daß ihre Abreise von Göttingen der Eile bedurfte, weil sie Gefahr lief vom Pöbel insultirt zu werden, wissen wir nicht. Bedeuten will es jedenfalls nichts, denn der Pöbel ist allezeit und in aller Welt bereit in einem Athem Kreuzige! zu schreien und Hosiannah zu rufen. Das jedoch wissen wir aus gelegentlichen Aeußerungen achtbarer Personen, daß wenn Bürger um ein Erhebliches in der öffentlichen Achtung während dieser entsetzlichen Ehe sank, da man in Wahrheit ihn als Hahnrei bildlich verspottete und Schmählieder auf ihn dichtete, einige Zeit nach der Scheidung in Göttingen viele Stimmen laut wurden, welche ihn falscher Behandlung seiner Frau bezichtigten und deren Verhalten zu ihm als ein gar nicht sehr hart anzuklagendes bezeichneten. In Stuttgart aber war nur Eine Stimme — nämlich gegen ihn. Anderwärts, wo sie ihr Beruf hinbrachte, hörte man noch viele Jahre nachher immer getheilte Meinungen, in

höhern und gebildeten Kreisen ihr vornehmlich günstige. Altholf selbst nahm sie in Dresden, wohin er als königlicher Leibarzt berufen worden, fortwährend in Schutz, und stand mit ihr in freundlichstem Verkehr, bis sie ihm ein zu ihrem materiellen Schaden schnöde, ja sträflich gebrochenes Vertrauen vorrückte. Dann war er nicht gut mehr auf sie zu sprechen.

Fleiß, Thätigkeit, unantastbarer Wandel setzten sie später in die Achtung und Gunst der Höchsten, und es ist Perfidie oder der Widerhall elendiglichen Geklätsches, wenn ein Recensent der „Blätter für literarische Unterhaltung" (1846) sagte: „Weß Geisteskind jenes Schwabenmädchen war, erinnern sich die Zeugen ihrer Irrfahrten durch Deutschland." Ja, die ehrbaren Zeugen ihrer sogenannten Irrfahrten erinnern sich, daß sie aller Orten schmeichelhafte, beifällige und sogar bewundernde Aufnahme fand. Die Königinnen Pauline von Würtemberg, und Therese von Baiern, die Großherzogin Louise von Hessen, die Markgräfin Amalie Friederike von Baden, Herzogin Maria von Sachsen-Meiningen, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Herzog Karl von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Nassau und Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen haben ihr, zum Theil wiederholt, spendende Huld erwiesen; der Dichter de la Motte Fouqué, Elise von Hohenhausen, die Freifrau von Günderode, General Freiherr von Weihers in Darmstadt und andere namhafte Personen hielten es nicht unter ihrer Würde mit ihr Briefe auszutauschen. Meint man, daß das einem geistig und moralisch niedrigen, verwerflichen Weibe geschehen konnte?

Und endlich: „das Unrecht, welches sie in jugendlicher Unüberlegtheit den vom Schicksal hart betroffenen Bürger zugefügt, hat sie durch herzliche Anhänglichkeit und opferfreudigste Liebe an den Nachkommen des zu früh Heimgegangenen nach allen Kräften zu sühnen gesucht". [57] Und auch das war eine Sühne, die uns in alle Zukunft gänzlich mit ihr aussöhnen muß, daß sie, die um ihre idealsten Wünsche Betrogene und Arggetäuschte, der ein Mann wie Reinhard noch nach zwanzig Jahren keine Ruhe gönnte, sich aus schier übertrieben edelsten Beweggründen nicht entschloß ihre öffentliche Vertheidigung zu führen. „Wenn ich mich vertheidigen soll", schrieb sie an den Banquier Merk in Hamburg, „so muß ich zuvor erst den Verstorbenen auf's Schwerste anschuldigen, auf eine Weise, die ihn in den Augen der Nation auf's Tiefste herabsetzen müsste. Er ist aber als Dichter genug verkannt worden, und des Dichters wegen will ich nun duldend und schweigend verzeihen, was der Mann für meine Fehler über Gebühr an mir verbrochen". Beinahe ebenso an den Stiefsohn Emil Bürger, als er zu seinem nachmaligen Bedauern bei dem ersten Wiederbegegnen in männlichen Jahren sie hart anließ. „Ich musste einige Tage vorübergehen lassen," lauten ihre darauf folgenden Zeilen, „ehe ich dieses Mal die Feder ergreifen konnte. Ein mir natürliches lebhaftes Temperament würde mich übereilt haben, wenn ich Ihnen früher geantwortet hätte, und hätte somit jedes Verhältniß zwischen uns gewaltsam zerrissen. Denn der Ton, den Sie, junger Mann, sich erlaubten, musste mich empören.

Sie haben es mit einer Frau zu thun, die Herz und Verstand besitzt, und durch eigene Kraft sich zu einer nicht gewöhnlichen Kunsthöhe aufgeschwungen hat, durch die sie überall mit hoher Achtung, vom Fürsten bis zum Bettler, behandelt wird. — — — Ueber die Ihnen theils bekannten, theils unbekannten Verhältnisse zwischen Ihrem Vater und mir hatte ich mir vorgenommen einst zutraulich zu sprechen, doch sind dergleichen Gespräche die Folge von vorhergegangener Bekanntschaft und liebevollem Zutrauen. Denn wenn ich mich, wie Sie es nennen, rechtfertigen soll, so muß ich erst einen Andern anschuldigen, den Sie mit kindlichen Gefühlen achten und lieben sollen, und das will ich nicht. Hätte ich das gewollt, so hätte ich längst den Bitten meiner Freunde nachgegeben und meine Geschichte gedruckt bekannt gemacht; aber ich will den Kindern keinen Anlaß geben, kleiner von einem Vater zu denken, der ihnen ehrwürdig sein soll, und so schweige ich über das, was übrigens außer mir noch einige Menschen wissen".

In ihrer Erinnerung immer den Menschen durch den Dichter vor eigener Anklage schützend und läuternd, hat sie noch im Jahre 1826 mittelst des folgenden Sonetts einen Cypressenzweig auf das Grab dessen gelegt, der wenigstens für seinen Ruhm nicht zu früh, sondern zur rechten Zeit gestorben:

Lieblich und hold, o Bürger, hast Du im Liede
Reiz, hohen und tiefe Rührung gesungen,

Und wie Du griffst in die Saiten, sie klungen
Und lispelten, und nimmer wird man es müde.

Deiner Töne Leidenschaft, und Lust und Friede
Sind stets in's Innre der Seele gedrungen,
Faßlich für Alle, nichts scheinet gezwungen,
Alles wohnet wie Leben im tiefen Gemüthe.

Und der Liebe Thaten und Thränen und Freuden,
Minnig hast Du sie belobt und beschrieben,
Sinnig, kosend Märchen erdacht und erzählt;

Unvergessen stehst Du im Buche der Zeiten,
Nambar bist Du der Volkssänger geblieben,
Freundlich ist der Nachruhm, den Du Dir erwählt!

Elise verweilte nur wenige Tage in aller Stille im elterlichen Hause. Sie lebte abwechselnd vornehmlich in Hannover und Braunschweig, und bereitete sich für die theatralische Laufbahn vor, zu der sie von jeher besondere Neigung verrieth. Am 6. October 1797 betrat sie die Bühne zum erstenmal als Lady Milford in Schiller's Cabale und Liebe. Zwei Jahre später wurde sie in Hannover engagirt, und 1802 bei der deutschen Hofschauspielergesellschaft in Dresden, welche während einer langen Reihe von Jahren auch in Leipzig, besonders während der Messen, Vorstellungen gab. Erst 1816 wurden Oper und deutsches Schauspiel verbunden, ein stabiles Hoftheater errichtet und das ehemalige Pachtverhältniß beseitigt.

Das Engagement in Dresden bezeichnet den Glanzpunkt und das Ende ihrer eigentlichen theatralischen Lauf-

bahn. Außer der Bestimmung ihrer Fächer wird es auch noch anderweitiges Interesse haben aus den Rollenbesetzungsbüchern die von ihr dargestellten Partien zu erfahren. Sie spielte:

1802.

Madame Lembach in „das Complot" (den 18. November); von wem das Stück aber ist weiß ich nicht. In den Rollenbesetzungsbüchern ist niemals ein Stück näher bezeichnet noch der Verfasser namhaft gemacht worden.

Die Königin und Herzogin } in „Hamlet, Prinz von Dänemark", von Shakespeare nach der Bearbeitung von Schröder.

Frau von Klemm in „die Folgen einer einzigen Lüge," Schauspiel von Spieß. Reprise des nächsten Jahres.

Philippina in „der Fremde," Lustspiel von Iffland, 1807 wiederholt.[58]

1803

Mathilde in „Graf von Santa Vecchia", Gemälde von Roller.

Madame Lyk in „die deutsche Familie", Schauspiel von F. L. Schmidt.

Madame Lestang in „der Mann von Wort" (den 1. März), Schauspiel von Iffland.

Frau von Rosen in „der Vater von ungefähr", Lustspiel von Kotzebue.

Frau Felden in „die Soldaten"; da aber unter diesem Titel zwei Stücke, mir beide unbekannt, bei den Bühnen existirten, eine 1776 in Leipzig erschienene Comödie, und ein in Hamburg 1804 gedrucktes fünfactiges Schau-

spiel von Arresto genannt Burchardi, Hofschauspiel-director zu Dobberan, — so weiß ich nicht, welchem von beiden obige Rolle angehört.

1804

Theodosia in „Eugenius Skoko“; Verfasser mir unbekannt.

Die Obristin in „der Weihnachtsabend“. Unter diesem Titel ward jedoch ein Nachspiel in zwei Acten von A. K. Walder und ein fünfactiges Schauspiel von G. Hagemann aufgeführt, so daß ich bei der Unbekanntschaft mit beiden nicht zu sagen vermag welches gemeint ist.

Julie Sendheim in „Lohn der Wahrheit“, Schauspiel von Kotzebue.

Amalie Friedberg in „die beiden Klingsberge“, Lustspiel von Kotzebue. Bis Ende 1806 zum Oeftern auf dem Repertoire.

Madame Senneville in „die französischen Kleinstädter“, Lustspiel von Kotzebue.

Therese Bilding in „der beste Wucher“, Schauspiel von de la Motte. Auch im nächsten Jahre auf dem Repertoire.

Amalie von Goldstrom in „das Abenteuer auf der Extrapost“. Mir unbekannt.

Henriette in „die Nachtwandlerin. Ein Lustspiel“ — aber von wem? Das von Scribe kann es so wenig gewesen sein als das von C. Blum. 1805 wiederholt.

Sittha in „Nathan der Weise“ von Lessing. Nächsten Jahres wiederholt.

Die Gemahlin des Kurfürsten in „Johann Friedrich“. Auch unter diesem Titel wurden zwei Trauerspiele aufgeführt, das eine, und dies ist jedenfalls gemeint, von

Benjamin Silber (Leipz. 1804), das andere von einem Ungenannten.

Josepha in „der Lorbeerkranz“, Schauspiel von Ziegler.

1805.

Mamsell Rauming in „Frauenstand“, Lustspiel von Iffland (d. 5. März).

Marianne in „die seltsame Probe“, Lustspiel von Wetzel.

Mamsell Reising in „die Reise nach der Stadt“, Lustspiel von Iffland.

Hofräthin Rosen in „Dienstpflicht“, Schauspiel von Iffland.

Commerzienräthin in „die Freunde auf der Probe“. (?)

Madame Völker in „Rettung für Rettung“, Schauspiel von G. Beck.

Hedwig in „Wilhelm Tell“ von Schiller.[59]

Die Göttin in „Schiller's Gedächtnißfeier“. (?)

Gräfin Kirchberg in „Fürstengröße“, Schauspiel von Ziegler.

1806.

Frau Lehmann in „die Colonie“, Lustspiel von St. Foix.

Frau von Ellfeld in „die Verleumder“, Schauspiel von Kotzebue. Auch im nächsten Jahre.

Julie Heiter in „die falschen Entdeckungen“, Lustspiel von Gotter nach Mariveaux. (d. 4. Februar und öfter.)

Adelma in „Turandot“ nach Gozzi von Schiller.

Donna Isabella in „die Braut von Messina“ von Schiller.

Madame Dernetti in „Pauline“, Lustspiel in 3 Acten, Wien 1805. Am 2. März 1807 nochmals.

Caroline in „die Wette“, Lustspiel von Sonnleithner.

Frau von Walstein in „Mathilde von Orlheim“. (?)

Doris in „der Wirrwarr“, Posse von Kotzebue.

Eine Dame in „die Weiberfeinde“, Lustspiel vom Verf. der „Amerikanerin“.

Für 1807 ist nur noch Tullia in „Virginia“, Trauerspiel von Soden, aufgeführt am 30. März, angegeben, und eine später gespielte Rolle so wenig aufzufinden gewesen als eine frühere denn die vom 18. November 1802. Außer diesen jedoch repräsentirte sie innerhalb dieser Dauer folgende Partien:

Elisabeth in „der Schwätzer“, ein fünfactiges Lustspiel, jedenfalls 1805 oder 1806.

Madame Anker in „die Erbschleicher“, Lustspiel von Gotter.

Elisabeth in „Don Carlos“ von Schiller.

Baronin von Schönhelm in „der Ring“ (Schauspiel von Schröder?).

Ludmilla in „Otto von Wittelsbach“, entweder Trauerspiel von Steinberg oder Schauspiel von Babo.

Gräfin Nottingham in „Graf Essex“, Trauerspiel nach Banks, Brocke, Jones und Ralph.

Die Gräfin in „Menschenhaß und Reue“, Schauspiel von Kotzebue.

Gräfin Julia in „Fiesko“ von Schiller.

Liddy in „die Indianer in England“, Lustspiel von Kotzebue.

Eine Unbekannte in „des Ringes zweiter Theil oder

die unglückliche Ehe durch Delicatesse", Schauspiel (Berl. 1789).

Gräfin Amaldi in „der deutsche Hausvater oder die Familien", Schauspiel von Gemmingen.

Amalie Fersen in „der Herbsttag", Lustspiel von Iffland.

Mamsell Seradini in „Elise von Valberg", Schauspiel von Iffland.

Baronin in „der Spieler", Schauspiel von Iffland.

Die Gräfin in „Figaro's Hochzeit oder der tolle Tag", Lustspiel von Beaumarchais.

Aemilia in „Othello" von Shakespeare.

Clara Bruno in „der argwöhnische Ehemann", Lustspiel nach Hoadly von Gotter.

Engeltrud in „Otto der Schütz", wahrscheinlich das Schauspiel von Hagemann.

Sophie Guilbert in „Clavigo" von Goethe.

Natalie in „das Mädchen von Marienburg", fürstliches Familiengemälde von Kratter.

Frau Brendel in „die Kleinstädter" von Kotzebue.

Emilie Falk in „die Unglücklichen", Lustspiel von Kotzebue.

Die Geheimräthin in „der Hausfriede", Lustspiel von Iffland.

Jolanthe in „die Zauberin Sidonia", Schauspiel von H. Zschokke.

Gräfin Meerwitz in „das Schreibpult", Schauspiel von Kotzebue.

Clementine in „der Besuch", Lustspiel von Kotzebue.

Cleopatra in „Octavia", Trauerspiel von Kotzebue.

Gräfin Terzky in „Wallenstein's Tod" | von
Elisabeth in „Maria Stuart" | Schiller.
Agnes in „die Jungfrau von Orleans" |

Ein Weiteres über ihre Wirksamkeit als Dresdner Hofschauspielerin hat sich aus den bis 1815 geführten und der nachherigen Generaldirection des Hoftheaters überlieferten Acten nicht ergeben. Sie selber nennt ihren Aufenthalt daselbst „eine schöne, freudige Zeit, verlebt im Vereine der Geselligkeit, der Künste und des Berufslebens."

Uebrigens war sie die Erste, welche dort die Idee einer alljährlich wiederkehrenden außertheatralischen Gedächtnißfeier Schiller's anregte und am 30. Dezember 1805 in der Ausführung durch Abhaltung eines musikalisch-declamatorischen Abends, im großen Gewandhaussaale, unter Betheiligung von achthundert Personen, voranging.

Im Bewußtsein der Fähigkeiten ohne bestimmtes Engagement bei einer Bühne ihre Subsistenz zu beschaffen, wählte sie noch 1807 Frankfurt am Main zum Wohnort um von dort aus alljährlich Reisen durch Deutschland zu unternehmen und sich in den bedeutendsten Städten und Badeorten hauptsächlich in Declamatorien und mimischen Darstellungen zu produciren. Es geschah überall mit dem glänzendsten Erfolge. In den nach Geburt, Rang, Reichthum wie Intelligenz auserlesensten Privatkreisen war sie ein gern gesehener, geachteter Gast, nicht selten die höchstwillkommene Gefährtin auf größern Touren. So begleitete sie eine adlige Familie durch Holland, eine andere durch Frankreich. Bildung, elegante, fesselnde Erscheinung und vollendete gesellschaftliche Tournüre öffneten ihr die

Zirkel der höchsten Aristokratie. Leider finden sich in den mir zur Benutzung überwiesenen Aufzeichnungen von ihrer Hand nur sehr wenige und durchaus unvollständige Erinnerungen an ihre Ausflüge vor. Im Sommer 1808 schreibt sie aus Baden, Holstein, Hamburg, Dresden und Prag. Im nächsten Jahre ging sie nach Wien, wo ihr aber infolge politisch-freisinniger Aeußerungen eine sehr unerwartete Aufmerksamkeit Seitens der Polizei zu Theil ward. Man betrachtete sie als eine höchst staatsgefährliche Person, transportirte sie nach Ungarn, setzte sie jedoch bald wieder auf freien Fuß, da eine Prinzessin von Sachsen-Meiningen von ihrem Schicksal zufällig in Kenntniß gesetzt sofort für sie intervenirt haben soll. Darauf begegnen wir ihr in Cassel; 1810 während einiger Wochen im traulichen Kreise des Dichters Kosegarten in Greifswalde; darauf im Juli zu Stettin, wo sie, überall durch die wirksamsten Empfehlungen herzlich und entgegen kommend aufgenommen, den Auftrag erhielt, durch Dichtung und Redevortrag zur Todtenfeier der eben abgeschiedenen Königin Louise von Preußen, überleitend auf den Geburtstag Friedrich Wilhelm III. (3. August), mitzuwirken. „Nimmermehr“, schreibt sie, „werde ich der übergroßen Versammlung von Männern und Frauen in dem Locale der Maurerloge zu den drei goldnen Ankern vergessen, welche in schwarzer und weißer Kleidung, in dem magisch beleuchteten, düster decorirten Raum, ergriffen von der Trauerfeier, im Innersten bewegt, da saßen. Von den grauen Wimpern der Aelteren flossen die Thränen nieder; die Rosenwangen der Jüngeren bleichte die gewaltige Erregung der Herzen. Die dem Auge entzogene Instru-

mental-Musik wirkte, vereint mit den Gesängen weh- und anmuthreicher Stimmen, überaus ergreifend, und die Hieroglyphen, welche sichtbar die Auferstehungsherrlichkeit versinnlichten, erhoben die bewegten Gemüther zu den höchsten Spannungen.“ So war die Stimmung, als sie eine Erhöhung zu betreten aufgerufen ward und von dem Schauer des Ganzen getragen einen Epilog sprach, mit dessen Schluß sie den die Tafel eröffnenden Toast auf den verwittweten Monarchen verweben musste. Von hier ging sie nach Berlin. Vorher machte sie indeß noch die Bekanntschaft des General Blücher, und zwar in Stargard. „Schwerer Ernst ruhte auf seiner Stirn, Thatenglut blitzte aus seinem Auge, ein schmerzreiches Lächeln zog sich um seinen Mund. Die harte Hand der Zeit lag auf ihm. Dennoch war er zwischendurch heiter, und hörte einfache, geistreiche Dichtungen sehr gern. Er mochte keine verschrobene, schwülstige Redensarten oder Dichtungen hören; trug es aber klar der Wahrheit Gepräge, was man las oder sprach, oder auch der Laune und des Witzes, so war er leicht zur Rührung oder zum Lachen zu bewegen.“ Im November 1813, nach einem kurzen Aufenthalte in Wiesbaden, traf sie den Feldmarschall in Höchst, wo er ihr eine halbe Stunde widmete, im Laufe des Gesprächs bemerkend, was sie beide in Stargard nur ahnend berührt sei wenigstens nun zur besten Hälfte verwirklicht. Bei seinem Tode befand sie sich in Cassel, wo sie blos flüchtig auf eine Todtenfeier des Helden (15. October 1819) hindeuten durfte, als ihr die zahlreichen Verehrer desselben, der Stadt-Commandant an der Spitze, bei der Anordnung in jeder Weise Vorschub und hilfreiche Hand

für äußere Würdigkeit leisteten. Den Sommer von 1811 hatte sie größtentheils in Hamburg zugebracht; 1815 correspondirte sie aus Karlsbad, Speier, Landau, Neustadt a. d. Haardt, Bamberg, Baireuth, Trier und andern Orten. Die angebliche Vorsteherschaft einer Mädchenschule in Regensburg in diesem und dem nächsten Jahre beschränkt sich wol auf einen jungen Damen dort ertheilten Cursus in der Declamation und Aesthetik. Von Frankreich kam sie 1818 nach Aachen, wohin sie der Congreß lockte; den lebendigsten Antheil an den politischen Ereignissen und sonstigen öffentlichen Vorgängen nehmend wusste sie stets, was ihr gewiß nicht zu verargen, sehr speculativ ihr persönliches Interesse damit zu verbinden. Uebrigens benahm sie sich immerdar furchtlos und zeigte selbst auf feindlichem Boden einen leidenschaftlichen Patriotismus ganz unumwunden.

In den meisten Wintern zog sie sich nach Frankfurt zurück, ohne ihrer regen Betriebsamkeit in musikalisch-declamatorischen Unterhaltungen und Unterrichten in den oben bezeichneten Fächern Pause zu gönnen, ebenso durch ihre materiellen Bedürfnisse wie durch geistige Rastlosigkeit dazu angetrieben. Erst die letzten sechs Jahre scheint sie dort ununterbrochenes Domicil behalten zu haben. Drei Jahre vor ihrem Tode traf sie das harte Loos der Erblindung. Hatte sie aber auch wenig oder nichts gespart, fiel sie doch keiner kümmerlichen Lage anheim, nicht der Bitterkeit der Almosenempfängniß. „Achtung und Sympathien für mich“, ließ die 63jährige Frau im März 1832 einer noch lebenden damals jugendlichen Dame in Berlin schreiben, „sind mit meinem Augenlicht

nicht erloschen, und Gott dem Allgütigen sei Dank! die Kraft meines Geistes ist noch nicht erlahmt. Der Ertrag meiner gestrigen Soiree reicht für ein ganzes Jahr aus, und es bleiben auch noch die Kosten zu der Operation übrig, auf die ich hoffe, so wenig es scheinen will, daß sich meine Freunde davon etwas versprechen".

Ihre Freunde täuschten sich nicht. Ohne Erfüllung ihrer Hoffnung hörte sie am 24. November 1833 auf sterblich zu sein. Ruhig, Gott vertrauend und ein ewiges Leben hoffend, hauchte sie ihren letzten Athem aus.

Wir können aber unsern Versuch, Elise Bürger ein besseres, geklärteres Andenken in der Gegenwart und Zukunft zu bereiten, so weit es mit der Wahrheit zu bestehen vermag, nicht abgethan sein lassen, ohne noch in aller Kürze eine andere Thätigkeit derselben in's Gedächtniß zurückzurufen.

Trotz ihrer fast unausgesetzten Wanderungen, ihrer ungemeinen künstlerischen und schlechthin erwerbsmäßigen Geschäftigkeit, fand sie doch noch Zeit zu literarischer Productivität. Freilich hat sie damit keine neue Epoche hervorgerufen, — welche deutsche Schriftstellerin hätte denn das? —, allerdings steht sie selbst mancher ihres Geschlechts darin nach, sie hat sich damit kein hehres, immer schärferen Wehen der Vergessenheit widerstehendes Monument errichtet, — aber auf dem Friedhofe unseres Schriftenthums schimmern tausend und abertausend kleine Denksteine mit mehr oder minder verwischter Inschrift, die kein verständiger Waller, kein sinniger Beschauer missen mag, weil sie ebenfalls Zeugniß ablegen, jeder in nothwendig besonderer Graphik, von dem Werdeprozeß unserer

Literatur, weil die großen Monumente unbegreiflich wären ohne sie, ja weil man ihre Größe überhaupt nicht mehr gewahrte. Wir würden die Sonne verwünschen, wenn wir nicht den Abend und die Dämmerung hätten und das nächtliche Firmament unserm Auge leer bliebe. Einen solchen kleinen Denkstein hat sich auch Elise Bürger innerhalb des ihrem Geschlechte auf jenem Friedhofe angewiesenen Raumes erworben, und in der That ist er bis auf diesen Tag niemals gänzlich übersehen worden.

Von vollständiger Aufzählung ihrer Schriften muß ich indessen absehen, zumal mehrere nicht in den Buchhandel gekommen. Dennoch wird unser Register ausgiebiger sein als ein anderes.

Eine glückliche selbständige Einführung unter die deutschen Schriftstellerinnen waren die „Irrgänge des weiblichen Herzens" (Hamb. u. Altona 1799, 2. Auflage Jena 1812), überall als ein dankenswerthes Buch begrüßt, daß die Frauen durch das Labyrinth der ihnen eigenen Thorheiten, Schwächen und Launen zu führen, ihnen aus fremder Erfahrung Lebensweisheit zu lehren und ihre wahre Bestimmung erkennen zu lassen, in fließender und gewinnender Schreibart die Absicht hatte.

Hieran schließt sich: „Mein Taschenbuch, den Freundlichen meines Geschlechts geweiht". (Dresden und Pirna 1804—5, 2 Bde. Neue Ausgabe 1809, zweite Auflage Pirna 1811. Auch unter dem Titel: „Taschenbuch für erwachsene Mädchen und Frauen".)

Von ihren „Gedichten" (Hamb. 1812) lässt sich rühmen, daß sie sich in ungekünstelten Gefühlen, in leich-

ter, flüssiger Darstellung und sehr gewandter Behandlung des Reims bewegen.[60]

Ihren Patriotismus bethätigte sie in und mit den „Kriegsliedern" (o. O. [Wiesbaden] 1813), dann in den „Liedern, am Rhein gedichtet, auf den heiligen Krieg der Jahre 1813 und 1814" (o. O. 1814), und in den „Liedern, dem heiligen Kriege für die Rettung der Völker gesungen" (o. O. 1814.). Diese auf ihre Kosten hergestellten Lieder sind ohne Ausnahme an die Vaterlandskämpfer gratis vertheilt worden, namentlich erhielt jedes würtembergische Regiment vierzig Freiexemplare. Der Oberst und Commandeur des 4. Linien-Infanterie-Regiments, Eugen Freiherr von Imhof auf Mörlitz, stattete ihr in folgenden Zeilen seinen Dank ab:

„Wertheste Frau Professorin! Das gütige Geschenk der Lieder des heiligen Krieges von einer patriotischen Landsmännin war eine uns sehr erfreuende Gabe; genehmigen Sie daher unsern lebhaftesten Dank dafür. Wenn wir in diesem heiligen Kriege nicht mehr nur als militairische Automaten unsere Aufgabe löste, sondern als deutsche Männer uns sehnten, den obliegenden Makel zu tilgen, beweisen wollten, daß der Deutsche durch pünktliche Befolgung des (wenn auch durch die Zeitumstände schrecklichst) Gebotenen, dennoch das Gefühl zu bewahren weiß für die heilige Sache, für's Vaterland, so muß es allen Denen, die so fühlen wohlthuend sein zu sehen, daß auch der hehre Sinn der Barden nicht erloschen ist unter uns. Wären diese immer in dem vormaligen Ansehn geblieben, wir hätten nicht bedurft Schmach zu vergüten, uns vor Hermann's Schatten zu schämen. Möge deut-

scher Sinn und Kraft uns Deutsche, Weltbürgersinn alle Andern, Einfluß habende neu beleben. Möchten sie die Würdigkeit bestätigen, von einer deutschen Bardin besungen zu werden, die der deutsche Soldat mit aller Hochachtung begrüßt (Ulm, 6. Sept. 1814)."

Den in ihren „Lilienblättern und Cypressenzweigen" (Frankf. 1826) enthaltenen Gedichten können wir unmöglich gleich Andern den Vorzug vor allen frühern einräumen, da aus den meisten ein zwar nicht widrig andächtelnder aber doch narkotisch religiös-sentimentaler Hauch uns entgegenweht. Gesänge wie der nachstehende gehören zu den rühmenswerthen Ausnahmen:

An die Zeitgenossen.

In der Zeitbedrückung
Soll die Jugend reifen,
Daß zur Weltbeglückung
Ring' in Ringe greifen;
Thränen fließen oft im Stillen
Vaters Willen
Zu erfüllen;
Doch aus Thränensaaten
Spriesen Freudenthaten.

Ist die Welt gewendet,
Manches trüb geworden,
Wird doch Rath gesendet
Sicherlich von Dorten!
Ziehet Gott auf Dornenwegen
Uns entgegen,
Seinem Segen
Hellt er auch die Bahnen
Die wir dunkel ahnen.

D'rum empor gericht' den Sinn,
Und in sich empfunden,
Wie der Glaube bringt Gewinn
In des Kummers Stunden!
Böses aus dem Sinn geschlagen,
Gutes wagen
Ohne Fragen,
Dies nur kann uns führen
Uns nicht zu verlieren.

Wechsel bietet jede Zeit,
Denn seit allen Tagen
War das Gestern niemals Heut;
Warum — Ist's zu fragen?
Hohe müssen oftmals fallen
Niedre wallen
Groß vor Allen,
Werden Stoff für Lieder
Und der Stolz der Brüder.

Auf, mit Gottes Regiment
Selbst auf Dornenwegen!
Jeder der das Ziel erkennt
Eil' ihm froh entgegen.
Was von dort ihm vorgeschrieben
Muß er üben;
Treulich lieben
Stets das Allgemeine,
Denn dies ist das Seine!

In dem zweiten Theile dieses Buches bewährte sie ein schon in vergangenen Jahren dargethanes anmuthiges Geschick zum Erzählen.

Für das Theater schrieb sie: „Adelheid, Gräfin von Teck, Ritterschauspiel in 5 Aufzügen" (Altona 1799).

„Sämmtliche theatralische Werke. Erster Band: Das Bouquet. Die Heirathslustigen" (Lemgo 1801). „Die Ueberraschung, ein Familiengemälde in 1 Aufzuge, als ein Prolog zum Geburtstage Ihrer Majestät der Königin Charlotte [von Hannover]" (Hannov. 1804). „Clara von Montalban, Trauerspiel in 5 Acten" (o. O. 1825), 1819 in Frankfurt a. M. zum erstenmal aufgeführt. Ein besonders in Süddeutschland viele Jahre hindurch mit großem Beifall aufgeführtes Nationalstück: „Die schwäbische Bäurin" ist meines Wissens niemals gedruckt worden. So oft sie konnte spielte sie darin die Hauptrolle, eine der wenigen, worin sie noch lange mit Vorliebe hie und da auftrat. Die Schrift „Ueber meinen Aufenthalt in Hannover" (Hamb. 1802) ist mir unbekannt geblieben.

Einzelne Gedichte und Aufsätze findet man außerdem im Journal für Theater und andere schöne Künste (1797), in Lang's Almanach der geselligen Freuden (1797), im Frankfurter Journal, Wieland's deutschen Mercur (1805), in der Stettiner Zeitung, in der Iris, in Raßmann's Mimigardia (1811 und 1812), in dessen Abenderheiterungen (1816), im Morgenblatt (1821) und in der Abendzeitung (1821).

Wie verschiedenartig aber auch der Werth dieser Arbeiten sein mag, sie sind Alle wenigstens achtungswerthe Mitzähler eines ungemein thätigen und anregend nützlich verbrachten Daseins.

Das Project der Gründung eines Journals für Frauen scheiterte an unbekannten Gründen.

# Anmerkungen.

[1] Marianne Ehrmann wurde am 25. November 1753 zu Rapperswyl bei Zürich geboren*) und nach dem frühzeitigen Verluste ihrer Eltern im Hause ihres Oheims väterlicherseits, des nachmaligen fürstlich Kemptenschen geistlichen Geheimraths Dominicus von Brentano (aber nicht von demselben) erzogen. Danach eine Zeit lang in untergeordneten Verhältnissen und bei Verwandten bald hie bald da lebend, ging sie 1775 eine Ehe ein, welche mit dem Verschwinden ihres Mannes und des größten Theiles des beiderseitigen Vermögens endete. Sie suchte hierauf in Wien eine Stellung als Erzieherin, konnte sie aber nicht nach Wunsch erlangen, und betrat deshalb die Bühne unter dem Namen einer Frau Sternheim. In dieser Beschäftigung nach Straßburg verschlagen, entsagte sie dort einer Laufbahn, zu der sie kein besonderes Talent und noch weniger Neigung besaß, um sich von literarischen Arbeiten zu ernähren. Dort lernte sie ihren zweiten Gatten kennen, mit welchem sie im Sommer 1788 nach Stuttgart zog und an seiner Seite daselbst am 14. August 1795 verstarb. Ihre selbständigen, literarisch zwar unbedeutenden, aber doch von einer für ihr Geschlecht sehr beachtungswerthen Bildung zeugenden Schriften sind: „Müßige Stunden eines Frauenzimmers“ (Kempten 1784). „Philosophie eines Weibes“ (Kempten 1784, 2. Auflage ebd. 1785, und auch in's Französische übersetzt). „Leichtsinn und gutes Herz, oder Folgen der Erziehung; ein Originalschauspiel in 4 Aufzügen“ (Straßburg 1786). „Amalie; eine wahre Geschichte in Briefen“ (Bern 1787, 2 Theile). „Nina's Briefe an ihren Geliebten“ (Bern 1787). „Graf Bilding; eine Geschichte aus dem

*) Ihr Geburtsjahr ist nirgend richtig angegeben, bald steht 1735 bald 1755.

mittlern Zeitalter" (Isny 1788). „Kleine Fragmente für Denkerinnen" (Isny 1788). „Erzählungen" (Heidelb. 1795). Die Monatsschrift „Amaliens Erholungsstunden" erschien bis Ende 1792 zu Stuttgart, dann in zwei Jahrgängen zu Zürich (1793—94) unter dem Titel: „Die Einsiedlerin aus den Alpen; eine Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung für Deutschlands und Hevetiens Töchter". Eine Auswahl hinterlassener „moralischer" Schriften veröffentlichte ihr Mann als „Amaliens Feierstunden" (Hamb. 1796—98, 3 Theile).

[2] Theophil Friedrich Ehrmann kam am 25. October 1762 in Straßburg zur Welt, und verschied, ohne jemals eine öffentliche Stellung bekleidet zu haben, am 23. April 1811 zu Weimar. Seine verdienstlichste Thätigkeit erstreckte sich auf die Fortsetzung der von Sprengel begonnenen „Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erdkunde". Noch immer sehr brauchbar ist auch seine „Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem 12. Jahrh. zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind" (22 Bde. Frankf. 1791—99). Außerdem haben wir von ihm einen „Grundriß der europ. Staatenkunde" (Stuttg. 1791); „Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde" (4 Thle, Tüb. 1791); das Journal „neueste Staatsanzeigen" (6 Bde., Germanien 1797 ff.); in Gemeinschaft mit J. H. G. Heusinger die Fortsetzung von Plant's Handbuch einer vollständigen Erdbeschr. u. Gesch. Polynesiens" (Leipz. 1793 u. 99); die theilweise Bearbeitung der 2. Aufl. von Gaspari's vollständigem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung" (4 Bde., Weimar 1802 ff.); den ersten Theil eines „allgemein. historisch-statist.-geogr. Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon" (Erfurt 1804 ff., den 2. und 3. Theil von Heinrich Schorch); eine Uebersetzung von Volney's „Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika" (Weimar 1804); eine „geogr.-statist. Uebersichtstabelle aller Erdtheile" (Erf. 1805); „neueste Kunde von Portugal und Spanien" (Weimar 1806); „neueste Kunde von Frankreich (ebd. 1806); „neueste Kunde der nordischen Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden" (ebd. 1807); „neueste Kunde vom russ. Reiche in Eu-

ropa und Asien" (ebd. 1807); neueste Kunde der Schweiz und Italiens" (ebd. 1808); eine Uebersetzung von Silvestre de Sacy's „neuesten Beiträgen zur Kunde der asiatischen Türkei" (ebd. 1809); eine „neueste Kunde von Afrika" (2 Bde., ebd. 1810); eine pragmatische Geschichte der europ. Staaten seit dem Anfange der franz. Revolution" (3 Theile, Gotha 1810 f.) und eine „neueste Kunde von Asien" (3 Theile, Weimar 1811 f.). Von seinen belletristischen Arbeiten mögen hier noch genannt werden: „Die unglücklichen Eheleute" (aus dem Franz. Straßburg 1785, 2 Bde.). „Der Luftwagen oder die Reise in den Mond" (ebenfalls aus dem Franz. Straßb. 1785). „Frauenzimmer-Zeitung" (Kempten 1787, 2 Bände). „Abalforaddin der Weise, eine Sammlung neuer morgenländischer Erzählungen" (Straßb. 1788). „Lilienblätter; Erzählungen mancherlei Art aus den Papieren einer kleinen literarischen Gesellschaft" (Offenb. 1793). „Erzählungen, Skizzen und Fragmente" (Berl. 1794).

3 „— — — — Es kommt nichts darauf an und ich will auch kein Wesens davon machen; doch wenn Sie behaupten wie ein Diplomat verfahren zu sein, so kann ich Ihnen kein Tüpfelchen erlassen, geschweige Worte zum Vertauschen schenken. Da haben Sie denn nun das Register Ihrer Verbrechen 2c." (Folgen die minutiösesten Berichtigungen der beiden Abdrücke im „Beobachter" und in den „Briefen von G. A. Bürger an Marianne Ehrmann". Obige Zeilen sind kurz nach Erscheinen dieses Büchelchens abgesendet.

4 Nicht sowol die an sich unerheblichen Correcturen der Verfasserin als der Umstand, daß die erste Fassung des Gedichts in Folge der spätern von Bürger veranlassten Umarbeitung (Werke, herausgeg. von Reinhard, Berlin 1823 II. 193 f.) fast gänzlich außer Gedächtniß gerathen, haben mich zur Wiederaufnahme desselben bestimmt. Ich selber war vor noch nicht langer Zeit des Glaubens, die ursprüngliche Niederschrift habe mit den Worten begonnen: „Ich bin ein Mädchen aus Schwaben", wie man bei Hillebrand u. A. angegeben findet. Dieser Irrthum, denn nicht ein

einziger derartiger Vers rührt von Elise Bürger her, hat sich um so leichter auch in meine „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts III. 258 eingeschlichen, als es dort gar nicht auf genaue Untersuchung der Entwickelung des so romanhaften Verhältnisses ankam.

[5] Geboren 1769 den 17. November, nicht, wie mehrfach angegeben worden, den 19. November oder Dezember.

[6] In der „poetischen Blumenlese auf's Jahr 1791" S. 114 „an . . Y . ." überschrieben, in den Gesammt-Ausgaben „an Elise" (bei Reinhard II. 198 f.). Die Verweisung dieses Gedichts auf das Jahr 1790 ist mithin irrig.

[7] Ehrmann versichert die Beilage wäre versiegelt gewesen; seine Frau wandte sich aber mit Worten an Elise, welche deren Behauptung, sie habe das Gedicht unversiegelt empfangen, bekräftigen. So geringfügig dieser Umstand an sich erscheinen dürfte, fällt er doch für die Beurtheilung der Vermittler in's Gewicht.

[8] Frau Ehrmann will schon früher die Bekanntschaft der Frau Hahn gemacht und ihr Besuche abgestattet haben. Verschiedene Zeilen ihres Gatten widersprechen einigermaßen dieser Angabe, und Elise sagt ausdrücklich, daß die Verfasserin von Amaliens Erholungsstunden sich damals zum erstenmale in ihrem Hause gezeigt habe. Auch das ist nicht ganz gleichgiltig.

[9] Derselbe der an Sprenger's Buch über den Weinbau Antheil hat, gestorben am 19. September 1793.

[10] Von diesem Briefe habe ich blos das Concept gesehen.

[11] Er war von einem Fieber heimgesucht worden.

[12] „Sie bestürmte mich auf alle Art, ohne daß ich wusste, wie ich ihr gram werden sollte, da ich meine innige Zuneigung zu Bürgern nicht verleugnen konnte, und es meiner und meiner Mutter Eitelkeit schmeichelte, zu sehen, wie er sich in seinen Briefen

an Madame Ehrmann fortwährend so viel mit mir beschäftigte. — — — Ein Unstern hatte diese Frau nach Stuttgart geführt. Ohne ihre Künste und Zwischenträgerei wäre ich niemals eine so unglückliche Frau geworden, welcher Jugendfehler zu Verbrechen gemacht worden, und gegen welche sich verdammend auszusprechen Jeder ein Recht zu haben meint, weil diese Fehler eben die Fehler einer Frau gewesen sind", schrieb Elise im März 1810 einer Freundin in Hamburg, ähnlich später noch einer Dame in Dresden, und ähnlich lautet eine Notiz in ihren hinterlassenen Papieren.

[13] Diese Stelle ist von Ehrmann unterdrückt worden, vermuthlich seine Frau nicht bloß zu stellen, auf deren Reinwaschung es ja von ihm mit abgesehen war. Aus diesem Grunde hat er wol auch die Briefe seiner Frau nicht zum Abdruck gebracht, es müsste denn sein, daß er davon weder Concepte noch Copien gefunden, was kaum zu glauben.

[14] „Sparsam" war ein übel gewählter Ausdruck, ein schlechtes Synonym für prickelnd geheimnißvoll.

[15] Vor der 2. Ausgabe seiner Gedichte (Göttingen 1789). Althof, dem ein competentes Urtheil zustand, erklärte, daß es von allen übrigen Bildnissen dem Total-Eindrucke nach ihm als ähnlichstes erschienen sei.

[16] Ein junger Stuttgarter, der in Göttingen studirte, hatte ihm gesagt, wenn die Dame mit ihrem Taufnamen Elise heiße, könne es bei seiner genauen Bekanntschaft in der vornehmen Frauenwelt daselbst keine andere sein als Elise Hahn. (Anmerkung von fremder Hand in Elisens hinterlassenen Papieren.)

[17] Aehnlich soll er seine damalige Gemüthsbewegung der Freundin Frau Elise v. d. Recke geschildert haben. Da sie aber den betreffenden Brief aus Versehen der Vernichtung übergeben, berichtete sie darüber nach der Erinnerung, und es scheint, daß entweder ihr Gedächtniß nicht ganz treu geblieben, oder daß Bürger's Mittheilungen der Wahrheit nicht ganz entsprachen und

der Einbildung die Zügel dahin schießen ließen, wohin die Thatsachen nicht mehr folgen konnten. „Vorzüglich", versichert Frau v. d. Recke, „ist mir im Gedächtnisse geblieben, daß Bürger, als durch die geistreichen und gefühlvollen Lieder und Briefe des Mädchens aus Schwaben sein Herz und Kopf schon ganz gefangen waren, er seine Geliebte um ihr Bildniß gebeten habe. Dies sei nach einiger Zeit angekommen, von einem herzlichen Briefe begleitet. Mit ungeduldiger Liebe habe er das Packet eröffnet, sei aber von Angst und Schrecken ergriffen worden, als er das schöne Bild einer hardi Brunette erblickte. Ihm war, als schwebte seine sanfte, holde, blonde Molly in aller Milde ihres Liebreizes seiner Seele vor. Er sah wieder auf das Bild der schönen Brünette hin; ihr feuriger Blick schreckte ihn noch mehr; er warf das Bild und den noch ungelesenen Brief auf den Tisch, lief aus seinem Zimmer, schloß hinter sich zu, und eilte von wunderlichen Gefühlen ergriffen in's Freie. Hier kam er an ein Waizenfeld. Die Zeit wurde ihm gegenwärtig, da er das Lied gedichtet hatte: „O was in tausend Liebespracht u. s. w.", und Molly mit den blocken Locken und dem sanften Blicke schwebte ihm vor Augen. Thränen machten seinem beklemmten Herzen Luft. Ihm war, als winkte jede Kornähre ihm den Gedanken zu: Knüpfe kein Eheband mit dem poetischen Mädchen aus Schwaben! Sinnend, wie er sich aus diesem Handel auf eine rechtliche Art herausziehen könne, ging er langsam zu seiner Wohnung zurück. Hier las er nun den Brief, und, wenn ich nicht irre, auch das Gedicht, welche das Bild begleitet hatten. Der Brief war so innig, so zart, so liebevoll geschrieben, daß er nun das Bildniß von Neuem betrachtete und die in jenem geäußerten Gesinnungen mit dem Ausdrucke der feurigen Augen des Portraits zu vergleichen suchte. Wie erstaunte er über den angenehmen Eindruck, welchen dies Bildniß nun auf ihn machte", u. s. w. (Gesellschafter 1823, 751 f. Döring, Bürger's Leben 251 f. G. Zimmermann ist dieser Schilderung in seinen „Genien der deutschen Poesie" [Herrig's Archiv XV. 131 f.] sehr unkritisch gefolgt.) Elise hatte ihm aber, wie wir wissen bis dahin weder Lieder noch Briefe

geschickt, ein einziges verführte ihn wider ihr Wissen und Wollen, und um ihr Portrait war sie blos indirect angegangen worden. Es ist ferner möglich, daß er bewegten Gemüths hinterher einen Spaziergang angetreten, und daß ihn die Erinnerung an Molly schmerzhaft, vielleicht sogar abmahnend ergriffen. Psychologisch glaubwürdiger hingegen ist der Seelenzustand, wie er ihn an Marianne eröffnete. Einmal schon so in Leidenschaft verstrickt daß bei der ersten Sendung der Geliebten vor ungeduldiger Erwartung alle Nerven beben, ist es begreiflich, daß der erste Anblick einer bezaubernden Schönheit uns unruhig vom Sitze treibt; doch es ist nicht begreiflich, daß wir davon laufen, zumal wir gewahren, wonach wir lechzten, daß sein Mund Leben gewinnt, erblicken, daß es sein Inneres erschließt, nackt gesprochen: daß es uns seine Liebe erklären wird. Wenn Bürger sich einen Moment abgestoßen oder richtiger feindlich gefesselt fühlte, so mag es wol seine Erklärung in der unbewussten Ahnung haben, daß er einem so dämonisch-feurigen Blick und so verlangenden Lippen, einem Molly ganz unsagbar überbietenden Gesammtreiz nicht lange werde genügen können. Aber seine Leidenschaft war nun andererseits in eine so entfesselte Magie der Sinnlichkeit gebannt, daß der Gedanke ihr zu entfliehen, wenn er je aufstieg, einem Wölkchen gleich vor ihrem Kreise zerstieben musste. — Uebrigens hatte Elise dem Maler zu diesem Bilde bereits ein Jahr vorher gesessen, wie Frau Ehrmann in ihrem Nächsten schrieb.

[18] Sie entschloß sich nie dazu.

[19] Klein war sie eben nicht.

[20] Sie that nach Elisens Versicherung Beides, je nach dem.

[21] Diese Andeutung ist dunkel und bezieht sich jedenfalls auf eine Stelle in dem berührten, mir in keiner Weise zur Kenntniß gelangten Briefe der Frau Ehrmann, worin sie vermuthlich selber eine blos unbestimmte Anspielung gemacht, um des Dichters Eifersucht zu erregen und ihn somit zu directen und entschlossnern Schritten zu bewegen.

[22] Dies war Bürger's letzter Brief an die Vermittlerin.

[23] Ihre nächste Zuschrift trägt das Datum 18. Februar 1790. Zwischen Bürger's letzten Herzensergießungen an sie und ihrer Erwiederung liegt also nur ein Zeitraum von sieben Tagen, der bei dem damaligen Postenlaufe obige Bezeichnung vollkommen rechtfertigt.

[24] Authentische Angaben über Elisens Gesammtvermögen fand ich keine. Nicht anzunehmen ist, daß die Ehrmann an erster Stelle genaue Erkundigungen eingezogen, weil dies eine mit ihrer sonstigen Feinheit unvereinbare und ihre Rolle leicht verpfuschende Plumpheit gewesen wäre. Sie folgte entweder der bei vermöglichen Leuten meist zur Uebertreibung geneigten Schätzung der Menge, oder sie taxirte selbst nach allgemeinen Andeutungen der Betreffenden, wohl wissend, wie bei Bürger's allbekannten schlechten ökonomischen Verhältnissen einiges Hochgreifen von wesentlicher Wirkung sein müsse. Uebertreibung lag aber vor. Denn einem Kaufmanne in Frankfurt a. M., der sich wegen eines Darlehns an sie gewendet, (seine Frau stand mit ihr in freundlichster Beziehung) antwortete Elise in französischer Sprache (1814): „Man hat Sie übel unterrichtet. Ich bin nicht so reich, um Ihnen helfen zu können, ja ich bin nie so reich gewesen, als daß ich jemals eine solche Summe hätte hergeben dürfen. Nicht zu sagen was mir im Laufe der Zeit von meinem Erbtheile übrig geblieben, war es niemals der Art, daß ich von den Interessen desselben meine Bedürfnisse zu bestreiten vermocht hätte, auch wenn ich jeden Luxus fern hielt. Da ich dies aber nicht that und nicht thun wollte, auch zu viel Ehrgefühl besaß meinen Verwandten lästig zu fallen, musste ich schon vor 17 Jahren auf einen Ernährungszweig sinnen, sollte mein Capital nicht bald davonfliegen". „— — — Meine Reisen haben mich Manches gekostet. Entbehren und gut rechnen hat hat man mir in der Jugend nicht gelehrt. Letzteres fing ich aus Mutterliebe erst vor sieben Jahren an, aber eifrig. Zu manchen Entäußerungen hat mich meine Gutherzigkeit verleitet, um Be-

trächtliches bin ich durch unbesonnenes Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Menschen betrogen worden".

[25] Zuerst gedruckt in der „poetischen Blumenlese auf's Jahr 1791" S. 116 f. In der Reinhard'schen Gesammtausgabe II. 329 f., hat aber nicht in allen postumen Sammlungen der Bürgerschen Dichtungen Aufnahme erhalten. Die pseudonyme Unterzeichnung ist Bürgern entlehnt, der einige poetische Kleinigkeiten unter dem Namen „Dietrich Menschenschreck" in die Welt schickte.

[26] Zuerst gedruckt in der „poetischen Blumenlese auf's Jahr 1791 S. 118 f. Bei Reinhard II. 330 ff. mit einigen Veränderungen, die von mir nicht acceptirt worden. Das Gedicht passirte als „Elisens Antwort", hat aber Bürgern selbst zum Verfasser.

[27] Zuerst mitgetheilt von Althof 125—151, dann in „G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte 19—56", darauf in Jördens' Denkwürdigkeiten I. 337—353, und in der mehrfach citirten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke VII. 323—350. Da nicht jeder meiner Leser im Besitze des einen oder andern dieser Bücher sein wird, und es gegen die Natur meines Aufsatzes streitet auf Wesentliches blos zu verweisen, kann der wiederholte Abdruck nicht als unbedingt überflüssig betrachtet werden.

[28] Seine älteste und einzige Tochter erster Ehe befand sich in der Pensionsanstalt der Frau Professor Erxleben in Göttingen; sein Sohn August Emil bei der Gattin des Amts-Procurator Müllner zu Langendorf bei Weißenfels; die jüngste Tochter in Bissendorf bei Hannover.

[29] In Cannstatt angelangt gab er sich im dortigen Gasthofe für seinen Freund den Major v. Zach zu Seeberg aus. Kaum erfuhr aber der Diaconus Jäger daselbst die Ankunft des vermeintlichen Mannes, eilte er, ein eifriger Liebhaber der Astronomie, dem verehrten Sternkundigen seine Aufwartung zu machen, und Bürger gerieth nun in große Verlegenheit. Er musste mit besonderem

Geschick alle seine astronomischen Kenntnisse zusammen suchen, um eine Rolle nur einigermaßen gut zu spielen und den wißbegierigen Geistlichen nicht ganz enttäuscht heimzusenden. So will Ehrmann (a. a. O. 18) aus Bürger's eigner Erzählung wissen.

[30] Nach Elisens Aufzeichnungen.

[31] Meines Wissens zuerst im „Allgem. literar. Anzeiger", Jahrg. 1799 S. 1516 f. mitgetheilt.

[32] Für diese Stimmung spricht auch folgendes, an den Freiherrn Clodwig Heyno v. Münchhausen auf Swedestorp gerichtete Sonett, als er diesem unter Beischluß einer Abschrift der liebewerbenden Verse Elisens einen versprochenen Besuch absagte:

Junger Leu! zu meiner Ehre Frommen
Schau das beigereichte Herzgedicht.
Brumm' und schilt nicht eh' und richte nicht,
Bis Du Hinderniß und Anstoß erst vernommen.

Sage selbst, sag', kann ich nun wohl kommen,
Da Cythere mir dies Netzchen flicht,
Und mit diesem neuen Sonnenlicht
Mir ein frischer Sommer ist erglommen?

Horch, was dieses einz'ge Blättchen spricht!
Und hast Du die Liebe je verstanden,
Gieb Geduld und hemme Dein Gericht.

Neuer Neigung wirre Wogen branden,
Und mein Boot — ob Steu'r und Mast auch bricht, —
Edler Leu, muß — vor in Schwaben landen.

Göttingen, Grüner Donnerstag 1790.

Zuerst mitgetheilt von Döring a. a. O. 410 f.

[33] Der Briefsteller irrte sich. Wäre er in den Lebensgängen hervorragender italienischer und französischer Dichter unterrichteter gewesen, würde er dort einige ähnliche Beispiele gekannt haben. Aus seiner Zeit erzählte man von zwei protestantischen Geistlichen,

daß sie sich ihre Frauen ungeahnt lediglich durch die Macht ihrer Kanzelberedtsamkeit erobert hatten, von ihnen ein fünfzigjähriger Mann eine ebenfalls zwanzigjährige ledige adlige Dame.

[34] So steht es von der Hand Elisens geschrieben, wogegen Ehrmann diesen wortwörtlichen Vorhalt von seiner Frau ab und auf den ältern Rast zulenkt, was keinen Glauben verdient. „Gute Mutter", schrieb jene hintennach, „ich ahnte damals nicht, wie unrecht ich Dir wegen dieses Vorwurfs schmollte".

[35] Dies erzählt sie in ihren „Lilienblättern" mit der größten Bescheidenheit selbst, und ist anderweitig bestätigt worden.

[36] Meine Worte entsprechen vollständig der Schilderung, welche in fünf vor mir liegenden Briefen von Personen, die nie von einander etwas gewusst, enthalten ist. Emil Bürger, der doch wahrlich nicht für sie eingenommen sein konnte und war, fand nicht Worte genug für ihre Schönheit. Darin, sagte mir Frau Marie Bürger, stimmten Alle überein, die sie gesehen. Und nach dem Anblicke eines in ihrem 28. Jahre gefertigten und noch heute wohl aufbewahrten Portraits in Aquarell muß man ein ganz verstockter und aesthetisch und verwahrloster Philister sein, um sich des Eindruckes jener Züge und ihrer Sprache zu erwehren.

[37] Diese Bonmots circulirten laut brieflicher Nachrichten in Göttingen damals allgemein.

[38] Zeitgenossen (Leipz. 1818) II. VI. 120.

[39] Vollständig in „Geschichte der dritten Ehe G. A. Bürger's. Eine Sammlung von Actenstücken", 98—125.

[40] Enthalten in „Geschichte d. dritten Ehe G. A. Bürger's", 151—174.

[41] Nicht am 6. Februar und nicht nach Braunschweig sogleich, wie anderwärts angegeben.

[42] Elisens Vermerk.

[43] So lesen wir z. B. bei Gelzer, „die neuere deutsche Nationalliteratur" (Leipz. 1847—49 II. 309.)

[44] S. meine „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland" I. 266.

[45] Elisens Worte.

[46] Bekanntlich von Reinhard (Berlin 1825 und 26) herausgegeben.

[47] Diese scheint dann mit diesen Papieren nach Belieben geschaltet zu haben; wenigstens hat Emil Bürger erklärt, daß er nie davon etwas zu sehen bekommen.

[48] Ob Elise zu diesen Erklärung Anlaß geboten ist nicht zu ersehen. Frau Marie Bürger erachtete sie als Schlüssigkeit eigenen Antriebes. Auch war Elise zu stolz um etwa Theilnahme zu erflehen, und wo sie zudringlich erscheint, geschieht es stets um wohlzuthun.

[49] Wo diese Handschriften geblieben ist unermittelt. Althof versicherte im Dezember 1802 Elisen, daß in seine Hände nichts davon zurückkommen, und die Kinder behaupteten, ebenfalls nie davon auch nur Etwas erhalten zu haben.

[50] Daß ansehnliche Stücke darin nicht neu, sondern andern Publicationen entlehnt waren ist dem Leser bereits bekannt.

[51] Ich kann nicht umhin hier darauf hinzuweisen, daß der in der „Ehestandsgeschichte" S. 98—125 enthaltene und von mir auszugsweise aufgenommene Brief Bürger's vom 29. Nov. 1791, den man auch hochtrabend und beleidigend eine Epistel an die Frauenwelt genannt hat, von einem Ungenannten 1846 unter dem täuschenden und in jedem Betracht unwahren Titel „G. A. Bürger's letztes Manuscript" wieder herausgegeben worden, indem man erklärte daß zeither nichts weiter als Bruchstücke aus Zeitschriften davon in das Publicum gedrungen. Der Herausgeber hat also entweder nicht gewusst, daß er einen der completen Druck-

legung nach 34jährigen Brief reproducirt oder sich eingebildet, daß im Publicum Niemand darum wisse. Er will den Brief in einem Nachlasse gefunden haben. In welchem verschweigt er. Bei der wortwörtlichen Uebereinstimmung mit der Reinhardschen Publication hat er also entweder dessen geschriebenes oder gedrucktes Machwerk benutzt. Hätte er das Original jener „Reliquie des tiefsten Seelenleidens" besessen, würde er dies jedenfalls offenbart haben. Daß diesem Menschen eine solche Mystification in den kritischen Journalen ungeahndet hingehen konnte (selbst in den „Blättern für literarische Unterhaltung") ist bei dem Aufsehen, das unseres Dichters dritte Ehe erregt hat, kein schmeichelhaftes Zeichen für sie.

[52] Vgl. deren Briefe im „Gesellschafter" 1823 S. 649 f. 1824 S. 279.

[53] Dies Factum erfuhr Elise erst nach mehreren Jahren von Althof; es kam in dem Prozesse gegen Reinhard zur Sprache, und auch Müllner, des Dichters Neffe, wusste darum.

[54] Althof hat das seiner Zeit in öffentlichen Blättern sehr bitter gerügte Unterbleiben dieser großen Ausgabe, worauf Bürger 205 Louisd'or voraus eingezogen, nicht wahrheitsgemäß dargestellt, indem er glauben macht, als habe der Dichter davon Papiere und Kupferstiche zur Herstellung zu bezahlen die Verpflichtung gehabt. Dem ist jedoch nicht so. Wie in dem gegen Reinhard geführten Prozesse zur Sprache kam, hatte Dietrich das Verlagsrecht erworben, und zwar unter der Bedingung, daß er so viele besondere Prachtabdrücke ausliefere, als Bürger innerhalb einer bestimmten Frist darauf Pränumeranten sammeln würde. Dieser begnügte sich contractlich mit den Pränumerationsgeldern à 1 Louisdor, wogegen Dietrich sich durch den Verkauf der auf gewöhnlichem Papiere abgezogenen Exemplare für alle Verlagskosten entschädigt halten sollte. Letzterer wurde indeß an der Ausführung der übernommenen Pflichten verhindert, da er trotz aller Mühen nicht zum vollständigen Manuscript gelangen konnte.

[55] S. das Fragment im „Genius der Zeit" von Hennings 1795, V. 41—52. Althof 80 ff. Es gehört zu der kleinen Anzahl von Papieren, welche bei Aufnahme des Inventar's bereits auf irgend eine Weise in andere Hände gekommen waren.

[56] Von den für Bürger's Denkmal eingegangenen Beiträgen hatte Althof etwas über 101 Thlr. erübrigt, um sie für Agathon zu verwenden. Hinterher sollen sie indeß noch für jenes Monument aufgewendet worden sein.

[57] So schreibt Emil Bürger's Wittwe noch am 8. Januar d. J. an mich, indem sie mich bittet, die Pietät, welche sie gegen die Entschlafene bewahre, zu berücksichtigen, und keine Beurtheilung derselben nach den vielen Vermuthungen, Gerüchten und Verleumdungen zu üben, welche über sie noch im Schwange wären, und nie ein entsprechendes Bild über sie entrollt hätten.

[58] Unter demselben Titel gab man damals noch ein zu Prag 1788 erschienenes Schauspiel, und ein Lustspiel von Friedel, Preßburg 1785.

[59] Auf andern Bühnen gab man unter demselben Titel auch ein Trauerspiel von Zimmermann, ein Schauspiel von Ambühl, und eins von V. Weber.

[60] Heinrich Kurz III. 41.

Zu Abschnitt IV muß nachträglich noch bemerkt werden, daß bei der Stiefmütterlichkeit, mit welcher in unsern öffentlichen Bibliotheken die neuere poetische Literatur der Italiener bedacht worden ist, die einschlägigen, theils zerstreuten, theils selbständigen Aufsätze von Blanc, Clarus, Gregorovius, Heyse, Mund, Reumont, Ruth, Sauer, Brisset, Etienne, Gustave Planche, Cantu u. A. mit benutzt werden mußten. Damit ist zugleich angedeutet, was über einzelne Dichter des modernen Italien Brauchbares geschrieben worden, so fragmentarisch es auch an sich ist.

---

Leipzig, Druck von Müller & Wagner.